

CLEMENS BRÜHL

# DIE SAGAN

*DAS LEBEN DER*

*HERZOGIN WILHELMINE*

*VON SAGAN*

*PRINZESSIN VON*

*KURLAND*

ST EUBEN - VERLAG

PAUL G E S S E R

B E R L I N

Alle Rechte vorbehalten  
Schutzumschlag und Einband: Joe Averdung  
Copyright 1941 by Steuben-Verlag,  
Paul G. Esser, Berlin W 50  
Druck: Bibliographisches Institut, Leipzig

*MEINER*  
*GEDULDIGEN FRAU*  
*UND*  
*HELFERIN*

# I

In der kleinen baltischen Stadt Mitau, der Hauptstadt der Herzogtümer Kurland und Semgallen, herrscht Raunen und Fragen. Morgens hat man plötzlich und unerwartet eine Einladung für den Nachmittag ins Schloß bekommen. Wo man auch herumhorcht, wen man auch fragt: allen ist die gleiche Einladung zugegangen. Es muß ein großes Fest werden. Und der Anlaß dazu? Der Geburtstag der Herzoginmutter ist doch vorüber und gerade eben mit einem großen Ball im Mitauer Schloß und mit einer Maskerade in Schwedhof, dem herzoglichen Landsitze, begangen worden. Man zerbricht sich die Köpfe!

Am Nachmittag findet sich alles in dem großen Residenzschloß an der Aa ein. Eine stattliche Anzahl Menschen, wenn auch der riesige Saal noch lange nicht gefüllt ist. Noch immer weiß man den Anlaß nicht. Überall vernimmt man die Fragen: wozu, warum, wieso, was gibt's? Es muß etwas Besonderes sein, denn eine so kurze Einladungsfrist ist völlig ungewöhnlich. Einige Herren aus des Herzogs Umgebung suchen, die Einladung als eine der üblichen Wintergesellschaften hinzustellen. Da andere wieder flüstern, sie seien selbst überrascht, steigt nur das Befremden. Man besinnt sich auf alle Geburtstage in den befreundeten Herrscherhäusern, man geht die Geschichte des Herzogtums und der angrenzenden Länder auf Gedenktage durch. Auf den 6. November will nichts recht passen. Selbst die Herren von der Regierung können keine Auskunft geben. Der Landschaftssekretär von der Howen, der doch sonst alles weiß,

zuckt mit den Achseln. Zum Zerreißen ist die Neugier gespannt. Zu bemerken, daß auffallend viele Medemsche Verwandte geladen sind, hat man vor Erkundigen und Fragen keine Zeit.

Eine Stimme meldet: „Seine Durchlaucht, Herzog Peter von Kurland und Semgallen“, und schon erscheint dessen große, wuchtige Figur im Galarock und vollem Ordensschmucke, sein immer etwas mürrisches Gesicht. Hinter ihm seine Mutter, die Herzoginwitwe Benigna. In einer kurzen Ansprache verkündet er, er habe sich entschlossen, sich wieder zu vermählen und zwar mit einer Tochter des Landes. Kaum daß man das in sich aufgenommen, geschweige denn überdacht hat, öffnet sich die Seitentür, und man erblickt, bräutlich angetan – die achtzehnjährige Dorothea von Medem, kindlichen Glanz in den Augen über ihre Wichtigkeit, geführt von ihrem Vater, dem herzensguten und behäbigen Kammerherrn und Starosten, der seine Verlegenheit nur schlecht verbergen kann. Hinter ihm seine Frau, Dorotheas Stiefmutter, ein sieghaftes Lächeln um den klugen Mund (denn sie hat nun die zweite und letzte Stieftochter „vorteilhaft“ verheiratet), dann die schwärmerisch blickende fünfundzwanzigjährige Elisa von der Recke, die Schwester der Braut, der Stiefmutter erstes, schon wieder geschiedenes Eheopfer, und endlich die halbwüchsigen Brüder Karl und Johann von Medem, die einmal brauchbare Offiziere und tüchtige Landwirte sein werden.

Herzog Peter heiratet! Heiratet eine Medem! Die kleine Dorothea aus Alt-Autz!

Man sieht auf Howen. Aber dessen kluges Gesicht ist unbewegt. Aus ihm kann man nichts lesen. Der Landmarschall, der Wilzener Medem, Bruder des Brautvaters, lächelt, aber offenbar ohne rechte Freude.

Als man wieder ganz nach vorne blickt, stehen Herzog Peter und Dorothea Medem schon vor dem Geistlichen. Die Trauung ist vollzogen. Die Überraschung ist geglückt.

Das kann man sagen. Nun muß man bereits, noch immer ganz verwirrt, dem Brautpaare, der Herzoginmutter und den Eltern der Braut Glück wünschen. Und dann öffnet sich der andere Saal für das Essen.

Wer nach seiner Einstellung zum Herzogshause loben kann, preist den Entschluß Peters bei Tisch in lauten Tönen. Wer die Bironen als Herzöge Kurlands ablehnt, und das sind selbst an der Hoftafel nicht wenige, schweigt lieber. So kommt zunächst keine rechte Festfreude auf. Aber das Essen, wirklich prächtig, und viel guter Wein halten die Menschen zusammen und machen sie verträglich.

## 2

Erst spät abends dann kann man alles durchdenken. Seit langem hat man in dem ruhigen Kurland nicht mehr einen solch ergiebigen Gesprächsstoff gehabt. Man kann die ganze Geschichte der letzten Jahrzehnte durchgehen, um seine Einstellung zu dieser Heirat und zu ihrer seltsamen Form darzulegen, um zu billigen, zu begrüßen, zu tadeln. Bis tief in die Nächte disputiert man. Es wird viel Schnaps verbraucht in dieser Zeit, und die Wachszieher freuen sich über die guten Geschäfte. Und auch wir fragen: warum diese Meinungsverschiedenheiten, warum diese Geheimhaltung des Eheplanes?

Es ist jetzt 1779. Im Jahre 1737 war mit Herzog Ferdinand das alte Herzogshaus der Kettler ausgestorben, das die Herzogswürde seit Auflösung des Deutschen Ritterordens im Baltenlande, seit dessen letztem Meister Gotthard von Kettler, innegehabt hatte. Sofort machen die Mächte, die das nicht gerade kleine, aber doch unbedeutende und abhängige Aristokratenland unter ihren Einfluß stellen möchten, bei der Wahl des neuen Herzogs ihre Wünsche geltend. Mitreden kann in erster Linie der König von Polen als Lehns-

herr des Herzogtums und das gewaltige Rußland, dem dieses Kulturländchen an seiner Grenze als ein lockender Bissen erscheint, seit der große Peter Rußland mit den Einrichtungen, den Menschen und der Lebensart des Westens zivilisieren will. Preußen kommt erst in dritter Linie in Betracht.

Rußland hatte schon einmal den Versuch gemacht, Kurland näher an sich anzuschließen. Peters Nichte Anna war mit dem letzten Kettler verheiratet worden, der aber bald gestorben war. Inzwischen war sie nach langen Mitauer Witwenjahren Zarin geworden, kannte die Verhältnisse Kurlands, glaubte, einen gewissen Anspruch auf Einfluß zu haben und hatte auch gegenüber Polen die stärkere Armee hinter sich. Sie setzte es durch, daß zwei Jahre nach dem Tode des letzten Herzogs ihr Günstling, Liebhaber und Regent Biron zum Herzog gewählt und von Polen mit Kurland belehnt wurde.

Die Zarin konnte sogar darauf hinweisen, daß Biron ja auch Kurländer sei. Man kann aber verstehen, daß der Adel des Landes, der verfassungsmäßig allein seinen Herzog zu bestimmen hatte, trotzdem den ihm aufgedrungenen Ernst Johann Biron nicht willkommen hieß. Was? Der kleine Sekretär, der vor Jahren als Habenichts in Mitau herumgelaufen war, den man kaum begrüßt hatte, sollte ihr Herzog sein? Gelacht hatte man ehemals, als ihn Anna zum Geliebten ausersehen hatte, und noch mehr gelacht, als er dann Benigna von Trotta, ein Hoffräulein Annas, heiratete. Das hatte wohl doch nur dazu gedient, Annas Kindern mit ihm nach außen und der Form nach eine Mutter zu geben. Mochte sein, daß Biron in Kurland geboren war; irgend jemand wollte sogar den Vater gekannt haben, einen Herrn Bühren oder von Bühren. Weiß der liebe Himmel! Zur Ritterschaft gehört so etwas aber noch lange nicht. Erbarmung! Kein Gedanke daran!

Aber die Zeiten hatten sich geändert. Aus der kleinen Anna war die russische Zarin geworden und aus Biron, ihrem Geliebten und Berater, dem man aus Wien den Grafen-

titel besorgt hatte, der mächtigste Mann Rußlands. Aber auch der verhaßteste, der mit seiner plumpen Prunksucht, seiner Verschwendung, Raffgier und brutalen Unterdrückung die Russen nicht nur gegen sich, sondern damit auch gegen all die vielen anderen Deutschen in Rußland aufs höchste aufbrachte. Einen schönen Herzog haben wir da bekommen.

Aber das Ganze scheint nur ein Zwischenspiel bleiben zu sollen. Eineinhalb Jahre nach seiner Belehnung ist Herzog Ernst Johann in Petersburg gestürzt und nach Sibirien verbannt. Mit ihm gehen seine Frau und seine beiden Söhne, Peter sechzehn- und Karl Ernst zwölfjährig. Wenn auch die Verbannung nach Sibirien kurze Zeit darauf in eine solche nach dem Osten Rußlands, irgendwo nach Jaroslaw (wo liegt das doch noch?) gemildert wird: diesen Herzog ist man los. Seine Würden, Ämter und Güter hat er verloren.

Nun geht das Spiel der Herzogswahl von neuem los. 1741 wählt man einen Prinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel. Der kommt nicht einmal zur wirklichen Regierung. Siebzehn Jahre später scheint man endlich klar zu sehen. Man wählt den sächsischen Prinzen Karl, Sohn des Polenkönigs August III., des Kurfürsten von Sachsen, der im Jahre 1759 belehnt wird und dem man dann im November in Mitau huldigt.

In Kurland ist man zwar jetzt einigermaßen zufrieden. Aber diese Lösung paßt nun wieder Rußland gar nicht. Das sieht ja wieder einmal nach einer Vereinigung von Kurland mit Polen aus! Als dann unter einem neuen Zaren Biron nach zwanzigjähriger Verbannung aus Jaroslaw zurückgerufen wird, setzt man ihn wieder in Würden und Ämter ein. Ist er nun aber auch wieder rechtmäßiger Herzog von Kurland? So eine Frage vermögen nicht die Rechtsgelehrten zu entscheiden. Dazu braucht man das Schwert. Rußland leiht es. Herzog Karl wird vertrieben und im Juli 1763 müssen die Kurländer Ernst Johann huldigen, der jetzt zum ersten Male seit seiner Abreise mit der Zarin Anna vor drei Jahr-



zehnten Mitau betritt. Er ist alt und verbraucht. Man macht es ihm auch nicht leicht. Gegen eine kleine Gruppe seiner Anhänger, die „Ernestiner“, steht die große Mehrzahl, die sich nach Herzog Karl „Karoliner“ nennen. Die Karoliner machen nichts als Schwierigkeiten, und Herzog Ernst hat es satt. Er dankt ab. Sein ältester Sohn Peter besteigt 1769 den Herzogsstuhl. Drei Jahre darauf stirbt der Vater.

Dem Herzog Peter sieht man an, daß er zwanzig Jahre, und zwar gerade die entscheidenden Jugendjahre, in einem Städtchen im tiefsten Rußland in Verbannung verbracht hat. Angenehmer ist er dort nicht geworden. Aus der Glanzzeit seines Vaters hat er noch ein Gefühl für herrschermäßiges Auftreten. Er liebt die Jagd und die Schönheit der Frauen. Drei illegitime Kinder aus der Zeit vor seiner Ehe mit Dorothea sind bekannt, die Herren von Schwedhof und von Gerschau und eine Gräfin von Wartenberg. Das beste an ihm ist noch eine etwas dilettantische Neigung zu den Künsten und Wissenschaften. Daß er in Mitau ein Gymnasium gründete, ist die Glanzleistung seiner Regierungstätigkeit.

Ein paar Jahre bevor er Herzog wurde, hatte er sich in Deutschland eine Prinzessin zur Frau gesucht, aus einem kleinen Fürstentum natürlich nur, aus Waldeck. Aber die war zu zart besaitet gewesen für Peter. Die Ehe wurde nach sieben Jahren geschieden, und die Herzogin verbrachte den Rest ihres kurzen Lebens in Lausanne bei Ärzten mit Kuren für ihre Nerven. Nun versuchte es Peter mit einer Russin, der Fürstin Eudoxia Jussupoff. Aber auch diese Ehe erwies sich als ein Fehler. Nach vier Jahren war auch sie wieder geschieden. Die Herzogin Eudoxia kehrte nach Rußland zurück.

Noch immer hat nun Herzog Peter keine Kinder, keinen Erben. Hatte er geglaubt, die Gegnerschaft des kurländischen Adels richte sich nur gegen die Person des berüchtigten Vaters, so hatte er nicht bedacht, daß die Kurländer mehr in Familien als in Personen denken. Die Schwierigkeiten sind

durch den Rücktritt des Vaters keineswegs behoben. Herzog Peter gehört nun einmal zu keiner „Familie“.

Wie wäre es, denkt er, sich durch eine dritte Heirat nun mit dem kurländischen Adel selbst zu verbinden? Dann muß er doch in diesen hineinwachsen. Wenigstens werden es seine Kinder, sein Erbe. So kommt er auf Dorothea Medem, die er schon als Kind bei den Hoffesten gesehen hat und die jetzt zu einem entzückenden Mädchen herangewachsen ist. Das könnte gehen. Ist der Vater auch gerade kein Anhänger der Birons, so ist er doch auch kein ausgemachter Karoliner, und was die Familie anbetrifft, so kann selbst der eingefleischteste Aristokrat gegen die Medems nichts sagen. Einfluß durch Verschwägerung und Reichtum hat Herr von Medem auch. Zu der großen Herrschaft Elley hat ihm seine dritte Frau die Güter Remten und Kappeln eingebracht, und Alt-Autz hat er noch dazugekauft. Er kann schon, für seinen herzoglichen Schwiegersohn gewonnen, vieles in Ordnung bringen, was diesem selbst nicht gelingen will.

Aber da ist noch eine Schwierigkeit. Nach dem Rechte des protestantischen Kurlands ist die zweite Ehe des Herzogs zwar gelöst; nach dem Gesetze des orthodoxen Rußlands, das keine Ehescheidung kennt, ist aber Eudoxia noch immer die rechtmäßige Gattin. Vorstellungen von der Zarin, der zweiten Katharina, die einem Befehl immer verdächtig nahekommen — und Eudoxia kann solche Vorstellungen wohl durch einen Kniefall erreichen —, kann man nicht brauchen. Darum heimlich, heimlich! Heimlich vollendete Tatsachen schaffen! Als für Peter alles feststeht, geht die Befragung der Braut und ihrer Eltern, die Aufsetzung des Ehevertrages und was sonst notwendig ist, schnell. Vierzehn Tage nach der Werbung ist die Hochzeit. Vater Medem, dem diese etwas außergewöhnliche Ehe ohnehin nicht recht ist (was werden nur die anderen, die Standesgenossen sagen!), muß unter den Vorstellungen seiner ehrgeizigen Frau sogar in die Überraschungstrauung einwilligen. In der Eile kommt das aus

Wien für ihn beschaffte Reichsgrafendiplom nicht mehr rechtzeitig. Es trifft erst sechs Wochen nach der Hochzeit in Kurland ein.

Nun ist alles vorüber. Die Zarin schweigt. Auch die Mäuler, die von einer Mißheirat Dorotheas sprechen und ihren Vater einen Überläufer nennen, werden schon wieder einmal verstummen.

## II

Die Berechnungen, die Herzog Peter an diese Ehe geknüpft hat, erfüllen sich nicht. Allerdings ist die junge Frau das Entzücken des Fünfundfünfzigjährigen. Aus ihrem ersten kindlichen Gehorsam entwickelt sich in den nächsten Jahren eine reizende Frauenpersönlichkeit, deren herzliches, liebenswürdiges Wesen und weiblicher Zauber alle Herzen erringt. Nicht eben sonderlich gescheit ist sie, aber voller Takt, Güte und Liebreiz.

Leider werden zunächst nur Töchter geboren, im Februar 1781 Katharina Wilhelmine, im Februar 1782 Marie Luise Pauline, beide in Mitau, im April 1783 Johanna Katharina in Würzau, dem Landschlosse, das das Herzogspaar bevorzugt. In drei Jahren drei Kinder. Nun ist es genug für die junge Mutter.

Aber das Verhältnis des Herzogs zur Regierung und zu den Landesbevollmächtigten bessert sich nicht so, wie Peter gehofft hat. Wird die Verbindung, die er eingegangen ist, vielleicht doch nicht wie gewünscht gewertet? Oder hat Peter seine Herkunft als Grund der Gegnerschaft des Adels zu bedeutsam eingeschätzt? Waren nicht eigentlich die Herzöge Kurlands nie ihres Lebens und Amtes recht froh geworden? Sie waren von den mächtigen Familien, wie in Polen, wie in der Ordensritterzeit, nur als *primi inter pares* angesehen worden. Gegen den in der Zeit liegenden Ausbau der Fürstengewalt wehrten sie sich gewaltig. Man hatte doch seine alte, wohl verklausulierte, umständliche Verfassung. Allmählich wird auch Herzog Peter diese dauernden

Reibereien, dieses ständige Bestreiten und Verneinen, diesen steten Kampf satt.

Er beschließt zu reisen. Er beginnt alt zu werden und hat außer Jaroslaw, Petersburg und Mitau noch nicht viel gesehen. Das will er jetzt nachholen. Und was ist auch schöner, als einer eindrucksfähigen jungen Frau, auf deren Schönheit man allen Grund hat stolz zu sein, die Welt zu zeigen.

Zwar ist inzwischen Eudoxia, die zweite Gemahlin, in Rußland gestorben, und es hätte nahegelegen, der mächtigen Zarin jetzt endlich die neue Frau vorzustellen und sich selbst wieder einmal des Wohlwollens dieses Thrones zu versichern, um vielleicht auch gegen die widerspenstigen Kräfte im eigenen Lande wieder stärkeren Rückhalt zu gewinnen. Aber Rußland ist Peter unheimlich. Dort hat er zu viel erlebt. Dort können einem zu große Überraschungen zustoßen. Peter läßt leicht, was er besser täte, und tut oft, was er lieber ließe.

Einer seiner Einfälle ist, auf die geplante Reise seinen Liebling mitzunehmen, seine älteste Tochter. Er kann sich nicht von ihr trennen. Sie ist jetzt, im August 1784, knapp dreieinhalb Jahre alt. Das reizende Bild, die hübsche junge Mutter mit dem kleinen blonden Mädcl, wird in der Fremde gefallen und den Vater schmücken.

Katharina Friederike Wilhelmine Benigna hat man die älteste Prinzessin mit politischen Berechnungen getauft. Katharina nach der Zarin, Friederike Wilhelmine nach dem preußischen Kronprinzen, der ein Jahr vor ihrer Geburt mit der Kronprinzessin auf den Reisen nach und von St. Petersburg in Mitau gefeierter Gast des Herzogspaares gewesen war. Benigna nach der vor zwei Jahren verstorbenen Herzoginmutter. Nun kann man wählen. Man kann den Namen herausstellen, der nach der politischen Entwicklung der schicklichste ist. Ist Rußland Trumpf, so sticht Katharina. Nimmt das unter dem regierenden großen König Friedrich so erstarkte und vielleicht unter seinen Nachfolgern weiter wachsende Preußen Interesse an Kurland, so paßt Friederike

Wilhelmine. Da die Eltern allmählich ganz zu Preußen neigen und Friederike Wilhelmine selbst, später noch, wenigstens allgemein nach Deutschland, so wird Wilhelmine ihr rechter Name. „Katharina“ bleibt nur in Nachschlagebüchern erhalten.

Wir wissen noch wenig vom Kinde, wann die Eindrücke, vielleicht auch nur im Unterbewußtsein, einsetzen, die den Menschen formen helfen. Die Reise, die die kleine Wilhelmine jetzt mit ihren Eltern nach Italien antritt, war vielleicht für ihre Gestaltung von Wichtigkeit. Vielleicht leitet sich aus ihr die spätere große Liebe für Italien her, das Land, in dem sich Wilhelmine als Frau eigentlich allein wirklich wohlfühlt hat. Vielleicht hat auch das Auftreten des Vaters, des regierenden Herzogs, und seine Aufnahme in der Welt in ihr das Gefühl für Würde, Haltung und Repräsentation gestärkt, das sie später auszeichnete. Wir wollen es uns daher nicht verdrießen lassen, einen Abriß von dieser großen Reise aufzuzeichnen, die Wilhelmine im frühen Kindesalter antritt.

Das ungleiche Herzogspaar — Peter ist jetzt sechzig Jahre alt und wird immer mürrischer, die Herzogin erblüht mit ihren dreiundzwanzig Jahren zu immer weiterer Schönheit — verläßt im August 1784 Mitau, wohin der Herzog erst nach dritthalb Jahren zurückkehren wird. Mehrere Wagen sind nötig, um das Herzogspaar, Wilhelmine, Kammerherren und Hofdamen, Kinderfrau und Dienerschaft, Koch und Knecht und alles Gepäck aufzunehmen. So rollt und schwankt man durch die endlosen Wälder und die Felder, die der Mahd harren. Man nimmt sich viel Zeit. Die herzogliche Mutter ist noch angegriffen, und man will ja die Reise genießen. Wo man gut aufgenommen ist, wo man interessante Menschen findet, wo Beziehungen zu knüpfen sind, verweilt man nach Gefallen, erst in Königsberg beim Grafen Keyserling, dann in Schwedt beim Markgrafen und endlich in Berlin, um dem König, dem ruhmreichen Friedrich, seine Aufwartung zu

machen. Dort bleibt man länger. Beide Brüder der Herzogin sind hier als preußische Offiziere. Sie haben das Schloß Friedrichsfelde in der Nähe der Stadt, den Sommersitz des jüngsten Bruders des Königs, des Prinzen Ferdinand, für Schwager und Schwester als Wohnung ausgemacht.

In Berlin sind die Menschen so freundlich, der Name Biron ist dort nicht so verhänglich, der Hof und die gelehrte Welt sind dem reichen Herzog aus dem Osten in gleicher Weise gefällig. Die Verhältnisse sind ruhig, ganz anders als in dem wirren Rußland. Hier sollte man für die Dauer bleiben. Prinz Ferdinand von Preußen bietet dem Herzog Schloß Friedrichsfelde zum Kauf an. Ferdinand selbst ist es immer noch zu entlegen, und er denkt daran, sich ein neues Schloß recht nahe der Stadt zu bauen. Herzog Peter ist nicht abgeneigt und bestellt einen Beauftragten für die weiteren Verhandlungen.

Dann reist man, begleitet von den Grafen Karl und Johann Medem, weiter über Dresden, München, den Brenner nach Verona, wo eine Denktafel im Giustischen Garten diesen Besuch der Nachwelt überliefert. Vicenza, Padua, Venedig und Bologna – dort errichtet der Herzog ein Stipendium für junge Künstler – sind die nächsten Haltepunkte. Florenz. In Rom vier Wochen. Angelika Kaufmann malt dort ein Bild der Herzogin und eines von der kleinen Wilhelmine. Dann im Sommer 1785 nach Neapel. Man verkehrt am Hofe des schwachen Königs Ferdinand, an dem tatsächlich die Königin Karoline Marie, Maria Theresias Tochter und Schwester der Königin Marie Antoinette, mit ihrem Günstling Lord Acton regiert. Der Maler Hackert zeigt ihnen die Insel Ischia, wo Herzog Peter dann die Bäder gebraucht.

So geht ein Jahr vorüber. Im Herbst ist man wieder in Berlin, wo unterdessen Schloß Friedrichsfelde für den Herzog gekauft ist, während sich Prinz Ferdinand in den nächsten Jahren das Schloß Bellevue bauen läßt. Man hat eine herrliche Zeit verlebt, wunderbare Dinge gesehen, ist von Herr-

schern, Künstlern und Gelehrten gefeiert worden. Neben dem gefüllten Stammbuch mit erlauchten Namen von Fürsten der Länder und des Geistes hat man eine Menge von Kunstwerken, Bildern wie Figuren, mitgebracht, nicht eben mit hohem Verständnis ausgewählt, sondern was der Tag bot, was gerade gefiel, was eben Geltung hatte. Das stellt und hängt man in Friedrichsfelde auf.

Den Winter verbringt man in diesem Schlosse. Herzogin Dorothea, weiter gereift durch die Eindrücke und durch die vielen Menschen, ist in den Familien der königlichen Prinzen ebenso gerne gesehen wie in der sonstigen Hofgesellschaft. Besonders schließt sich ihr die junge preußische Prinzessin Luise an, die Tochter Ferdinands und Schwester des Prinzen Ludwig, den man zur Unterscheidung von dem Bruder des Kronprinzen Louis Ferdinand nennt.

Gegen die fünfundzwanzigjährige Dorothea wirkt der Herzog allmählich wirklich alt. „Die reizende, sich musterhaft benehmende Herzogin begegnete ihrem unangenehmen, rauhen Gatten mit einer Geduld und Sanftmut, die ihr die Sympathie aller Menschen eintrug.“ Herzog Peter hat auch Grund, verdrossen zu sein, und Dorothea wird dafür Verständnis haben. Die Nachrichten aus Kurland lauten alles andere als günstig. Die vier Oberräte, die in Mitau die Regierung führen und verfassungsgemäß den abwesenden Herzog vertreten, tun, was sie wollen, und den Nutzen des Bironherzogs wollen sie nicht. Graf Medem, der Schwiegervater, der immer noch etwas auf Ordnung gesehen und allzu großem Übermut gesteuert hatte, ist kürzlich gestorben. Nun fehlt in Kurland auch diese sicherste und aufrichtigste Stütze.

Aber zurückzukehren, die Zügel selbst wieder in die Hand zu nehmen, dazu verspürt Peter nun auch wieder gar keine Neigung. In Berlin ist man als Herzog von Kurland anerkannt. In Mitau müßte man täglich um wirkliche Anerkennung ringen.



Aus dieser Zeit kennen wir eine erste Willensäußerung der nun bald fünfjährigen Wilhelmine. Sie ist auch gleich einigermaßen aufschlußreich. Damals lebte in Berlin die bekannte Karschin. Das ist eine einfache Landfrau, die sich mit ihrer primitiv-formellen Dichtbegabung sehr wichtig tut und als „Naturdichterin“ teils bestaunt, teils als die komische Figur genommen wird, die sie in Wirklichkeit ist. In oft recht aufdringlicher Weise sucht sie die Damen der großen Gesellschaft auf, um dort ihre neuesten Erzeugnisse vorzutragen. So ist sie auch ein paarmal in Friedrichsfelde, und als sie dabei die kleine Prinzessin Wilhelmine sieht, der man gerade ein Märchen erzählt, verwandelt sie dieses gleich in ein Stegreifgedicht. Als man aber Wilhelmine auffordert, sich für diese Leistung zu bedanken, meint sie kühl: „Wofür soll ich mich bedanken? Sie hat mir ja nichts gegeben!“ Nein, für Sentimentalitäten ist Wilhelmine auch später nicht zu haben, besonders wenn sie von komischen Figuren kommen (und sie hält leicht einen Menschen für komisch). So klar kann schon das Kind empfinden und entscheiden.

## 2

Im Frühjahr 1786 fährt das Herzogspaar, wieder mit der kleinen Wilhelmine, nach Holland, wo der Herzog einen späterhin verkauften Landbesitz hat. Im Haag lernt man auf dieser Reise die Erbstatthalterin von Holland, eine Schwester des preußischen Königs, kennen.

Im Sommer sind sie in Pymont, wo die Gräfin Wartenberg, des Herzogs natürliche Tochter und Hofdame der Herzogin, einen Hardenberg heiratet. Dann wird noch ein Besuch in Hannover gemacht, und im Herbst trifft man wieder in Friedrichsfelde ein.

Wer im Knabenalter seinen Vater als prunkenden Regenten Rußlands gesehen hat, wer darauf zwanzig Jahre lang ohne

rechte Hoffnung in einem Städtchen tief in Rußland verbannt lebte und dann wieder Herzog eines schönen Landes geworden ist, staunt nicht mehr so leicht über die Veränderlichkeit der menschlichen Verhältnisse. Er sucht sich darauf nach bestem Vermögen einzurichten. Was liegt Herzog Peter schon an Kurland? Einen Sohn, der dies Herzogtum erben könnte, hat er nicht. Wichtiger ist, daß er für seine alten Tage, und daß seine Frau, seine Töchter sicher versorgt sind. Allerdings heißt versorgt sein nach Bironschen Begriffen, viel, sehr viel Vermögen haben. Mag dann mit Kurland werden was will. Zunächst heißt es, aus dem Lande an Geld herauszuziehen, was herauszuziehen ist, rücksichtslos. Wenn Howen und andere ihn politisch schädigen wollen, er, Peter, hat von seinem Vater eine geschäftliche Pfißigkeit geerbt, die ihm wenigstens geldlich weiterhelfen wird. Schon der Vater hat seiner abenteuerlichen Laufbahn nicht blindlings vertraut. Er hatte bereits 1734 die Herrschaft Wartenberg in Schlesien erworben und war damit Freier Standesherr in Preußen geworden. Diesen Titel hatte Peter mit Wartenberg geerbt.

Auch in Holland ist sicherheitshalber ein Besitz. Nun stellen die Vormünder des jungen Fürsten Lobkowitz das Fürstentumslehen Sagan in Schlesien zum Verkauf. Peter ist reich. Notfalls werden ein paar Güter in Kurland zu Gelde gemacht. Auch dann noch fließen die Bezüge aus den Domänen reichlich, besonders wenn man es nicht zu genau nimmt mit der Trennung zwischen Staatseinkünften und den Einnahmen aus persönlichem Eigentum. Herzog Peter kauft also Sagan. Für eine Million Gulden. Vom 5. Juli 1786 ist die Belehnungsurkunde datiert. Da Herzog Peter keine männlichen Erben hat, gesteht der Preußenkönig ausdrücklich auch die weibliche Erbfolge in das Lehen zu. Nebenbei erwirbt der Herzog noch die nicht weit von Sagan gelegene Herrschaft Hohlstein. Jede der Töchter soll ihre anständige Mitgift haben.

In Berlin und Friedrichsfelde läuft das Leben wie im vorigen Winter. Der große Friedrichsfelder Park ist durch hohe Götterstatuen verschönt worden, die der Herzog aus Italien herbeigeschafft hat. Dort sieht man die kleine Wilhelmine täglich wohlbehütet ihre Spaziergänge machen. Ihre Mutter hat große gesellschaftliche Erfolge und zwar besonders bei den in Berlin lebenden Franzosen. Beobachtern kommt es vor, als sei sie empfänglicher geworden für die ihr dargebrachten Huldigungen. Der Herzog „war unleidlicher als je und verhehlt seine üble Laune nicht. Er brachte es mehrmals fertig, seine Frau auf Gesellschaften zu zwingen, von ihrem Spieltisch aufzustehen oder den Saal zu verlassen, ohne andere Gründe dafür anzugeben, als die er ihr in kurischem Platt zuraunte. Sie leistete dabei keinerlei Widerstand und alle Welt bewunderte ihre Sanftmut und Resignation.“

Vielleicht sind die zugerauten Gründe des Herzogs aber recht gute. Vielleicht mahnt er die lebenslustige Herzogin nur zur Schonung; denn Dorothea wird wieder Mutter. Von Kurland aus bestürmt man sie in persönlichen Briefen und durch ein förmliches Ansuchen der Stände, das Kind dort zur Welt zu bringen. Das kann von Wichtigkeit sein, wenn es ein Sohn, ein Erbe der Herzogswürde, wird. Im Dezember 1786 begibt sich die Herzogin, von ihrem Bruder Karl begleitet, auf die Winterreise. Herzog Peter aber bleibt mit Wilhelmine in Friedrichsfelde. Nein, nach Kurland geht er nicht mehr. Wir wollen doch erst einmal sehen, ob es ein Junge wird. Am liebsten zöge er sich ganz auf das Herzogtum Sagan zurück, um dort, wie weiland der letzte Kettler es in Danzig tat, ohne lästige Räte, intrigierende Bevollmächtigte und die ganzen wichtigtuenden Landhofmeister, Kanzler, Oberburggrafen und Landmarschälle in anerkanntem Besitz und in Ruhe seine Einkünfte zu verzehren.

Aber diesmal ist es ein Sohn, Herzog Peter, für den Durchlaucht noch keinen Besitz gekauft haben! Es bleibt gar

nichts übrig, er muß nach Kurland zurück, er muß suchen, Kurland für den Sohn zu erhalten. Dort sieht er nun mit eigenen Augen, wie die Regierenden ihn nach allen Regeln des Rechts in seinen Ansprüchen geschmälert und in ihre und ihrer Leute Tasche gewirtschaftet haben. Nun heißt es, das wieder zurechtbiegen, wenn nicht mehr für sich selbst, so doch für den Sohn, der auch den Namen Peter trägt.

Der Vater bleibt nun acht Jahre in Kurland. Seine weiteren Reisepläne sind aufgegeben. Die lange Abwesenheit von Mitau ist denn doch zu teuer zu stehen gekommen. Dorothea hält es noch die ersten dieser Jahre bei ihm. Sie trägt an einem neuen, fünften Kinde, das, ein kurzes Jahr nach dem Erbprinzen, im Januar 1788 geboren und Charlotte getauft wird. Im gleichen Jahr erkrankt der Herzog ernstlich. Man trifft schon Vorbereitungen für den Fall seines Todes. Dorothea, die eine Reise nach Deutschland geplant hat, muß bei ihm bleiben. Und dann hält sie es bei dem Genesenden noch ein drittes Jahr aus.

## 3

Diese kurzen Jahre sind die einzigen, in denen die kleine Wilhelmine etwas vom Zauber des Familienlebens verspürt. Papa ist oft garstig zu Mama; aber für seine Wilhelmine hat er immer ein Lächeln und ein liebkosendes Kopfstreicheln. Ziemlich altklug ist sie mit sechs Jahren nach Kurland zurückgekehrt. Seit sie denken kann, ist sie nur mit Erwachsenen zusammen gewesen. Und immer sind sie gereist, weit, weit, durch viele große Städte, über hohe Berge. Sie kann jetzt fast schon ihre Koffer selbst packen. Lauter Prinzen und Prinzessinnen, sogar Könige und Königinnen hat sie gesehen, und die waren sehr nett zu ihr. Den beiden dummen „kleinen“ Schwestern bleibt der Mund offen stehen, wenn sie so erzählt.

Die drei Prinzessinnen haben als „erste Pflegerin“ die „würdige Frau Gersimsky“ und als Erzieherin eine Französin, Mademoiselle Masson. Am schönsten kann aber Tante Elisa Geschichten erzählen. Sie beschäftigt sich viel mit den Kindern. Man lebt in Würzau. Ein Winterabend. Elisa spricht zu den drei Mädchen vom lieben Gott, der ihnen ein Schwesterlein geschenkt habe; dafür müßten sie aber auch in diesem Jahre recht brav und artig sein. Das müssen ihr die drei in die Hand versprechen und auch, immer daran zu denken, daß der liebe Gott alles wisse und stets um sie sei. Dann erzählt sie, sie werde bald wieder verreisen, nach Karlsbad, wegen ihrer Gesundheit. Großes Bedauern. Da fällt ihr Wilhelminè um den Hals: „Ich will nicht nur immer daran denken, daß der liebe Gott alles weiß; ich werde auch immer an dich denken, Tante, und will dir immer Freude machen.“ Tante Elisa ist aber auch die einzige, die immer vom lieben Gott spricht. Selbst Mademoiselle Masson weiß nicht viel von dem zu berichten. Bei Tante Elisa — sie soll sogar berühmt sein und Bücher schreiben — ist es überhaupt immer etwas rührselig; man kommt bei ihr so leicht zum Weinen. Eigentlich mag Wilhelmine das gar nicht, und Papa, der doch ein wirklicher Herzog ist, mag Tante Elisa auch nicht sehr.

Nach fünf Vierteljahren geschieht etwas Furchtbares. Der kleine dreijährige Erbprinz Peter stirbt. Und ein Jahr darauf stirbt im gleichen Alter auch das jüngste Kind Charlotte. Viel Kraft hat ihnen der alte Vater nicht mehr mitgegeben. Wilhelmine ist als älteste Tochter wieder das wichtigste Kind.

Von den alten Plänen, sich auf seine ausländischen Besitzungen zurückzuziehen, kann aber für Herzog Peter trotz des Todes seines Sohnes gerade jetzt keine Rede mehr sein. Sein Verhältnis zu der kurländischen Regierung hat sich glücklich völlig verfilzt. Peter ist alles andere als ein kluger Staatsmann und geschmeidiger Diplomat. Er hat so gar keine Menschenkenntnis. Er hängt sich gern an unzuver-

lässige Freunde, stößt wirklich Wohlmeinende vor den Kopf, kann gar nicht einmal durch großzügiges Nachgeben und Vergessenseinlassen eine neue Plattform für ein gedeihliches Zusammenleben schaffen.

Er hat in Warschau ein Verfahren gegen die kurische Landschaft angestrengt, die von den in seiner Abwesenheit ergangenen Regierungsverfügungen begünstigt worden war. Diesen Prozeß kann er nicht aufgeben. Es ist für ihn eine Sache des Stolzes und der Ehre. Lange schon zieht sich das Verfahren hin. Die Landschaft hat eine Abordnung nach Warschau geschickt, die sogar eine Audienz bei König Stanislaus August Poniatowski erreicht hat. Da spielt Herzog Peter einen neuen Trumpf aus. Er selbst kann nicht nach Warschau gehen; das verträgt sich nicht recht mit seiner herzoglichen Würde. Er weiß auch, daß er nach Alter und Art nicht der Mann ist, Menschen für sich zu gewinnen. Aber er hat eine Frau, mit höfischer Sitte vertraut, jetzt ganz selbständig und zu entzückender Weiblichkeit herangewachsen. Die muß in Warschau zur Unterstützung seiner Beauftragten für die Sache ihres Gemahls und ihrer Kinder eintreten. Das wird seine Wirkung auf den König und das allen Einflüssen zugängliche Gericht nicht verfehlen.

## 4

Dorothea ist in diesem Frühjahr 1790 nach Karlsbad zur Kur gereist. In Dresden findet sie ihre Schwester Elisa vor, die sie in ihren dortigen Kreis, in das schöngeistige Bürgertum einführt, in dem der Oberappellationsgerichtsrat Körner eine bedeutende Rolle spielt. Die beiden Schwestern bitten sich ein Jahr darauf Patenstellen bei seinem Sohne aus, der Karl getauft wird, sich aber später nach seiner hohen Patin Theodor nennt.

Von Karlsbad geht Dorothea, allerdings auf weiten Umwegen, über Weimar, wo sie Goethe, Herder und Wieland kennen lernt, über Erfurt, wo der spätere Fürstprimas und Großherzog von Dalberg sie als Gast empfängt, über Pyrmont, Sagan und Wartenberg nach Warschau zu ihrer ersten diplomatischen Mission. Sie gelingt durchaus. Der alte König Stanislaus war immer ein Kavalier gewesen und hat für die schöne und liebenswürdige junge Frau ein väterliches Wohlwollen. Auch sonst gefällt Dorothea ungemein. Man kann es dieser reizenden Fürstin doch nicht antun, daß ihre Sache verloren geht.

Als Dorothea im Herbst nach Kurland, nach Würzau, zurückkehrt, ist selbst der knurrige Herzog umgänglich und gefällig. Die drei heranwachsenden Töchter jubeln ihr entgegen. So lange hat Wilhelmine die Mutter noch nie entbehren müssen. Sie ist recht herangewachsen mit ihren neun Jahren, ist das Bild der Gesundheit und „verspricht, eine majestätische Schönheit zu werden“ Sie „zeigt Geistesfähigkeiten, die weit über das Alter von neun Jahren hinausgehen“. So ist sie des Vaters ganzer Stolz. Sie gehört zu seinen wenigen menschlichen Freuden. Er beschäftigt sich mit ihr und erzählt ihr öfters in seinem etwas ermüdenden Tonfall vom Glückswechsel seiner verflochtenen Schicksale. Da weiß er prächtige Geschichten aus seiner Jugendzeit in St. Petersburg und unheimliche aus Sibirien und aus Jaroslaw zu berichten. Das ist für Wilhelmine die liebste Schule.

Auch Wilhelmine selbst liefert bereits Stoff zu Geschichten, die schon den Kern ihres Wesens auch für spätere Zeit dartun. Herr von Buttler, einer der Güterverwalter des Herzogs und auf diesen von großem Einfluß, hat einer armen Viehpächterin, die 200 Taler Pachtzins schuldet, die Pacht genommen und zur Beitreibung der Schuld ihr kleines Habe pfänden lassen. Die von ihr um Hilfe angegangene Herzogin lehnt es ab, sich einzumischen. Da wendet sich die ver-

zweifelte Frau, die fünf Kinder zu ernähren hat, an Wilhelmine; man weiß doch, daß sie des Herzogs Liebling ist. Aber Herzog Peter weist Wilhelmine ab, als sie ihn bittet, der Frau die Schuld zu erlassen. „Kinder haben sich nicht in so etwas hineinzumischen. Das ist Herrn von Buttlers Sache. Der weiß schon, was er tut!“ Wilhelmine schweigt. Schnurstracks geht sie dann zu Buttler. Sie erklärt ihm, ihr Vater habe die Sache mit den 200 Talern der Pächtersfrau als allein von seiner Entscheidung abhängig erklärt. Dann reckt sie sich, jeder Zoll eine kleine Prinzessin: „Dankbar würde ich es anerkennen, wenn Sie, Herr von Buttler, der armen Frau das Geld erließen. Ich würde es aber auch nicht vergessen, wenn ich eine Fehlbitte getan hätte.“ Ohne Buttlers Antwort abzuwarten, verläßt sie in einer Art von Trotz sein Zimmer.

Aus kleinen Prinzessinnen können schnell einmal sehr wichtige große Damen werden. Vorsichtshalber erläßt Buttler daher der Pächterin ihre Schuld.

## 5

Wilhelmine wird sich noch oft und immer mehr daran gewöhnen müssen, ohne Mutter in dem stillen Würzau zu leben. Dorothea ist jetzt dreißig, Herzog Peter siebenundsechzig Jahre alt. Es ist nicht sehr erheiternd und abwechslungsreich, in dem von vielen gemiedenen Würzau mit dem grantigen Greis als Mann zu leben. Draußen in der Welt locken freudige Menschen und festliche Höfe, Huldigungen der Männer, Geist, Gesellschaft, Lachen, Sonne, Berge. Dorthin sehnt sie sich, und sie wäre keine scharmante Frau, wenn sie sich nicht durchsetzte.

Schon ein halbes Jahr nach ihrer Rückkehr bietet sich eine Gelegenheit. Der Herzog wünscht, daß sie noch einmal in Warschau vorspricht, um dort die Wirkung ihres ersten Besuches auf den sich noch immer hinschleppenden Prozeß



nicht verblassen zu lassen. Während der nun folgenden fünf Wochen in Warschau von Mitte April bis Ende Mai 1791 ist Dorothea, begleitet von ihrer Schwester Elisa, ihrer Hofdame Fräulein von Vietinghoff als Haushofmeisterin und ihrem sonstigen Gefolge, wieder der Gegenstand der Feier bei Hof und in der eleganten Welt. Sie erneuert die vorjährige Bekanntschaft mit dem Abbé Scipion Piattoli, einem ehemaligen Jesuiten, Florentiner von Geburt, der als Erzieher mit einem jungen Prinzen Lubomirski nach Polen gekommen war. Dieser geistreiche Mann von umfassender Bildung und vornehmer Haltung, erfüllt von den Doktrinen der französischen Revolution, war vom König Stanislaus bemerkt worden und wurde erst sein Bibliothekar, dann sein einflußreicher Geheimsekretär und arbeitete damals gerade an dem Entwurf der neuen polnischen Verfassung vom 3. Mai 1791. Piattoli war einer der wichtigsten Helfer Dorotheas. Ein anderer war der junge Graf Batowski, nicht gerade von allererster Familie, aber durch mehrere Jahre Offiziersdienst in Frankreich der großen Welt gewohnt und voller Ehrgeiz. Dorothea hatte den erst Widerstrebenden unter Einsatz von Tränen und unter Hinweis auf das schreckliche Los, das ihr der Herzog bereiten werde, wenn sie erfolglos heimkehre, zu ihrer Sache herübergezogen. Nun setzte er sich, erst einmal gewonnen, mit seiner ganzen Person dafür ein.

Durch die Einführung der neuen polnischen Verfassung wird die kurländische Angelegenheit, wie schon so oft, in den Hintergrund gerückt; erst im Herbst wird man darüber endgültig verhandeln können. Dorothea aber kehrt keineswegs nach Kurland zurück. Gründe für Reisen gibt es ja genug: Erholungsbedürftigkeit und eine Einladung des Königs von Preußen zur Doppelhochzeit seiner Töchter Friederike und Luise. Dorothea geht nach Karlsbad, reist hierhin und dorthin. In Pymont läßt sie sich mit der Erzieherin einer jungen Gräfin Wallmoden, einem Fräulein

Forster, bekannt machen. Dieser geht ein gewisser Ruf voraus, und ihr Zögling, die Komtesse, macht ihr alle Ehre. So wird die Forster für die kurländischen Prinzessinnen angenommen.

Im Herbst ist Dorothea dann bei den Berliner Hochzeiten Gast an der königlichen Tafel. Hier werden zum erstenmal Ehepläne für Prinzessin Wilhelmine geschmiedet.

Von den beiden Bräuten, Töchtern Friedrich Wilhelms II., heiratet Friederike den Herzog von York, Luise den Prinzen Wilhelm von Oranien-Nassau, der als ältester Sohn des Erbstatthalters später König der Niederlande wird. Der zweite Sohn, Friedrich, könnte nun doch gut die älteste kurländische Prinzessin heiraten, natürlich nur, wenn der oranische Prinz dann mit Sicherheit Nachfolger Herzog Peters in Kurland würde. Dorothea ist von diesem Vorschlag der Erbstatthalterin – die beiden kennen sich schon von der Reise des kurländischen Herzogpaares nach Holland – um so begeisterter, als der preußische König ihn zu unterstützen verspricht. Wiederholt erörtert er das Projekt mit der kurländischen Herzogin, die er auch einmal in Friedrichsfelde besucht. Aber bei der Nachfolge in der Herzogswürde Peters hat in erster Linie Katharina von Rußland mitzureden; gegen deren Willen kann sich kein Regent in Kurland behaupten.

Schnell zeigt sich, daß eine Einwilligung der Zarin nicht zu erlangen ist. Rußland denkt gar nicht daran, durch eine derartige Erbregelung Kurland den Interessen Preußens und noch westlicheren Einflüssen näher bringen zu lassen. Auf ein anfragendes Schreiben Dorotheas aus Berlin antwortet die „Cousine Katharina“ höflich, aber klar verneinend und sogar mit einem Gegenvorschlag. Habe sich auch Herzog Peters Bruder Karl durch seine Aufführung unwürdig gemacht, der Nachfolger seines Bruders zu sein, falls dieser ohne männliche Erben sterbe, so verdienten doch seine Söhne nicht, Opfer seiner Sünden zu sein. „Euer Durchlaucht, die nur ebensosehr das Wohl Ihres Geburtslandes

wie Ihre mütterliche Sorge im Herzen zu haben scheinen, könnten meiner Meinung diese doppelte Pflicht nicht besser erfüllen, als indem Sie Ihren Gemahl vermöchten, seine Neffen zu sich zu nehmen, unter seinen Augen zu erziehen und die älteste seiner Töchter mit dem ältesten Prinzen zu vermählen. Diese Maßregel ist die einzige, die die Gerechtigkeit, das Wohl des herzoglichen Hauses wie der kurischen Stände und die Interessen der Nachbarstaaten vereinigt; da Euer Durchlaucht Wert auf meine Zustimmung und auf meine Gefühle für Sie zu legen scheinen “ und so weiter. Damit ist die Nachfolge des Prinzen Friedrich von Oranien also nicht nur in Frage gestellt, sondern fast ausgeschlossen, und so zerstiebt der ganze schöne Plan, den das Schicksal ohnehin vereitelt hätte, da der Prinz vor Wilhelminens Ehemündigkeit starb.

Aber auch der Vorschlag der Zarin scheint Herzog Peter nicht annehmbar. Er ist mit seinem hochstaplerischen Bruder völlig verfeindet und will für seine Wilhelmine etwas anderes als das eigene Bironblut. Da kann er hartnäckig sein; das Praktische, Kluge tut er ja selten. So bleibt die Frage der Heirat Wilhelminens und die Frage der Nachfolge Peters weiter offen.

## 6

Der Absagebrief der Zarin erreicht die Herzogin erst in Warschau, wo sie zum drittenmal den kurländischen Prozeß, der nun vom polnischen Reichstag entschieden werden soll, zu betreuen hat. Den ganzen Winter über jagen sich die festlichen Veranstaltungen. Dorothea ist in dieser Gesellschaft voll Verschwendung, Lüsternheit und Dekadenz nicht nur als einzige regierende Fürstin die Erste Dame bei den Warschauer Hoffesten, sondern auch als Frau das Wohlgefallen des Königs. Bei all seinen Schwierigkeiten

bucht dieser es als besonderen Erfolg, daß Herzog Peter die polnische Lehensoberhoheit über Kurland durch seine Prozeßführung in Warschau wieder förmlich anerkannt hat; auch aus der Freude darüber erklärt sich seine Gefälligkeit gegen Dorothea. Die Freundschaft Dorotheas mit Abbé Piattoli wird erneuert und auch die mit Alexander Batowski, der immer mehr in den politischen Vordergrund gerückt ist, seit er in einer Sitzung des Reichstages vor aller Augen das russische Reskript zerrissen hat, das sich gegen die neue Verfassung wandte. Dorothea erlebt noch im Frühjahr die pomphafte erste Jahresfeier jener „revolutionären“ Verfassung vom 3. Mai, der der König dieser Republik zugestimmt hat. Sie erlebt auch noch wenige Tage später die Proklamation der Reaktionäre, die die alte Verfassung wiederherstellen wollen und den Schutz Rußlands angerufen haben.

Dann kommt jene für die herzogliche Familie so bedeutsame Sitzung des polnischen Reichstages vom 27. Mai 1792, in der zunächst die Ansprüche des Herzogs abgewiesen werden. Die Herzogin, die der Sitzung in der ihr ständig zur Verfügung gestellten Loge beiwohnt, erläßt bei der Verkündung dieses Abstimmungsergebnisses, sinkt in ihrem Stuhle zusammen und muß hinausgeführt werden. Die Reichsboten verlaufen sich langsam. Darauf haben Batowski und ein anderer, größerer Parteigänger der Herzogin, der Fürst Sapieha, gerechnet. Batowski reißt das Wort an sich, kann auf die unglückliche schöne Frau hinweisen, die eben tief getroffen hinausgewankt ist – die Gegner murmeln dabei etwas von Komödie – und verlangt eine sofortige zweite geheime Abstimmung, die nach einer kaum mehr geübten Klausel der Geschäftsordnung gefordert werden kann. Daran haben die Sieger nicht gedacht. Bevor sie wieder ihre Leute zusammen haben, ist die zweite Abstimmung durchgesetzt und ergibt nun eine knappe Mehrheit zugunsten des Herzogs von Kurland. Dann wird die Sitzung geschlossen. Die Entscheidung ist rechtskräftig.

Als Dorothea dann Anfang Juni wieder in Kurland eintrifft, bereitet der dankbare Herzog ihr große Feiern. Durch diese soll auch Graf Batowski geehrt werden, den Polen zur Bekräftigung des neu anerkannten Lehensverhältnisses nach Mitau als Residenten geschickt hat. So erkenntlich Herzog Peter seiner Gemahlin ist, so sehr weiß diese Batowski Dank. Aber seines Bleibens ist nicht lange in Mitau. Rußland schließt im August 1792 mit Preußen einen Allianzvertrag, durch den für Herzog Peter die preußische Stützung Rußland gegenüber fortfällt. Die Russen können jetzt in Kurland tun, was sie wollen, und da ihnen ein polnischer Resident in Mitau, der den Einfluß Polens in Kurland stärken soll, mißfällt, befiehlt der russische Gesandte dem Grafen Batowski schon Anfang September kurzer Hand, das Land schleunigst zu verlassen; anderenfalls werde er Wege finden, ihn nach Sibirien abzuschieben. Und wirklich weicht Batowski, der sein Vaterland in Intrigen und durch äußere Einflüsse zerfallen sieht. Er geht nicht nach Polen zurück, wo der König soeben zu seinen Gegnern umgeschwenkt ist und der glorreichen Verfassung Piattolis entsagt hat.

Trotz seines Sieges in Warschau sieht Herzog Peter die Unsicherheit seiner Lage sehr deutlich. Die Ritterschaft formiert unter dem Deckmantel einer „Turniergesellschaft“ geradezu ein kleines Heer gegen ihn mit seinen 400–500 Soldaten. Auf Preußen ist nicht zu bauen. Katharina von Rußland drängt ihm einen hohen Erziehungsbeitrag für seine Neffen Biron ab. „Sicher ist sicher“, meint Peter, „ich werde noch weitere Gelder im Ausland anlegen“ So kauft er von den Grafen Piccolomini die herrliche Herrschaft Nachod in Böhmen, mit dem ragenden Schlosse und den weiten Ländereien, und in Berlin ein Stadtschloß unter den Linden, das „Kurländische Palais“, jetzt das Haus der russischen Botschaft, das einst der große Friedrich für seine Schwester hat erbauen lassen.



Herzog Peter von Kurland  
um 1785



Herzogin Dorothea von Kurland  
um 1785

Als die Herzogin Dorothea am 10. Juni nach über einjähriger Abwesenheit vor dem Würzauer Schlosse mit ihrem Gefolge, der Hofdame Julie von Vietinghoff und der Schwester Elisa, vorgefahren war, hatte sie die drei Töchter, Wilhelmine, Pauline und Jeanne, „an Leib und Seele schön geworden“ gefunden. Hinter den dreien stand diesmal, mit ihrem klugen, ernsten, blatternarbigem Altjungferngesicht, glänzend vor Reinlichkeit und Akkuratesse, Antonie Forster, die neue Erzieherin.

Sie stammte aus dem Dörfchen Nassenhuben bei Danzig, wo der Vater zwölf Jahre als kleiner Prediger gelebt hatte, und war, da ihr Rückenhöcker und ihre Armut eine bessere Unterbringung aussichtslos erscheinen ließen, schon mit jungen Jahren Erzieherin in vornehmen Häusern geworden. Soweit war alles ganz durchschnittlich. Wer das bucklige Fräulein aber näher kannte, wußte, von welchem unbändigen Stolz sie erfüllt war, der nicht einmal komisch wirkte, weil in der kleinen Person wirklich etwas steckte. Stammte sie nicht von den schottischen Lords Forester ab, von denen einer mit König Jakob ausgewandert und nach Westpreußen verschlagen worden war? Der Vater hatte sich in Nassenhuben durch mathematische, philosophische, erd- und völkerkundliche Studien und Befassung mit den alten Sprachen einen Namen gemacht, war daraufhin von der Zarin mit Untersuchungen über das sibirische Kolonistenwesen betraut worden und dann als Professor der Naturgeschichte und der französischen und englischen Sprache mit seiner zahlreichen Familie nach England gegangen. Dort war Johann Reinhold Forster dadurch am bekanntesten geworden, daß er Kapitän Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise um die Welt drei Jahre lang begleitet hatte. Zwar hatte ihm Oxford daraufhin den Titel eines Ehrendoktors verliehen, aber die geldlichen Belohnungen hatten nicht ein-



mal ausgereicht, um ihn vor der Schuldhaft zu bewahren. Jetzt aber war der weltweite Gelehrte als Professor in Halle untergekommen.

Der älteste Bruder Antoniens, jener talentierte Feuergeist Georg Forster, der den Vater als Knabe schon nach Sibirien und um die Welt begleitet hatte, war nach Irrfahrten in Frankreich, Holland, Deutschland und Polen jetzt erster Bibliothekar und Professor beim Kurfürsten von Mainz geworden, verheiratet mit der klugen Professorientochter Therese Heyne, die später als Therese Huber bekannt wurde.

Die gescheite Antonie hatte aus der Studierstube des Vaters ein reiches Maß an Bildung und einen Hang zur Wissenschaft mitbekommen und hatte sich trotz aller Not einen edlen Idealismus, eine protestantische Lebensklarheit und ein warmes Herz bewahrt, das von der oft grämlichen Laune aus Kränklichkeit, rheumatischen Beschwerden und Mangel an Anerkennung nur äußerlich verdeckt wurde.

Die Forster lehnte es ab, im herzoglichen Hause an der Hausgemeinschaft teilzunehmen, an der Tafel mitzuessen und im Gesellschaftszimmer mitzuplaudern, wo sie doch nur zu den höheren Domestiken gezählt worden wäre. Die Prinzessinnen kamen zu ihr in ihr Reich.

Hier traf Wilhelmine mit Erscheinungen zusammen, die für ihre Gestaltung von großer Bedeutung wurden. Hier begegnete das junge Mädchen zum ersten Male wirklichem Wissen und klarer Klugheit, an denen sich ihr eigener kluger Geist schulte. Hier erlebte sie die geistigen Strömungen ihrer Zeit, die aus dem Westen kamen, die Ideen von Menschenwürde und Menschenrechten. Hier lernte sie ihr gewandtes Englisch – die Forster gab sich ganz als Engländerin –, und hier wurde auch in täglichen Erzählungen über England, die englische Gesellschaft und Englands Größe und Macht die Grundlage gelegt zu jener deutlichen Anglophilie, die Wilhelmine jahrzehntelang beherrschte.

Vor wenigen Frauen hat Wilhelmine so viel Achtung gehabt und bis in ihr spätes Leben bewahrt, wie vor Antonie Forster, eine Achtung, die selbst bei der reifen Frau noch etwas getränkt war mit einer leisen Furcht des Gewissens vor so viel Kenntnissen, Gediegenheit und Sauberkeit der Lebensführung und Gesinnung.

Aus dieser Zeit besitzen wir von der Hand der Tante Elisa eine kurze Schilderung der drei Schwestern:

„Prinzessin Wilhelmine ist in ihrem 13. Jahre so groß als die Mutter, und majestätische Gratzie ist über den Bau ihres schönen Körpers ausgegossen. Ihr Gesicht hat interessante schöne Züge und eben so viele Anmuth, ihr Äußeres ist ganz der Spiegel ihrer denkenden Seele. Körper und Geist sind ihrem Alter vorausgeilt. Ihr Herz und Charakter scheinen so rein, als ihr Verstand, zu werden.

Pauline hat einen feinen, schönen, zarten Körperbau, hat aber noch ein kindisches Ansehen. Sie hat ein sehr einnehmendes Wesen, Güte des Herzens, Lebhaftigkeit, Talent zur Musik, zum Tanz, zu Sprachen.

Jeanette – 10 Jahre alt – wird minder als ihre Schwester glänzen, aber was in ihrem Kreise lebt und zu ihrem Geiste paßt, wird sie enthusiastisch lieben.“

## 8

Das Jahr 1793 brachte gleich zu Anfang weitere Ereignisse, die als dunkle Vorboten über dem Geschick des Herzogshauses hingen: die zweite Teilung Polens, die von diesem Staate nur ein Rumpfgebilde beließ, und einen Vergleich des Herzogs mit der kurländischen Ritterschaft, die „Kompositions-Akte“, die nur die Schwäche des Herzogs offenbarte und daher die Ränke der Ritterschaft eher noch verstärkte. Gleichzeitig erklärte die Herzogin, daß sie wieder Mutter werde.

Wie anders ist doch jetzt die Lage denn damals, als die Herzogin den kleinen Peter in sich trug. Damals reiste sie unter Beschwerden von Berlin nach Kurland, damit der Thronerbe in der Heimat geboren werde. Dies neue Kind aber sollte gerade nicht in Kurland zur Welt kommen. War es, daß man befürchtete, wie manche meinten, die Zarin könnte sich eines etwaigen Erben bemächtigen und mit ihm als Geisel ihren Willen in Kurland durchsetzen? Oder war dieses späte Kind vielleicht dem Herzog nicht genehm? Jedenfalls verließ Dorothea im April Kurland und ging nach Friedrichsfelde. Diesmal begleitete sie nicht die von ihr bisher unzertrennliche Schwester Elisa. Zwischen den Schwestern und auch zwischen dem Herzog und der Recke war es zu Zerwürfnissen gekommen. Sie gingen so weit, daß die Herzogin ihre älteste Tochter von Berlin aus in einem Briefe sogar vor der Tante gleichsam warnte. Das war Anlaß für diese empfindsame Seele, auch ihrerseits die drei Nichten zu verlassen und einer Einladung an den Augustenburger Hof zu folgen. Erst nach einem Jahrzehnt war die Verstimmung zwischen den Schwestern wieder gänzlich behoben.

Zwei Jahre lang sind die Kinder jetzt wieder ohne Mutter, die immer mehr jeden Einfluß auf ihre Erziehung und ihr Herz verliert. In Friedrichsfelde gibt sie am 21. August 1793 einer Tochter das Leben, die nicht nach Potentaten genannt wird und Herrscher zu Paten hat, sondern schlicht nach der Mutter Dorothee heißt. Patin ist die Fürstin Luise Radziwill, Dorotheas Freundin, Schwester des Prinzen Louis Ferdinand, des preußischen Königs Base. Am Wochenbett in dem einsamen Schlosse aber erscheint Alexander Batowski.

Es ist sicher mehr als Dankbarkeit, was die Herzogin zu dem schönen Polen hinzieht. Sie ist völlig unter seinem Einfluß, reist nun mit ihm umher, gibt Anlaß zu Gerede. Der Herzog denkt sogar daran, sich noch einmal scheiden zu lassen. Batowski hat sich von Graff in der Pose malen lassen, wie er 1791 das russische Reskript vor dem Reichstag zer-

reißt, und dieses Bild hält die Herzogin heilig. 1794 treffen wir Dorothea in Karlsbad, wo ihr Freund, der kluge Jungeselle Graf Karl Gessler aus dem Kreise Goethes, Schillers und Körners ihr Gesellschaft leistet, und im Spätherbst in München.

Zur gleichen Zeit verliert Prinzessin Wilhelmine ihre Erzieherin Forster, die auf sie den größten Einfluß hatte. Die Gründe für ihren Abgang kann man nur ahnen. Vielleicht hielt man die Prinzessin einer Erzieherin bereits für entwachsen. Vielleicht verdachte man aber der Forster auch ihre freiheitliche Gesinnung, die um so verdächtiger dadurch geworden war, daß ihr Bruder Georg sich als eifriger Republikaner herausgestellt hatte, den die Mainzer Bürger nach Paris entsandt hatten, um beim dortigen Konvent die Vereinigung von Kurmainz mit der französischen Republik zu betreiben. Man hatte ihn in die Reichsacht erklärt, und bald darauf, 1794, war er in Paris, verlassen selbst von Frau und Kindern, gestorben. Elisa von der Recke jammert von Wörlitz aus, wo sie bei Luise von Anhalt zu Gast weilt: „Dies 14jährige Mädchen ist nun am sittenlosen Hofe ihres Vaters ohne Mutter und Aufsicht ganz sich selbst überlassen.“

Diese Besorgnisse sind unbegründet. Der Mitauer Hof hat gar keine Zeit, sittenlos zu sein und Wilhelmine zu verderben. In Polen hat sich, als Gegenwehr gegen die Gebietsverluste der zweiten Teilung, unter Kosciuszko das Volk mit einem Massaker gegen die in Polen weilenden russischen Untertanen erhoben, Rußland ist unter Suworoff einmarschiert, hat Warschau eingenommen, und nun steht fest, daß Rußland, Preußen und Österreich, die drei Mächte, die auch Wilhelminens Leben beherrschen sollen, Polen völlig unter sich aufteilen werden. Mit dem Verschwinden des Lehensherrn ist auch über Kurland der Stab gebrochen. Es kann nur noch engste Anlehnung an Rußland suchen. Die Ritterschaft verhandelt selbständig in St. Petersburg, um

möglichst viele ihrer Rechte zu bewahren. Nun muß sich auch Herzog Peter in schlechten Zeiten dazu bequemen, was er in guten zu tun unterließ. Er muß sich selbst zur Zarin aufmachen, aber nicht, um seinen Herzogsstuhl zu festigen, sondern um ihn wenigstens nicht ohne jede Entschädigung aufzugeben.

In persönlichen Gelddingen hat der Herzog das doppelt an Geschicklichkeit, was ihm als Staatsmann daran abgeht; der Ersatz, den ihm die Zarin zusagt, ist auch für Bironsche Begriffe wirklich großzügig. Er erhält eine jährliche Rente von 25 000 Dukaten, ein Wittum für seine Gemahlin und für seine kurländischen Besitzungen einen Kaufpreis von zwei Millionen Rubel. Im März 1795 unterzeichnet er den Abdankungsvertrag, und nicht lange darauf ist er, aller Sorgen ledig, mit Kind und Kegel unterwegs, er selbst in seinem mit rotem Samt ausgeschlagenen Reisewagen, nach Sagan zu.

## 9

Daß Wilhelmine, das frühreife, gescheite Mädchen, mit ihren vierzehn Jahren all diese Verwirrungen, Kämpfe, Intrigen in sich aufnimmt, kann nicht bezweifelt werden. Der Vater ist äußerst stolz auf ihre Schönheit, die er als ein Erbteil seiner Familie einschätzt und die, mit ihren anderen schönen Gaben, die Bevorzugung erklärt, die er seiner Ältesten zuteil werden läßt. Sicher spricht der einsame Alte da und dort einmal zur aufmerksamen Tochter über seine Sorgen und Hoffnungen oder macht Andeutungen über sein Zerwürfnis mit der Mutter.

Die Umgebung Wilhelminens in den folgenden Jahren ist für unsere Zwecke am besten den Erinnerungen der jüngsten der Schwestern zu entnehmen:

„Unser Leben in Sagan glich dem der kleinen deutschen Höfe, obwohl das Vermögen meines Vaters ihm ein glänzen-

des Auftreten erlaubte, das man vergebens bei den Fürsten gesucht hätte, die man später die Mediatisierten nannte, und vielleicht selbst bei bedeutenderen Souveränen. Der Berliner Hof beispielsweise war beim Tode des dicken Friedrich (Friedrich Wilhelm II.) derart verschuldet, daß man im Schatze nicht einmal genug vorfand, um die Kosten der Bestattungsfeierlichkeiten zu tragen. Man schickte daher einen Kurier nach Sagan, um meinen Vater zu bitten, die nötige Summe für diese Zeremonie vorzustrecken.“ Daß Herzog Peter unter Bürgschaft des Kaisers von Österreich auch den flüchtigen Bourbonen mit einer riesigen Summe ausgeholfen hatte, verschweigt die unter einem Bourbonen lebende Dorothee taktvoll.

„Mit der überfließenden Gastlichkeit des Nordens empfing mein Vater bei sich nicht nur die ganze Provinz, sondern auch viele Fremde, die von Berlin, Prag oder Dresden kamen, um einige Zeit in Sagan zu verbringen. Eine recht gute Schauspielertruppe, italienische Sänger und tüchtige Musikanten, die in das väterliche Haus berufen waren, vertrieben angenehm die langen Winterabende, denen herrliche Jagden und etwas lange Mahlzeiten vorausgegangen waren. Ich sehe noch die Bälle, die Redouten, die Maskeraden, mit denen man die Geburtstage meiner Eltern und Geschwister feierte; und wenn ich auch seither glänzenderen Festen beigewohnt habe, so hat doch keines lebhaftere Eindrücke in mir hinterlassen.“

Kein Wunder: denn als diese Saganer Zeit nach fünf Jahren mit Herzog Peters Tode zu Ende ging, war die Berichterstatterin erst sechs Jahre alt, und solche Imaginationen der frühen Kindheit übertreffen oft an Nachhaltigkeit alles Spätere. Daß die Schilderung, die wohl auch auf Erhörtem beruht, im übrigen die Saganer Lebensführung richtig wiedergibt, beweist ihre Übereinstimmung mit anderen Darstellungen. Allerdings bezieht sie sich nur auf die Winter und verschweigt im Erzählen von Äußerlichkeiten pietätvoll die

unerfreulichen Erscheinungen im inneren Zusammenleben der Familie, die so ausgeprägt waren, daß wir sie nicht übergehen können, wollen wir den Werdegang von Wilhelminens Charakter ganz verstehen.

Dem gesellschaftlichen Glanze und der Gastlichkeit zu Fremden steht die immer noch wachsende Grämlichkeit und Verbitterung des alten Herzogs gegenüber, der er im Alltagsleben, im kleinen Kreise, offenen Lauf läßt. Mag Wilhelmine davon auch als Liebling des Vaters am wenigsten betroffen werden, sie wächst doch in einer kalten und lieblosen Atmosphäre auf.

Die Ehe des Herzogs, des Greises, mit der in vollem Jugendglanze prangenden Herzogin Dorothea, war inzwischen völlig zerbrochen. Nur der Form, der Kinder und der Welt halber kam die Frau alle Jahre mit der kleinen Dorothee für kurze Wintermonate zu dem Manne und den drei ältesten Töchtern. Der Herzog, so wußte jedermann, sprach fast nie ein Wort mit ihr, kaum daß er überhaupt von ihrer Anwesenheit Notiz nahm.

Kam dann der Frühling, so zog die Herzogin wieder mit dem jüngsten, von ihr am meisten geliebten, unzertrennlichen Kinde, von dem der Herzog immer wieder erklärte, es gehöre nur seiner Frau, nicht ihm, auf ihr Gut Löbichau im Altenburgischen, das sie 1796 für sich gekauft hatte, nachdem Batowski im Vorjahre schon bis zum Genfer See gereist war, um dort ein Heim für die schöne Frau zu suchen. Sogleich hatte sie in Löbichau mit dem Bau eines Landsitzes neben dem alten Herrenhause begonnen, aus dem ein stattliches klassizistisches Schloß wurde, wie man sie, säulengeschmückt, damals gerade auch in Kurland baute. Dort war nicht nur ein kleiner Hof für Dorothea; es sollte auch ein Heim für Batowski sein, der dort dauerndes Quartier bezog, umhegt und verwöhnt von Dorothea. Als der Graf aber den „wenig liebenswürdigen“ Wunsch äußerte, eine Wohnung für sich allein zu haben, beeilte sich Dorothea, auf einer kleinen An-

höhe, etwa eine halbe Wegstunde vom Schlosse Löbichau, in einem reizenden Gartenwalde einen Platz für ein Schlößchen auszusuchen, ein Fest der Grundsteinlegung auszurichten, und ein Jahr später stand dort, von einem italienischen Architekten entworfen, ein entzückendes zweistöckiges Lusthaus, im gleichen Stil wie das neue Löbichauer Schloß, mit einer Freitreppe, einer kleinen Bibliothek im ersten Stock für den Bibliophilen, in der die Schranktüren jede das Bild eines Schriftstellers, Voltaires, Rousseaus und so fort, trugen. „Tannenfeld“ wird dieses kleine Dorado getauft.

## 10

Herzog Peter hingegen verbringt die Sommermonate mit seinen drei ältesten Töchtern auf seinem neuen Nachoder Besitz. Wenn keine Gäste erwartet werden, ist er am liebsten allein und blättert in seinen Kupferstichen, die er, wie früher Bilder und Bildwerke aus Italien, etwas dilettantisch sammelt. Dann wiederum muß er sich mit den Bewerbungen um die Hand seiner Ältesten befassen. Alle möglichen Prinzen melden sich an. Aber keiner ist dem Herzog gut genug. „Nur ein Thron erschien ihm ihrer würdig“

Ende 1797 trifft er sich mit der Herzogin Dorothea in Berlin, um Friedrichsfelde aufzulösen, das er dann im Dezember verkauft.

Das Liebeserleben der Herzogin Dorothea hatte noch keinen Frieden gefunden. Im folgenden Sommer begab sie sich zur Kur in das geliebte Karlsbad. Batowski konnte sie nicht begleiten, da ihm als einem maßgebenden Teilnehmer an den gegen die polnischen Teilungen gerichteten Bewegungen Österreich verschlossen war. In Karlsbad lernte Dorothea den schwedischen General Baron Gustav Moritz Armfelt kennen. Der hochgewachsene Schwede gehörte zu den abenteuerlichsten und zugleich interessantesten Figuren



seiner Zeit. Als junger Gardeoffizier hatte er sich in dem letzten Kriege Schwedens gegen Rußland ausgezeichnet und war ein Freund und Günstling König Gustavs III. geworden, der ihn nach dem Attentat auf dem Stockholmer Maskenball vom Sterbebett aus zum Oberstatthalter von Stockholm und zum Mitglied des Regentschaftsrates ernannt hatte. Diese Verfügung war aber nicht anerkannt worden, und des Königs Bruder, der Herzog von Södermanland, der die Regierung für den minderjährigen Thronfolger leitete, hatte Armfelt aus Schweden entfernt, indem er ihn als Gesandten nach Neapel schickte. Von dort hatte er eine Hofverschwörung geplant, war, als diese entdeckt wurde, aus Neapel geflohen und trieb sich nun, neuer Abenteuer harrend, in der Welt umher. Selten hatte es einen fesselnderen Unterhalter, liebenswürdig, gewandt und geistvoll, gegeben. Sein Auftreten war vornehm und elegant, das schöne Gesicht hatte durchdringende Augen. Eine stark gelbliche Hautfarbe machte es fast noch interessanter und unheimlich-reizvoll; er führte sie auf Gift zurück, das man ihm auf Befehl aus Stockholm in Neapel beigebracht habe.

Im folgenden Sommer fand er die Herzogin aufs Neue in Karlsbad. Er gewann immer mehr ihr Vertrauen. Als er sie zu bedrängen begann, erklärte sie ihm ihre Bindung an Batowski. Sie habe diesem sogar versprochen, ihn ein Jahr nach des Herzogs Tode zu heiraten und ihm nach damaliger nordischer Sitte ein Reugeld von eineinhalb Millionen Franken zugesagt, falls diese Heirat nicht zustande komme. Armfelt, der aus der Erzählung mehr heraushörte, daß der Pole mit seiner tiefen Melancholie, seiner anmaßend-selbstverständlichen Entgegennahme der liebenden Sorgen und Huldigungen Dorotheas, seiner ungezügelten Launenhaftigkeit der Frau lästig zu werden begann, überschwemmte Dorothea mit Gründen, die gegen diese Heirat sprächen — wer werde zum Beispiel schon die Stieftöchter eines obskuren galizischen Grafen Batowski heiraten wollen —, und nahm den Kampf auf.

Er begleitete die Herzogin nach Meißen, wo die ersten Auseinandersetzungen mit Batowski stattfanden, und dann nach Löbichau, wo sich Batowski nach langem Ringen, nach vielen tränenreichen Szenen entschloß, das Feld zu räumen, nicht ohne die Verschreibung der Geliebten ebenso theatralisch im Kamin zu verbrennen, wie er seiner Zeit das russische Reskript zerrissen hatte, und dann doch eine jährliche Rente von 30 000 Franken von der Herzogin anzunehmen.

Blieb auch das Bild Batowskis in Löbichau weiter hängen, so war doch jetzt dieser Armfelt für einige Zeit dort Herr und Meister, „der so zerstörend für die Ruhe derer war, deren Freund er sich nannte“ Nicht nur die Mutter stand völlig unter dem Charme dieses Mannes, sondern auch die Töchter, als sie zur Mutter zurückgekehrt waren. „Er beherrschte unser Inneres despotisch.“

## II

Hatte Prinzessin Wilhelmine in der lieblosen, greisenhaften Luft der Nachoder und Saganer Schloßkästen wegen der Vorliebe des Vaters für sie auch weniger zu leiden, so fehlte den beiden jüngeren Schwestern die Mutter doppelt. Ohne rechte Aufsicht, ängstlich und eingeschüchtert dem Vater ausweichend, strichen sie etwas verwahrlost in den weiten Gängen des riesigen Saganer Baues umher. Was Wunder, daß sich ein junger Mann, ein Musikant aus dem Hoforchester, der auch manchmal in dem kleinen im Schlosse eingerichteten Theater mitspielte, in das gelangweilte Herz der kleinen Jeanne hineinspielen konnte. Er überredete das unschuldiggläubige Mädchen zu einer romantischen Entführung. Auf die Flucht nahm sie nur ihren kindlichen Schmuck mit. Nach Amerika sollte es gehen. Dort wollten die beiden heiraten.

Herzog Peter sandte den Flüchtigen alsbald preußische Offiziere der Saganer Garnison auf allen Landstraßen nach. Einer von ihnen hatte Glück. In Erfurt führte ihn ständige Nachfrage und guter Zufall auf die Spur. Dort hatte der „Künstler Arnoldi“ Jeanne bei Freunden zurückgelassen, um selbst in Hamburg ein Schiff auszumachen und den Schmuck zu verkaufen. Man fand Jeanne „unbeschreiblich verstört, wie ein armes, im Netze gefangenes Turteltaubchen“ Der in Erfurt residierende Mainzer Koadjutor Dalberg, Dorotheas Freund, nahm sie bei sich auf. Drei Tage später schickte er sie mit dem findigen Offizier und einer ehrsamem Begleiterin zurück auf den Weg nach Sagan.

## 12

Durch Jeannes Abenteuer war Herzog Peter auf das schwerste verwundet worden. Gewiß, so etwas konnte geschehen. Ein vornehmes Mädchen, fast noch ein Kind, konnte entführt und verführt werden. Auch ein Niemand, ein Nichts, ein junger Komödiant und Musikvagabund konnte mitspielen. Derlei hatte man in hochfürstlichen Häusern erlebt. Über so etwas lachte und lästerte man. Aber es schadete doch eigentlich nichts der Familie. Bei den Birons war das anders. Seit Peter aus Jaroslaw wieder aufgetaucht war, hatte er um die Reputation seines Hauses kämpfen müssen. Immer und überall hatte er das heimliche Augenzwinkern zu spüren geglaubt, die vorsichtige Ablehnung im Innersten der Menschen, deren Adel und Rang nicht so neu und so fragwürdig erworben waren, hatte er diesen letzten Vorbehalt gefühlt, den man, bei aller Freundlichkeit und aller gesellschaftlichen Anerkennung, dem Namen Biron entgegenbrachte. Ganz langsam nur hatte er das überwunden. Die Ursprünge des Herzogtitels und des Reichtums waren langsam vergessen. Nun aber wird das alles wieder auf-

brechen. „Natürlich“, wird es heißen, „die Enkelin zieht es eben dahin, woher der Großvater kam.“ Mißgunst und Lüsternheit werden das Bironblut verantwortlich machen. Und so werden auch die anderen Töchter getroffen werden, und mit ihnen sein Stolz, die herrliche, schöne und kluge Wilhelmine.

Herzog Peter erträgt das nicht mehr. Als ihm gemeldet wird, daß sich die Eskorte mit Jeanne, dem eingefangenen Vöglein, auf die Rückreise begeben habe, fühlt er, daß es über seine Kraft gehet, die Tochter wiederzusehen. Er kann dem Kinde nicht verzeihen und kann es auch nicht strafen. Er verläßt Sagan, allein, alt, gebrochen. Er fährt durch den feuchten, kalten Spätherbst nach Prag.

Dort hat er vor kurzem das Czerninsche Haus auf der Kleinseite in der Karmelitergasse gekauft. 75 000 Gulden hatte er dafür zur Verfügung; soeben hatte er 22 000 Taler Kurant erhalten, den Erlös für Friedrichsfelde, das ihn 16 000 Taler Gold gekostet hatte. Durch den Nachoder Besitz gehört er zur böhmischen Landtafel, und da schickt es sich, auch in Prag, wie in Berlin, ein Stadthaus zu haben. Für die Großen Böhmens wird Peter nur der entthronte Herzog sein, Nachfolger der Lobkowitz in Sagan und der Piccolomini in Nachod. Was weiß man dort viel von Biron! Höchstens wird man bei diesem Namen an die großen französischen Barone und Herzöge von Biron denken; dann wäre eine wohl von Anbeginn an erwogene Täuschung endlich geglückt. Von Prag aus könnte man dann in einen der Mittelpunkte Europas, in Wien, eindringen. Dann hätte man nach alter Vorsichtsmaßregel wieder in einem zweiten Lande neben Preußen festen Fuß gefaßt, wozu das schreckende Rußland nicht in Betracht kommt.

Gleich nach der Ankunft in Prag wird Herzog Peter krank. Eine Halsentzündung, nichts Verwunderliches bei Nachfahrten im Herbstnebel. Aber der Herzog ist unruhig. Er packt sich noch einmal zusammen und fährt nach Nachod.

In dem unfernen Kudowa kennt er einen Arzt, den Doktor Mutius, dem er vertraut. Um ihm nahe zu sein, quartiert er sich auf dem an Kudowa grenzenden Gut Gellenau ein, das den Mutius gehört. Der Arzt erkennt schnell: nicht das Alter, nicht das Dezemberwetter hemmen die Gesundheit. Hier fehlt der Wille zum Weiterleben. Es wird nach Sagan geschickt. Die Herzogin kommt gegen Weihnachten mit ihren Töchtern. Kalt steht die entfremdete Frau, stehen die Kinder um den verfallenen, stillen Greis. Jeanne drückt sich ängstlich in den Hintergrund, um seinem Blick zu entgehen. Die kleine Dorothee versteht mit ihren sechs Jahren noch nicht, worum es geht. Nur Wilhelmine und Pauline kommen leise die Tränen. Eine unheimlich lieblose letzte Begegnung.

Als Frau und Kinder dann nach Nachod abgefahren sind, weiß Herzog Peter, wie oft kräftige Menschen, die selten krank waren, daß es mit ihm zu Ende geht. Er selbst will es so. Er ist so müde und so lebenssatt. Er will allein sein. Zusammen mit dem Bruder des Arztes, dem Justizrat von Mutius, verfaßt er sorglich sein Testament, das er am 6. Januar 1800 unterzeichnet und dem er zwei Tage später noch ein Kodizill hinzufügt. Er stirbt in Gellenau am 12. Januar 1800. Kurz darauf poltert der Wagen mit seiner Leiche einsam auf Schlesiens Winterwegen über Hirschberg nach Sagan. Herzogin Dorothea aber reist mit den Töchtern nach Prag.

Jetzt ist sie ganz frei, unabhängig und reich. Allein an Renten erhält sie jährlich 180000 Taler preußisch Kurant. In Prag erwartet sie Armfelt, der Freund. Jeanne ist enterbt und der Güte der Mutter und der Schwestern ausgeliefert. Auf die drei anderen Töchter aber hat der Tod des Vaters (von Gottes Gnaden in Livland zu Kurland und Semgallen, in Schlesien zu Sagan Herzog, Freier Standesherr zu Wartenberg usw.) endgültig eine Bürde gesenkt, kaum je glücklich zu tragen für junge Menschen: die Verpflichtung, einen frag-

würdigen Fürstenstand auch fernerhin durchzusetzen, und die Gefahren eines großen Vermögens. Sie gehören zu den reichsten ungekrönten Erbinnen der weißen Welt.

## 13

„In Prag habe ich mit meiner Mutter und meinen Schwestern das Trauerjahr nach dem Tode meines Vaters verlebt“, schreibt Dorothee vierzig Jahre später, als sie noch einmal in dieser Stadt weilt. Sie nimmt dabei das Wort „Trauerjahr“ ernst. Hören wir, wie dieses Zerrbild eines Trauerjahres verlief.

Wie Geier stoßen die vornehmen jungen Männer, die nach einer reichen Heirat Ausschau halten, herab, sobald sie die halbverwaisten Lämmlein sehen. Schnell, schnell, ehe ein anderer zugekommen ist. Was der Stärkere verschmäht, nimmt der Geringere. Reiche Mädchen sind zu vergeben. Was heißt da Trauerjahr? Was heißt auch Trauerjahr für eine junge Witwe, deren alter grämlicher Mann endlich abgetreten ist. Jede Tochter, die sich verheiratet, gibt ihr weitere Freiheit.

Dorothea ist neu in Prag. Aber die Herzogin von Kurland ist sofort mitten im Gesellschaftsleben, kaum daß sie angekommen ist. Öffnet sie ihr Haus vielleicht auch nicht gerne – sie hat so viel mit der Nachlaßregelung zu bedenken –, so zwingt man sie geradezu dazu.

Seit dem Dezember liegen russische Truppen in Böhmen. Sie kommen aus Oberitalien und der Schweiz, wo sie, zusammen mit den Österreichern, während des Sommers diese Länder von den eingedrungenen Franzosen so gut wie ganz befreit haben. In ihrem Führer, dem größten Feldherrn der letzten Jahrzehnte, dem nun siebzigjährigen russischen Feldmarschall Suworoff, ruhmbedeckt schon durch seine zahlreichen Siege über die Türken, hatten die französischen

Generäle endlich ihren Meister gefunden. Nach errungenem Siege, nach Zertrümmerung der cisalpinischen, helvetischen, parthenopeischen und ligurischen Republik, war dann aber zwischen Österreich und Rußland eine Verstimmung wegen der Erhaltung des Erreichten eingetreten. Suworoff hatte den Oberbefehl über die verbündeten Heere niedergelegt und führte nun auf Befehl seine zerkämpften Russen in die Heimat. In Oberösterreich und Böhmen gönnte er ihnen Ruhe. Sein eigenes Quartier legte er nach Prag. Dort wurde der mächtige, rauhe Kriegergreis, von dessen Sonderlichkeiten so viel gesprochen wurde, begeistert empfangen. Besonders hatte er sich die Herzen der hochadeligen französischen Emigranten gewonnen, die sich mit Vorliebe in Prag niedergelassen hatten. Endlich sahen sie einmal einen Überwinder der revolutionären Republik.

Kaum war die Herzogin in Prag eingetroffen, so war auch schon Suworoff, jetzt Generalissimus aller russischen Heere, seit seinem Türkensieg vor zehn Jahren am Flusse Rymniku Graf Rymnikski, seit kurzem auch Fürst Italijski, unter den Gästen ihres Hauses. Der Alte verstand als Soldat schnell zuzupacken. Die Prinzessin Wilhelmine, das wäre eine Schwiegertochter für ihn! Er läßt die kleine Dorothee um sich tollern und auf seinen Knien schaukeln und reiten und wirbt bei der Mutter um Wilhelminens Hand für seinen Sohn Arkadij. Der ist zwar in Petersburg und erst siebzehn Jahre alt, jünger noch als Wilhelmine, aber er wird schon wollen.

Dorothea hat sich vorgenommen, ihren Töchtern in die Wahl ihrer Männer nicht hineinzureden. Gut. Mag der junge Mann einmal herkommen und sich vorstellen. Dann wird man ja sehen. Suworoff erzählt dann schnell noch überall, welches Glück seinen Arkadij und die Prinzessin Wilhelmine erwarte, um dadurch vielleicht andere Bewerber abzuschrecken und wenigstens eine gewisse Bindung zu erzielen. Dann aber muß er, in den ersten Tagen des Februar, mit seinen Truppen schleunigst weiter.



Prinzessin Wilhelmine von Kurland  
um 1800





Prinzessin Johanna von Kurland



Erbprinzessin Pauline von Hohenzollern-Hechingen

um 1800

Der dreiundzwanzigjährige Erbprinz Friedrich Hermann Otto von Hohenzollern-Hechingen geht weniger auf Gefühl und Zartgefühl, als auf Sicherheit aus. Der Vater daheim in dem kleinen schwäbischen Miniaturfürstentum, in der Spitzwegresidenz Hechingen, lebt, liebt, baut und prozessiert wie ein Großfürst. Das Ländchen ist überschuldet, und der zweckmäßige Erbprinz fragt sich mit Sorgen, was einmal aus seinem Erbe werden soll. Ihm kann nur eine reiche Frau helfen. Als er in Prag seine Bewerbung vorbringt, bittet er vorsorglich gleich um eine von den beiden in Betracht kommenden Töchtern, um Wilhelmine oder Pauline. Natürlich möchte er am liebsten Wilhelmine, die Haupterin, der das Herzogtum Sagan, die große Herrschaft Nachod und das Gut Chalkowitz zugefallen sind; aber auch Pauline mag ihm genügen mit ihren schlesischen Herrschaften Nettkow und Hohlstein. Immerhin hat auch er etwas zu bieten. Hohenzollern ist ein Name, der sich hören läßt, und seine Frau wird einmal regierende Fürstin sein.

Wilhelmine dankt. Sie hat andere Träume für sich als ein so nichtssagendes Fürstlein, von dem man nicht einmal etwas Schlechtes berichten kann, außer eben der Unmöglichkeit, an ihm etwas anderes zu loben als seine fürstliche Herkunft. Pauline aber, müde der geduckten Rolle, die ihr unter dem alten Vater bereitet war, sieht hier den Weg, eigene Geltung zu erlangen. Sie ist auch froh, von der Mutter, die nur Gedanken für sich selbst hat, loszukommen. Sie gibt ihr Jawort. Der Ehevertrag, den ihre Vormünder mit dem Erbprinzen abschließen, ist für diesen nicht sonderlich günstig. Über Paulines Eigentum erhält er keine Verfügungsgewalt. Am 26. April 1800, ein Vierteljahr nach des Vaters Tode, findet in der Prager Kirche Maria Schnee die Hochzeit statt.

Unmittelbar nach der Hochzeit erhält Dorothea nach Löbichau, wo sie weilt, vom Fürsten Anton Radziwill die Mitteilung, daß er in Kürze nach Sachsen kommen werde und bitte, sie besuchen zu dürfen. Sein Schwager, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der ihn begleite, werde es sich zur Ehre anrechnen, ebenfalls empfangen zu werden. Ob wohl auch Prinzessin Wilhelmine dann zu sehen sei? Luise und die Schwiegereltern, Prinz und Prinzessin Ferdinand, ließen herzlich grüßen.

Diese Anmeldung ist so unvermittelt, wenn auch die Berliner Freundschaft mit den Radziwills, besonders mit der jungen Fürstin Luise, der Patin der kleinen Dorothee, zu ihr berechtigt, daß Dorothea sofort erkennt: hier kommt ein neuer Bewerber um Wilhelmine. Diesmal ist es kein neugebackener Fürst Italijski, kein Sproß irgendeines Kleinfürsten aus Hechingen oder Gotha. Diesmal ist es ein Prinz aus einem großen europäischen Hause, ein Neffe des großen Königs Friedrich, ein rechter Vetter des kürzlich verstorbenen Königs von Preußen. Das ist mehr, als sich eine Biron träumen lassen kann. Das bedeutet doch wohl Anerkennung der Ebenbürtigkeit. Kein Zweifel, daß man sich in Berlin des Einverständnisses des Königs zu diesem Plane versichert hat.

Die gesellschaftliche Seite, der soziale Rang ist das erste, woran die Mutter denkt; denn auf einen reichen Mann sind ihre Töchter ja gottlob nicht angewiesen. Bedenkt man aber doch einmal die menschliche Seite einer solchen Ehe: es paßt auch alles oder doch fast alles in idealer Weise zusammen. Welch ein Paar wäre das, die schöne, kluge und stolze Wilhelmine und der kühne, hochgesinnte und hochbegabten Prinz, mit seinen achtundzwanzig Jahren nahezu das Idealbild eines herrlichen Jünglings.

O ja, man weiß, er steckt eigentlich dauernd tief in Schulden. Er weiß so gar nicht mit Geld umzugehen. Es fließt so schnell durch seine freigebigen, sympathisch-leichtsinnigen Hände. Er ist so ganz unberechnend. Er weiß gar nicht, was er alles wem schuldet. Hat man nicht vor ein paar Jahren seine Schulden öffentlich ausrufen lassen müssen? Ist er nicht – als preußischer Generalleutnant – gerade jetzt in Magdeburg in einer Art von Haft wegen seiner Schulden und wegen Vernachlässigung seines friedlichen Militärdienstes über einer eleganten Liebschaft in Hamburg? Aber bei Märchenprinzen erwartet man kein Einnahme- und Ausgabenbuch. Der Vater soll ihn ja auch unmenschlich kurz halten.

Also Prinz Louis Ferdinand will sich sanieren; er will endlich einmal aus der ewigen Geldnot heraus. Nun, wenn man alle Bewerber abweisen will, bei denen zu argwöhnen ist, daß sie auch an den Reichtum der Töchter denken, werden diese wohl unverheiratet bleiben müssen. Es gibt ja Wege, die den Töchtern ihr Eigentum sichern. Es kommt nur darauf an, daß man für diese Werte auf anderen Gebieten genug eintauscht.

Es heißt jetzt nur, vorsichtig zu sein und sich untadelig zu verhalten. „Nein“, antwortet Dorothea an Radziwill, „in Löbichau kann ich nicht mehr empfangen. Ich beabsichtige, in den nächsten Tagen nach Sagan abzureisen. Unterwegs werde ich mich in Leipzig ein paar Tage aufhalten. Vielleicht läßt sich das Treffen, das auch für mich sehr erfreulich und erwünscht ist, dort ermöglichen. Meine Tochter Wilhelmine wird mich begleiten.“

So ist alles abgemacht. Noch auf der Fahrt von Löbichau nach Leipzig geht die Rede zwischen Mutter und Tochter fast nur über den Prinzen Louis. Ja, er ist in Friedrichsfelde geboren wie Dorothee. Streng genommen kennen sie sich ja schon, Louis und Wilhelmine. Aber damals, im Winter 1785, war Wilhelmine erst knapp fünf Jahre alt gewesen und Prinz

Louis gerade dreizehn. Inzwischen ist er einer der elegantesten und ritterlichsten Offiziere geworden, groß und schlank, schön und kühn, ein hochfliegender, kluger Geist, romantisch und verführerisch, ein Idealist, der alles Kleinliche haßt, und, was er tut, mit ganzem Gefühl, mit vollem Herzen anpackt. Die Frauen schwärmen von ihm, die Kameraden bewundern ihn. Voller Musikalität ist er; er hat einen Ruf als virtuoser Klavierspieler. Bei der Belagerung von Mainz – das war also vor acht Jahren – hat er einen Schneid gezeigt, der seinen Kriegsruhm durch die Länder getragen hat.

Mit solchen gelegentlich eingestreuten Schilderungen weiß die Mutter das Herz der Tochter vorzubereiten. Sie fühlt, daß Wilhelmine das Außergewöhnliche, das Glänzende sucht, daß sie alles Mittelmäßige und Fade aus unbewußtem Empfinden als ihr nicht gemäß ablehnt. Ja, den Prinzen Louis, den möchte sie wirklich gerne kennenlernen; auf den freut sie sich. Sie hat auch sonst schon so viel von ihm sprechen und loben gehört.

Dann erzählt die Mutter noch weiter, daß sogar schon einmal ein Heiratsplan für ihn und Wilhelmine bestanden habe. Die jungen polnischen Patrioten, die sich auf Preußen stützten, unter ihnen Louis' Schwager Radziwill, hätten nach der Auflösung ihres Vaterlandes die Hoffnung auf die Wiedererrichtung eines selbständigen Königreichs nicht aufgegeben. Damals hätte man an Louis Ferdinand als Preußen genehmen König gedacht und an Wilhelmine von Kurland als seine Rußland genehme Frau.

Die Entwicklung hatte diese Träume verweht. Aber das Herz Wilhelminens, die jetzt erst davon erfährt, wird auch dadurch in die rechte Richtung geführt. In ihm ist der Boden klug vorbereitet, um beim Anblick und im Zusammensein mit dem Prinzen seine Saat zu empfangen.

Auch Louis Ferdinand hat sich schon vor dem Zusammentreffen in eine Begeisterung und in einen Eroberungsmut hineingesteigert, der so gut zu ihm paßt. Als er, Ende April

vom Vater mit königlicher Erlaubnis nach Berlin bestellt, überraschend dessen Vorschlag vernahm, sich zur Regelung seiner Schulden mit Wilhelmine von Kurland zu vermählen, machte er zunächst den Vorbehalt, daß er das nur tun werde, wenn ihm die Prinzessin gefalle. Sie sich anzusehen sei er gerne bereit. Als er den Plan aber dann überdachte, der ihn von der ständigen Quälerei mit den Schulden und von dem Herumdrehen der Groschen befreien kann, gewann er der Sache die beste Seite ab. Er gehört innerlich schon zu der neuen Zeit, zur Romantik, zur Gefühlseligkeit. Nie werden ihn Äußerlichkeiten wie Geld zu einer Ehe bestimmen können. Das darf immer nur Beigabe sein. Bei dieser Seelenlage hat ihm inzwischen sein leichter, lebensbejahender Sinn geholfen, sich aus dem nüchternen väterlichen Wunsch und der Annehmlichkeit des Zieles in eine Herzensangelegenheit hinüberzuträumen. Wenn er schon dieses Mädchen heiraten soll, so will er auch mit ganzer Seele dabei sein. Wenn es an ihr irgend etwas zu lieben gibt, so will er sie zunächst einmal lieben. Er ist voller Bereitschaft dazu.

„Ich werde nach Leipzig gehen“, schreibt er seiner Schwester, „mich überzeugen, ob die liebenswürdige Wilhelmine außer Schönheit, Güte, auch kultivierten Geist, Charakter, Feingefühl besitzt, wie man versichert. Wenn das so ist, wenn ich in ihr dieses gewisse Ichweißnichtwas finde, das, wie Montesquieu sagt, packt und entscheidet, wenn ich ihr gefiele.“ Schon stellt er sich seine Ehe mit der „liebenswürdigen Wilhelmine“ vor. „Ich werde frei wie die Luft und ich glaube, daß die Prinzessin es, soweit man kann, auch sein würde! Du weißt ja, wie ich unsre traurige Methode, Frauen zu behandeln, hasse. Ich bin überzeugt, wenn man glücklich sein will, wenn Hymen nicht das Grab der Liebe sein soll, muß man sich immer einen Rest Unabhängigkeit bewahren, die ihr den größten Scharm verleiht. Hat dann die Liebe ihre lange Zeit gehabt, löst sie eine gelinde Gewohnheit ab, der Scharm gegenseitigen Vertrauens ersetzt dann

die Aufwallungen der Leidenschaft; anstatt, wie es bei uns doch ist, daß es mit der Gewohnheit anfängt und mit dem Ekel aufhört. Wie könnte Wilhelmine also überhaupt freier sein? – Nun, zunächst sind das alles Schlösser im Monde und werden es bleiben, bis ich die Prinzessin gesehen habe und weiß, ob ich Hoffnung habe, ihr zu gefallen, und ob sie die ist, die sich mein Herz wünscht.“

Aber da ist ja noch der junge Suworoff als Freier. Der pfiffige Feldmarschall hat dafür gesorgt, daß diese Möglichkeit wie eine Bindung aller Welt bekannt ist. Das kann aber nur den Angriffsgeist von Louis Ferdinand wecken. Er ist Polenfreund und damit Russenfeind. Was?! Den Sohn dieses Bluthundes, der vor ein paar Jahren bei der Niederschlagung des edlen Freiheitskampfes unter Kosciuszko, als er die Warschauer Vorstadt Praga nahm, jenes furchtbare Blutbad geduldet hatte, bei dem weder die Kinder in der Wiege noch die schwangeren Weiber, weder die Greise noch die Nonnen in den Klöstern geschont worden waren? „Wilhelmine sollte in Rußland leben? Mit dem Sohn des Mörders von Praga? Sie, die, wie man sagt, Unabhängigkeit und Freiheit liebt, philosophische Ideen hat? Wenn sie ihn liebt, gut, dann wäre nichts weiter darüber zu sagen, und ich würde sofort Schluß machen. Doch wenn sie ihn nicht liebt, dann wäre es Torheit.

Weißt du, daß ich meine Reise nach Leipzig als einen ersten Feldzug gegen die Russen auffasse? Ehrenwort! Es wäre zu schön, den ersten Waffengang gegen den Sohn Suworoff zu unternehmen .!“

Am 4. Mai trifft Dorothea mit Wilhelmine in Leipzig ein. In ihrer Begleitung befinden sich Armfelt und ein Prinz Louis Rohan. Armfelt ist jetzt, nachdem König Gustav IV. Adolf in Schweden die Regierung übernommen hat, wieder in Gnaden aufgenommen und zum schwedischen Gesandten in Wien ernannt worden. Rohan ist eine Bekanntschaft aus Prag, wo er sich mit seinen aus Frankreich geflüchteten

Brüdern schlecht und recht herumgedrückt und mit seinen munteren Plaudereien bei den kurländischen Damen angenehm gemacht hat.

Am gleichen Tage langt Anton Radziwill ein. Sein erster Weg am nächsten Morgen ist zur Herzogin. Abends erwartet er den Schwager. Im Gasthofs, wo Louis Ferdinand unter einem Decknamen wohnt, unterhalten sich die beiden bis tief in die Nacht. Louis wird nicht müde, von der unbekanntem Geliebten zu hören. Immer wieder fragt er. Er entwirft Pläne für die Zukunft – dabei klingt auch Polen wieder auf –, berät sich wegen des morgigen Tages. Also der König hat dieser Reise, dieser Begegnung wirklich zugestimmt! Das ist dann auch die Zustimmung zu der Ehe, selbst wenn sie für einen Preußenprinzen nicht ganz paßt. Nun, vielleicht wird er später noch Bedingungen stellen, „klein und schwach, von beschränkten Ansichten und gefühllosem Herzen“, wie er ist. „Aber wenigstens ist er gerecht und billig“ Mag er von Louis Verzicht fordern auf die Ansprüche eines preußischen Prinzen. Was liegt schon daran. In seine Menschenrechte wird er nicht eingreifen. Die Talglichter sind schon ganz niedergebrannt, als sich die jungen Leute trennen.

Am nächsten Tage suchen die beiden dann, so früh es der Anstand erlaubt, die Herzogin auf. Ein sehr förmlicher Akt zunächst. An jeder Seite Dorotheas eine Tochter, Wilhelmine, die älteste, und Dorothee, die jüngste. Dahinter, mit seinem klugen gelben Gesicht, Armfelt, etwas zu sicher in dieser Umgebung. Neben ihm der junge Rohan, lächelnd wie immer, diesmal aber säuerlich. Eine kleine Hofszene. „Mein lieber Prinz, wie ich mich freue, Sie nach so langer Zeit wiederzusehen. Dieses ist meine Tochter Wilhelmine und dies Dorothee, das Patenkind Ihrer Schwester, meiner lieben Freundin Luise.“ Wilhelmine erscheint Louis „noch weit schöner, als er erwartet hatte“. Er ist von ihrer Anmut ganz entzückt. Und für sie ist ein Traumbild Wirklichkeit ge-



worden. So hat sie sich als Kind die Prinzen der Märchen gedacht, von denen ihr Tante Elisa erzählte.

„Sechs Fuß hoch aufgeschossen,  
 Ein Kriegsgott anzuschauen,  
 Der Liebling der Genossen,  
 Der Abgott schöner Fraun,  
 Blauäugig, blond, verwegen,  
 Und in der jungen Hand  
 Den alten Preußendegen –  
 Prinz Louis Ferdinand.“

Nach dieser Vorstellung bleiben alle den ganzen Tag zusammen, bei der Herzogin, „die jede nur mögliche Güte und Freundlichkeit zeigt“, und außer Hauses. Louis Ferdinand hält sich glücklich in der Nähe Wilhelminens. Jedes Wort von ihm ist eine zarte und vorsichtige Huldigung. Mit dem feinen Gefühl des Frauenritters empfindet er, daß alles Aufdringliche und Ungestüme auf dieses stolze, geistvolle Mädchen nur abschreckend wirken würde. Und wenn es auch in ihr zittert, so ist Wilhelmine doch nur äußerst wohlherzogen, ganz undurchschaubar. Kein schneller Blick in seine Augen verrät sie.

Am Abend wird musiziert. Prinz Louis hat eigene Kompositionen mitgebracht. Man spielt sein Es-dur-Trio, er selbst am Klavier, Radziwill mit dem Violoncello. Ein schöner, erfolgreicher Abend für Dorothea. Sie kann sich dessen ganz freuen, wie Wilhelmine sich endlich an ihrem geliebten Prinzen sattsehen darf. Die Musik nimmt beide nicht weiter gefangen. Über Pergoleses „Stabat mater“ ist die Musikalität der Mutter und über ein paar Opernarien die der Tochter nie herausgekommen. Nur Pauline hat wirklichen Sinn für diese Kunst.

Der nächste Tag verläuft ähnlich. Wieder sind Prinz Louis Ferdinand und Fürst Anton ununterbrochen mit der Herzogin und Wilhelmine zusammen. Wilhelmine ist jetzt schon

etwas gelockerter. Prinz Louis stellt in ihrem Verhalten einen deutlichen Unterschied zwischen gestern zu seinen Gunsten fest.

Abends berichtet er an seine Mutter: „Die Prinzessin ist bezaubernd, und soviel ich bis jetzt nach dem, was ich beobachtet habe, sagen darf, kann man ihr gar nicht genug Lob spenden. Ihre Art ist vollendet, ihre Manieren, ob nun in großer Gesellschaft oder gegenüber ihrer Mutter, einfach und natürlich, fröhlich mit Zurückhaltung und Anstand und ohne alle Affektiertheit. Das wenige, was ich sie bisher reden hörte, zeugt von Geist und Charakter, auf jeden Fall von einer nicht gewöhnlichen Frau. Ihr Äußeres ist entzückend. Das wäre also, was ich der Wahrheit entsprechend behaupten darf.“

Er hat schon oder will doch ganz vergessen, welche Gründe den Anlaß zu dieser Reise gegeben haben. Er ist eben durch und durch Romantiker. „... aber schließlich kann ich frei heraus sagen, daß mich nichts in der Welt vermocht hätte, die Sache weiter zu verfolgen, wenn die Prinzessin nicht wirklich so wäre, wie sie ist. Sie hat, trotz alles schon vorher Gehörten, meine Erwartungen übertroffen.“

Morgen, am dritten Tage, soll nun Anton mit der Herzogin sprechen und Louis Ferdinands Werbung vorbringen. Am Abend will die Herzogin dann nach Sagan weiterreisen. Sie ist sehr zufrieden mit dem Ergebnis und mit Wilhelmine, die innerlich ganz gefangen ist und äußerlich doch die Zurückhaltung selbst blieb. So wird die Mutter es auch für sich halten. Ihre diplomatischen Jahre waren eine gute Schule. Für sie geht es jetzt um günstige Bedingungen des Heiratsvertrages. Sie sagt Radziwill nicht zu, läßt aber alle Hoffnung für Louis. Der Prinz soll doch als ihr Gast nach Sagan kommen, damit sich das Paar noch näher kennenlernen könne.

Nun ist, so scheint es Anton Radziwill, alles gewonnen. Er eilt zu Louis mit der freudigen Botschaft. Er findet ihn – in Wut und Verzweiflung.

Soeben ist ein Bote aus Berlin vom Vater mit gehetztem Pferde eingetroffen und hat ihm zwei Schreiben übergeben. In dem einen teilt der Generaladjutant des Königs mit, daß Friedrich Wilhelm seine Einwilligung in die etwa geplante Heirat nicht geben könne. Es sei daher nicht ratsam, in Leipzig etwas Festes abzumachen. Der andere Brief ist von der Oberhofmeisterin der Königin Luise: „Die Königin werde sich mit allen Mitteln gegen diese Heirat stellen.“

Das ist schändlich und empörend, für jeden der Beteiligten in gleicher Weise peinlich. Glücklicherweise hat man sich schon verabschiedet, so daß die Herzogin von Kurland und die Prinzessin wenigstens zunächst noch nichts erfahren. Man muß inzwischen alles versuchen, um den König umzustimmen.

Das unternimmt in erster Linie Louis' Vater, voll Grimm über diese demütigende Behandlung durch seinen königlichen Großneffen. Aber der König läßt sich in dieser Sache nicht sprechen. Seine Minister müssen sich tausend Gründe ausdenken, die gegen diese Verbindung sprechen, um Vater Ferdinand zu beruhigen. Schließlich sei doch das Vermögen der Prinzessin weder so bedeutend noch so gesichert, wie es zunächst scheinen möge. Das wird genau vorgerechnet. Auch der Ehekontrakt der Erbprinzessin von Hechingen, den man gleich zur Hand hat und Ferdinand vorlegt, sei doch gar nicht der günstigste gewesen. Politische Gründe werden von weit her geholt. Selbst auf das Abenteuer der Prinzessin Jeanne wird vorsichtig hingedeutet. Und so geht es weiter.

Damit aber gibt sich Ferdinand nicht zufrieden. Er verlangt eine Erklärung des Königs, wieso dieser mit dem breche, was er erst bewilligt habe. Er habe doch dem Prinzen Louis die Erlaubnis gegeben, die Tochter der Herzogin von Kurland zu sehen, und zwar in der Absicht, sie zu heiraten. Wie könne er sich nun gerechter und billiger Weise widersetzen, daß die Sache zustande komme?

Der König kann sich wenigstens einer unmittelbaren Antwort nicht mehr entziehen. Er schreibt Ferdinand einen unwilligen Brief mit der lendenlahmen Rechtfertigung, er habe zwar der Idee, die noch ganz unsicher und unklar gewesen sei, nicht von vornherein widersprechen wollen, aber zwischen einer solchen gelegentlichen Idee und einem greifbaren Plan müsse man doch unterscheiden. Sein Einspruch sei natürlich lediglich von dem Gedanken an das Wohl des Prinzen und des königlichen Hauses geleitet und so weiter.

Mag Ferdinand auch eingehend und deutlich antworten: es bleibt bei dem Willen des Königs. Um ein Weiterspinnen der Auseinandersetzungen zu verhindern, läßt dieser sein abschließendes Schreiben erst nach seiner bald stattfindenden Abreise übermitteln: „Ich muß gestehen, daß mich die Lektüre Ihres Briefes äußerst peinlich berührt hat. Ich meine, daß es unter diesen Umständen nicht nötig ist, noch hinzuzufügen, daß von der Reise nach Sagan keine Rede sein kann.“ Allen ist klar: es gibt für die Haltung des Königs letztlich nur einen Grund: er erkennt eine Ebenbürtigkeit der kurländischen Familie nicht an. Die Prinzessin Wilhelmine ist seine Untertanin, wenn auch eine reiche und fürstliche, und ist Untertanin der böhmischen Krone. Ein Prinz von Preußen hat sich aber mit Herrscherblut zu verbinden.

Vergebens hat Louis angeboten, auf Hof und Dienst zu verzichten, alle theoretischen Erbansprüche auf den Thron und an das königliche Haus hinzugeben, um diese Frau zu gewinnen. Es ist für ihn längst nicht mehr nur eine Verstandesangelegenheit. Aber er hat sich zu fügen. Er ist verbittert. „Er quält sich mit der enttäuschten Hoffnung ab und läßt sich mit nichts trösten.“

Nun müssen die Radziwills wohl oder übel das Verbot des Königs nach Sagan berichten. Es ist zu peinlich. Was wird nur die Herzogin sagen? Wenn sie auch nicht glauben wird, daß man das ihr zum Torte angezettelt habe, so wird man sich doch kaum von dem Vorwurf des leichtsinnigen Spieles mit

dem Rufe der Tochter rechtfertigen können. Aber die Herzogin macht keine Vorwürfe. Sie ist ihr Leben lang gewohnt gewesen, den Willen von Monarchen als etwas Unabänderliches hinzunehmen, wie Krieg und Tod, wie das große Schicksal. Sie weint etwas vor sich hin über ihr Unglück und tröstet sich dann. Es wäre auch zu schön gewesen.

Wilhelmine aber tröstet sich nicht. Aus ihren Augen leuchtet heller Zorn. Man nimmt ihr nicht nur den geliebten Mann, den einzigen ihrer würdigen, den sie bisher getroffen hat, man kränkt auch ihren hohen und empfindlichen Stolz und kränkt ihn doppelt. Durch die Ablehnung überhaupt – das ginge noch, dafür könnte sie Verständnis haben. Aber erst diese Werbung zuzulassen, die natürlich nicht geheim geblieben ist, und dann die Ehe zu verbieten, das ist unerträglich. Das kann sie dem König nicht verzeihen, und wenn er noch so sehr ihr Lehnsherr ist. Nie, das schwört sie sich, will sie ihn wiedersehen, ihm irgendwie huldigen. Ja, nicht einmal Berlin wird sie je wieder betreten. Diesem Vorsatze bleibt sie zeit ihres Lebens treu. So tief sitzt der Stachel.

Zur gleichen Zeit, Ende Mai, ist noch eine andere Nachricht in Sagan eingetroffen. Der alte Fürst Suworoff war kurz nach seinem Aufbruch von Prag in Krakau erkrankt. Dadurch hatte sich seine Rückkehr weiter verzögert, dadurch konnten seine Neider in Petersburg den Zaren derart gegen ihn einnehmen, daß Suworoff bei seiner Rückkehr statt eines triumphalen Empfanges die Ungnade seines unberechenbaren Kaisers Paul antraf. Das hatte ihn so schwer geschlagen, daß er, noch siech von der durchgemachten Krankheit, zusammenbrach. Nicht viel mehr als ein Vierteljahr, seit er in Prag Abschied nahm, war er kürzlich vereinsamt gestorben. Der Sohn Arkadij, der schon unterwegs

nach Sagan war, um sich vorzustellen, ist umgekehrt. Jetzt hat er dringendere Sorgen. Auf dem Siebzehnjährigen ruht jetzt die Verantwortung für den Namen und die Rechtfertigung des Vaters. Außerdem munkelt man, er sei von einer geheimnisvollen Krankheit ergriffen.

So ist auch diese Sache zu Ende. Denn was immer geschehen sein mag: der Sohn eines in Rußland in Ungnade Gefallenen kommt als Schwiegersohn der Herzogin von Kurland, die ihre Bezüge vom Zaren erhält, ohnehin nicht in Betracht. Und doch weiß die Herzogin, weiß Wilhelmine, daß man auch den jungen Suworoff als einen ehemaligen Verlobten zählen wird. „Zwei Verlobungen sind bei der Prinzessin Wilhelmine schon zurückgegangen; das arme Mädchen ist doch erledigt“, wird man sich ins Ohr flüstern. „Da stimmt doch sicher etwas nicht. Gerade die zweite Tochter hat noch den Hechinger Hohenzollern bekommen. Die dritte kommt sowieso nicht mehr in Betracht.“

Ja, Jeanne ist in Prag geblieben und erwartet dort ein Kind.

Das hält das stolze Mädchen Wilhelmine nicht mehr aus. Gegen jede Vernunft, nur um zu beweisen, daß sie doch, und zwar sofort einen Mann finden kann, nimmt sie den Antrag des Prinzen Rohan-Guémené an, der die Herzogin nach Sagan begleitet hat. Noch nicht einen Monat, nachdem Wilhelmine ihren Abgott, den idealen Mann gefunden hat, an dessen Gestalt sie auch in Zukunft immer wieder die Männer mißt, heiratet sie – am 23. Juni 1800 – den anderen. Beschämung, Trotz und der Schmerz der unerfüllten Liebe übertäuben die Vernunft. Sie beißt sich auf die Lippen und läßt die Mutter, die ihr so ferne steht, nicht merken, wie es in ihr aussieht.

### III

Die Herzogin Dorothea von Kurland hält nun alles für herrlich gelöst. Der junge Rohan paßt mit seinen einunddreißig Jahren im Alter zu der neunzehnjährigen Wilhelmine. Wenn er auch nicht groß ist, so hat er doch eine nette Gestalt. Wilhelmine hat es auch nur auf fünf französische Fuß gebracht – worüber sie, in der Erkenntnis, daß ihre Größe nicht ganz mit ihrer hoheitsvollen Haltung und Schönheit harmoniert, später manchmal selbst spottet und darauf hinweist, daß sie genau die Größe von Napoleon habe. Sahen der schwarzhaarige Rohan und die blonde Wilhelmine nicht reizend zusammen aus? Der Adel spricht zwar nicht gerade aus Gesicht und Haltung des Prinzen. Aber er ist ein Rohan, und das schlägt alles.

Die Rohans gehören zu den größten der großen Familien Frankreichs, und daß sie jetzt arm in Österreich leben, gibt ihnen nur den Schimmer romantischen Unglücks, erweckt Gefühle gönnerhaften Mitleids. Sie stammen in gerader Linie von den Königen und Herzögen der Bretagne ab und haben die Rechte französischer Prinzen von Geblüt, sind damit Vettern des Königs von Frankreich. Nein, an der Familie ist nichts auszusetzen.

Gar zu unterhaltend findet es die Herzogin Dorothea, deren Begeisterung für alles Französische immer weiter wächst, wenn der lustige Franzose, der so reizend plaudern kann, von seiner Familie erzählt. Eigentlich waren die Rohan für Frankreich immer *Enfants terribles* gewesen, von großem Format natürlich. Anfangs, als sie noch sehr selbständig ge-

wesen waren, war es die große Politik für und wider die Könige gewesen, mit der sie ständig von sich reden gemacht hatten. Unter Ludwig XII. im 14. Jahrhundert war dem großen Marschall Pierre von Rohan der Prozeß gemacht worden. Henri Rohan, sein Nachkomme, war wie seine Mutter, die Tochter von Jean de Soubise, des Glaubens- und Waffengenossen Colignys, ein aufrichtiger Calvinist gewesen. Die Mutter hatte persönlich La Rochelle gegen den König verteidigt und war auf ihrem Schlosse in Gefangenschaft gestorben. Der Sohn war ein großer Krieger und mit seinem Bruder Benjamin Rohan, Herrn von Soubise, der Anführer der Hugenotten gewesen. Immer wieder hatte er sich gegen das Königtum aufgelehnt und sich immer wieder unterworfen. Schon damals waren die Rohan einmal Emigranten gewesen.

Als das Königtum aber unter Richelieu gefestigt und die Fronde zerbrochen war, war auch dem unruhigen Geiste der Rohan ein engerer Rahmen gesteckt worden. Da war der seltsame Prozeß des Tancred Rohan gewesen, den Henri Rohans Frau, eine Tochter Sullys, um der eigenen Tochter das riesige Rohansche Vermögen zu entziehen, plötzlich anbrachte, und der angeblich mit Wissen des inzwischen im Kriege gefallenen Vaters verheimlicht worden war, um ihn den Nachstellungen Richelieus zu entziehen. Den Chevalier Louis Rohan hatte Ludwig XIV. zu Paris wegen einer abenteuerlichen Konspiration öffentlich enthaupten lassen.

Von den drei Brüdern des Großvaters unseres Bräutigams, des Fürsten Jules Hercules Mériadec Rohan, war der Vizeadmiral Louis Rohan ein Opfer der Französischen Revolution geworden, der andere, Ferdinand, war jetzt abgedankter Erzbischof von Cambrai und trug sich mit dem Gedanken, in das gerade napoleonisch gewordene Frankreich zurückzukehren. Der dritte, jüngste Bruder aber war das Enfant terrible Louis René Edouard, der Kardinal Rohan, Erzbischof von Straßburg, der jetzt, nach der noch nicht ver-



gessenen, von ihm eingebrockten Halsbandgeschichte der Königin Marie Antoinette, die soviel zur Revolution beigetragen hatte, zurückgezogen in Ettenheim, einem Städtchen im deutschen Teile seines Bistums, lebte. Der Großvater selbst hatte als einziger der Brüder geheiratet, und zwar die Tochter des Großkämmerers von Frankreich, des Herzogs von Bouillon und Vicomtes von Turenne. Daher hatte die Familie Anspruch auf das Herzogtum Bouillon. Man wartete nur auf die Wiedereinsetzung des Königtums, um diese Erbschaft anzutreten. In manchem Kriege hatte sich der Großvater herumgetrieben. Im Regiment Royal Pologne war er als Capitän eingetreten, hatte dann als Oberst das Regiment Rohan geführt und unter dem Marschall von Sachsen in mancher Belagerung und mancher Schlacht das Kriegsglück kennen gelernt.

Auch der Vater von Louis, Heinrich Ludwig Fürst von Rohan-Guéméné, Herzog von Montbazon, hatte eine reiche Heirat gemacht. Seine Frau Victoire war die Tochter des Fürsten Charles Soubise aus dem Hause Rohan, des Feldherrn und Staatsministers, des Marschalls von Frankreich, von der Pompadour ebenso begünstigt wie von der Dubarry.

Als letzter der langen Reihe von Rohanschen Enfants terribles hatte Louis' Vater das französische Königtum auch auf die unpolitischste Art in Verlegenheit gesetzt. Hatte er sein Vermögen durch seine Heirat verdoppelt, so hatte er seine Ausgaben verzehnfacht. Der Glanz des Hotels Rohan in Paris hatte damals nicht seinesgleichen. Ein eigenes Orchester, eine eigene Schauspielertruppe, ein Ballett, angestellte Sänger hatte man da. Das führte schnell zur Schuldenwirtschaft, und diese brachte, da trotzdem alles beim alten blieb, den Bankrott, vor dessen Folgen sich die Schwiegereltern Wilhelminens in das Schloß Navarra zu dem Onkel Bouillon zurückgezogen hatten.

Nein, mit kleinen Skandalen gaben sich die Rohanschen Enfants terribles nicht ab. Die Schlußbilanz ergab 1782 etwa

33 Millionen Passiven. Mehr als dreitausend vertrauensselige Gläubiger stöhnten in Frankreich. Der Fürst, Großkämmerer der Krone, und die Fürstin, „Gouvernante der königlichen Kinder“, hatten alle ihre Ämter niederzulegen und sich als Gefangene im Schloß von Navarra zu betrachten.

Es war also eigentlich eine Art von Erlösung, als das Fürstenpaar Rohan mit seinen fast erwachsenen Kindern zu Beginn der Revolution auswandern konnte. Im Ausland hatte man sich eine Zeitlang herumgetrieben und dann in Prag niedergelassen. Die beiden älteren Söhne hatten in österreichischen Militärdiensten bereits mit jungen Jahren Generalsstellen inne, und auch der jüngste Sohn, der Bräutigam Louis, führte den schönen Titel eines Generalfeldwachtmeisters, weil er eben ein Rohan war.

Wenn Prinz Louis so lustig und drollig drauflos erzählte, schwatzte, spöttelte und in etwas hochmütiger Selbstironie andeutete, daß er ein würdiger Sproß dieses Geschlechtes auch nach der Tunichtgut-Seite hin sei, konnte die Herzogin Dorothea stundenlang zuhören. Plaudern können war eine so wichtige Vorbedingung zum gesellschaftlichen Erfolge und damit zum Erfolg im Leben. Nur sehr mächtige Herren konnten sich Ernst und Schweigsamkeit leisten. Wer sonst die Kunst der Causerie nicht verstand, blieb unten stecken. Er galt als langweilig, ungesellig, untalentierte, hoffnungslos. Es mochte nicht alles geistreich sein, was Rohan zu sagen hatte, aber es war so reizend unterhaltsam. Und die großen Namen aller dieser Großmütter, Oheime, Tanten und Vettern gaben dem Ganzen eine Würze, daß es nach der großen politischen Geschichte schmeckte.

Auch Wilhelmine amüsierte sich. Ihr Trotz zwang sie dazu, sich mit diesem Manne glücklich zu fühlen. Diese Heirat mußte unter allen Umständen ein Erfolg sein, um diesen Preußen zu zeigen, daß man auch ohne sie sein Glück machen könne. Sie wollte sich unverwundbar zeigen gegen den Affront, den sie „les torts de la cour de Berlin“ nannte. Un-

bewußt suchte sie auch in Louis von Rohan das, was sie an Louis von Preußen entzückt hatte: den jungen Kriegsgott.

Wenn Louis von seinen eigenen Kriegstaten erzählt, horcht sie doppelt hin. Vor vier Jahren, 1796, hatte er ein französisches Emigrantenkorps, das in englischem Solde stand, befehligt. Dann war er, wie seine Brüder, in österreichischen Dienst getreten. Dort hatte man ihm ein Volk Kroaten in die Hand gedrückt. „In sehr launiger Weise“ konnte er von den Sitten und dem Aussehen dieser „Wilden“ erzählen. Wie sie doch tatsächlich kein Wort Französisch verstanden hätten; wie er es vergeblich erst mit einem Dolmetscher versucht habe, sie zu kommandieren; wie er dann ebenso fruchtlos eine eigene Zeichensprache erfunden und ihnen beizubringen versucht habe. Aber der beste Wille habe an diesem Viehzeug von Rotmänteln scheitern müssen, das nichts verstehe, als Knoblauch zu essen und Köpfe abzuschneiden. Da habe er doch das Leben in Prag vorgezogen.

Dann ist also wohl alles in Ordnung, Wilhelmine? Du hast deinen jungen Krieger und Gesellschaftshelden! Als die Herzogin von Kurland das junge Paar in Sagan am Altar sieht, träumt sie in die Ansprache des Geistlichen hinein von wunderlichen Zusammenhängen: Der Onkel dieses jungen Mannes da, der Straßburger Kardinal Rohan, ist dem Cagliostro aufgefressen. Und wenige Jahre vorher war dieser Cagliostro in Mitau gewesen und hatte dem kurländischen Adel, besonders aber dem Vater Medem und der Schwester Elisa etwas vorgegaukelt. Das war – Dorothea erinnerte sich noch genau daran – kurz vor ihrer Verheiratung mit Herzog Peter gewesen. Cagliostro hatte damals wochenlang in dem Medemschen Stadthause und in Alt-Autz gewohnt. Dann aber war Dorothea in das Mitauer Herzogsschloß übersiedelt. Nun wohnte dort der Graf von Lille, der sich, ohne Thron, Ludwig XVIII. von Frankreich nannte. Dieser König mochte manchmal von Mitau aus an seinen Bruder, den sechzehnten Ludwig, denken, der das Opfer der Revolution

geworden war. Er mochte sich dann auch an jene Halsbandgeschichte der königlichen Schwägerin Marie Antoinette erinnern, die auch einen kleinen Anstoß zu dieser Revolution gegeben hatte, an jene Halsbandgeschichte, in der der Graf von Cagliostro und der Straßburger Kardinal Rohan auf königliches Geheiß verhaftet worden waren. So schloß sich ein dunkler Kreis, mit dem Dorothea so viele Berührungspunkte hatte.

Gleich nach der Hochzeit geht das junge Paar auf Reisen, hierhin und dorthin, wo gerade Frieden herrscht. Eine junge, reiche Frau besieht sich mit ihrem Mann die Welt.

## 2

Am 19. September 1800 schenkte die siebzehnjährige Prinzessin Jeanne in aller Heimlichkeit der Welt einen Sohn, einen kleinen Arnoldi, als Frucht ihrer Unwissenheit. Er erhielt schlicht den Namen Fritz, zu dem erst in seinem zehnten Lebensjahr ein Familienname trat, als ihn Frau von Piattoli nach ihres Mannes Tode aus Gefälligkeit adoptierte. Frau von Piattoli war jene Baronesse Julie Vietinghoff, die, seit Dorothea Herzogin geworden, ihre Hofdame und ständige Begleiterin war. 1805 hatte sie sich mit Scipion Piattoli verheiratet. Dieser Freund Dorotheas von ihren Warschauer Aufhalten her hatte in den polnischen Wirren das Land verlassen müssen, war nach Sachsen und dann nach Karlsbad gegangen, wo man ihn als Vergeltungsmaßnahme für die Verhaftung bedeutender österreichischer Untertanen in Polen mit den Grafen Zabiela und Stanislaus Potocki dingfest gemacht hatte. In Prag hatte Dorothea ihn als Staatsgefangenen in mildem Verwehr vorgefunden und ihm zunächst die Möglichkeit täglicher Besuche in ihrem Hause, dann die Freiheit erwirkt, kurz nach Paulines Hochzeit, bei der er zusammen mit dem Grafen Wratislaw, dem Stadt-

hauptmann von Prag, Polizeichef von Böhmen und von Herzog Peter eingesetztem Vormund der kurländischen Prinzessinnen bezüglich der böhmischen Besitzungen, Trauzeuge gewesen war, mit dem Manne, der Piattoli vor sechs Jahren verhaftet hatte. Dorothea hatte den Exabbé dann mit nach Löbichau genommen, ihn der kleinen Dorothée als reichlich freigeistigen Erzieher gegeben, sich seiner auch bei der Regelung ihrer russischen Angelegenheiten bedient und ihm durch Veranlassung seiner Einschreibung bei der kurländischen Ritterschaft auch den Adelstitel verschafft.

Durch Fritz von Piattoli lebte sein Name weiter. Man hatte das Kind zunächst einer bei Löbichau verheirateten alten Dienerin der Herzogin in Pflege gegeben, die auch in anderen Fällen solche Dienste übernommen hatte. Dann hatte der Hofrat Parthey, der Schwiegersonn Friedrich Niko-lais, einstiger Hauslehrer bei Medems und seitdem Dorotheas und Elisas Vertrauter, ihn in sein Berliner Haus genommen.

Von des Kindes rechtem Vater aber ward nichts mehr ver-nommen. Man erzählte sich da eine dunkle Geschichte. Arnoldi, verzweifelt darüber, daß man ihm seine Beute abgejagt hatte, und auf die Gefühle bauend, die er Jeanne eingeflößt zu haben glaubte, habe die Prinzessin zu einer erneuten Flucht zu bestimmen gesucht. Er sei an der böhmischen Grenze umhergestrichen und habe Brief um Brief an Jeanne gehen lassen. Aber Graf Wratislaw, zugleich Vor-mund und Polizeichef, habe diese Briefe abgefangen und dem Liebeshelden oder Mitgiftjäger – wie man es nennen wollte – eine Falle gestellt. Mit einer gefälschten Nachricht Jeanne habe Wratislaw ihn nach Eger locken, dort fest-nehmen und in den Verliesen des Schlosses – es herrscht noch völliger Absolutismus – kurzerhand hinrichten lassen. Ein Liebesspiel hatte als Tragödie geendet.

Nun waren, ein halbes Jahr nach Herzog Peters Tode, zwei von dessen Töchtern verheiratet. Daß auch die dritte möglichst schnell an den Mann gebracht werden müsse, ge-

rade die fehlgetretene, stand außer Zweifel. Aber da drängten sich die Freier nicht wie bei den beiden ersten, selbst nachdem verbreitet worden war, daß die Enterbung nach dem Willen der Mutter und der Schwestern nicht so ernst zu nehmen und auch hier ein standesgemäßes Auskommen zu finden sei.

Dann kam aber doch aus weiter Ferne ein Bewerber, nicht mehr jung für ein siebzehnjähriges Mädchen, in den Vierzigern, und im ganzen gesehen eine reichlich traurige Gestalt. Es war ein Neapolitaner. Aus dem großen Hause der Pignatelli. Sein Bruder war der Herzog von Belmonte, und er selbst, Franz Pignatelli, hatte sich selbst soeben, der besseren Wirkung wegen, den Titel eines Herzogs von Acerenza zugelegt, nach einem dem Bruder gehörigen Städtchen in Kalabrien. Der Bruder hatte sich der eigenmächtigen Standeserhöhung, deren Zweckmäßigkeit er durchaus einsah, nicht widersetzt, und als der König beider Sizilien davon hörte, lachte der nur. So ging der fragwürdige Titel wie andere ähnliche durch.

Die Königin Karoline Marie von Neapel hatte den Freier auf die kurländischen Prinzessinnen hingewiesen. Sie hatte ihm warme Empfehlungen an die Herzogin Dorothea mitgegeben, die mit Herzog Peter vor nun sechzehn Jahren an ihrem Hofe geweilt hatte. Sie hatte ihm, unter uns gesagt, sogar das Reisegeld gegeben; denn Geld war es, was auch diesem Bewerber, gerade jetzt, besonders fehlte und was er bei seinen Plänen suchte. Das Königreich beider Sizilien war durch Revolution und Krieg mit den Franzosen dem Zusammenbruch nahe, und von dem Hof, der gerade erst wieder von seiner Flucht nach Palermo zurückgekehrt war, war nicht viel zu erwarten.

Pignatelli? Pignatelli? Hatte man den Namen in der letzten Zeit nicht schon gehört? Aber ja, so hieß ja einer der bestgehaßten Männer von Süditalien, der Günstling Karoline Maries und ihres Geliebten und Premierministers Acton, der jetzt ein Schreckensregiment in Neapel führte. War es nicht

dieser Pignatelli gewesen, der damals, als man in Neapel geweilt hatte, als Minister ein Schulbeispiel von Raffgier, Ungerechtigkeit und Knechtung gegeben hatte? Hatte er nicht im vorigen Jahre Neapel, das er verteidigen sollte, feige verlassen, die Flotte hinter sich verbrannt und die Flucht nach Sizilien ergriffen? Da hatte man ihn doch wohl verhaftet und in Girgenti eingesperrt.

„Das ist mein Onkel Franz“, erklärte Herzog Franz von Acerenza.

Nun, man muß froh sein, wenn Jeanne überhaupt einen Mann findet, entschied die Mutter. Am 18. März 1801 heiratete auch die dritte Tochter.

Das hat man nun von seinen Schwestern, meint Wilhelmine. Statt daß sie helfen, Verbindungen und Einfluß zu schaffen, machen sie nur Verdruß. Aber bei einer Prinzessin Rohan ist nur pikant, was bei einer Biron vernichtend werden könnte.

Auch die Mutter Dorothea ist mit dieser letzten Heirat alles andere als zufrieden. Nun hat sie drei Schwiegersöhne, einen deutschen, einen französischen und einen aus Italien. Alle drei sind sie katholisch, was für eine Stockprotestantin schließlich auch etwas ausmacht. Und eigentlich sind alle drei Habenichtse, die sich von ihren Frauen finanzieren lassen. Ein etwas trauriges Ergebnis, wenn man an die Aussichten denkt, die diese reichen und reizvollen Mädchen hatten.

Pauline hatte ihrem Mann im Februar 1801 einen Sohn und Erben geschenkt, der Constantin genannt wurde und später unter dem Namen Friedrich Wilhelm der letzte Fürst von Hechingen war. Aber die Ehe ist nicht glücklich. Immer häufiger sind die Eheleute getrennt. Schon im Sommer 1801 weilt Pauline ohne den Mann bei der Mutter in den böhmischen Bädern, und so ist es auch in den meisten der folgenden Jahre. Die Winter verbringt sie in dem Prager Palais.

Prag beginnt damals ein Hauptwiderstandsnest gegen die Franzosen und gegen ihren neuen Herrscher Napoleon zu werden. In dieser Umgebung gesellt sich bei Pauline zu der

menschlichen Fremdheit gegen den Gatten ein politischer Zorn; denn der Erbprinz schließt sich ganz dem Eroberer Napoleon an, als dieser tatsächlicher Herrscher im Westen Deutschlands geworden ist. Er scheut sich nicht, die Stelle eines Adjutanten bei Napoleons Bruder, dem König Jérôme von Westfalen, anzunehmen, und wird später, als er schon regierender deutscher Fürst ist, einer von Napoleons eigenen Adjutanten. Mit Beschämung sehen die deutschen Patrioten, die Pauline in Prag umgeben, wie dieser Reichsfürst im Winter 1806 als französischer Offizier die schlesische Festung Glogau zur Übergabe auffordert. So endet diese Ehe, ohne daß sie je gelöst wurde.

Am unerfreulichsten ist der Schwiegersohn Acerenza. Diese Ehe muß Dorothea fast allein finanzieren. Das Paar hängt sich in einer schrecklichen Weise an ihre Rockschöße. Nach der Hochzeit begleiten die beiden die Mutter im Sommer nach Karlsbad und Teplitz, im Winter nach Berlin. Im nächsten Sommer gesellt sich auch noch der Bruder Belmonte dazu, als sie mit der Herzogin von Kurland eine Reise in die Schweiz und an den Rhein machen. Den Winter verbringt man abermals in Berlin, den Sommer 1803 in Löbichau und Karlsbad.

Auch in Karlsbad ist der Bruder Belmonte noch immer bei ihnen zu finden. Der unterhaltsame Herr Friedrich Gentz, gewesener preußischer Kriegsrat und seit einem Jahr in österreichischen Diensten, wird in die Familie durch Pauline eingeführt, die ihn im letzten Winter in Prag kennengelernt hat. Er berichtet, daß „die kurländische Familie recht eigentlich im Mittelpunkt des Teplitzer Getümmels stehe“ – die Herzogin ist ja auch in diesen Bädern Stammgast – und bemerkt mit dem gehässigen Urteil des ehrgeizigen Außenseitters, den das junge Volk wohl nicht ernst genug genommen hat: „Die Töchter sind ungezogene kleine Dirnen, denen es an den ersten Requisiten zum feinen Umgang fehlt. Es ist nichts Fürstliches, Edles an der ganzen Rasse.“



Dieses Urteil ändert sich aber ins Gegenteil, als ihn ein paar Jahre später, noch in Prag, eine „rasende Leidenschaft“ zu Jeanne Acerenza erfaßt, die völlig unerwidert bleibt, und als er dort und später in Wien einer der hauptsächlichen Vertrauten der kurländischen Schwestern wird. Nicht zu ändern braucht er sein Urteil über die zugehörigen Südländer. Es ist kurz und treffend: „Der Prinz Belmonte ist ein zweideutiger Italiener, sein Bruder Acerenza ein vollkommenes Rindvieh.“

Ja, eine blutjunge Frau, die zu diesem Manne nur gekommen war, weil sie eben nicht Widerstand leisten durfte, mußte schon einen Abscheu bekommen, wenn sie den bequem gewordenen, steifgeleierten Gatten in einem grotesken Lederüberzug zu Hause in Berlin auf dem mechanischen Holzperde traben sah, um sich Bewegung zu machen.

## 3

Die Rohans mußten, wenigstens für die Winterzeit, auch eine Bleibe haben. Sie dachten nicht daran, sich in das stille Sagan zu verkriechen, mit dem Wilhelmine am 21. August 1801 auch förmlich vom preußischen König belehnt worden war. Es mußte schon mindestens eine Stadt mit einem Hofe sein. Berlin kam natürlich nicht mehr in Betracht. Der nächstbedeutende deutsche Hof aber, zu dem man einige Beziehungen hatte, war der Dresdener. Er hatte gegen Prag oder Wien den Vorteil, daß man dort friedlich leben konnte, während Österreich gerade Krieg gegen Frankreich führte.

Dieser Hof lebte noch ganz in den Anschauungen der alten Zeit. Die Erinnerung an den Glanz des sächsisch-polnischen Königtums war noch ganz wach. Hier war die Welt stehengeblieben – eine Oase in der europäischen Wüste von Umsturz und Auflösung. „Alles war daselbst gestellt und geregelt, so wie der letzte Augustus es seinen Nach-

folgern hinterlassen hatte. Wenn die Etikette, das Kostüm und die präzise Regel eine solide Grundlage für die Reiche sein könnten, wäre Kursachsen unverwundbar gewesen. Die Hoftrachten, die Galatage wie alle Gepflogenheiten waren zu jener Zeit noch, was sie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Die französische Revolution war, nachdem sie die alte Monarchie gestürzt hatte, bereits bei Bonapartes Konsulat angelangt, am sächsischen Hofe aber waren die Reifröcke noch nicht abgeschafft!“ Hier war ein Rohan noch ein Rohan, ein Prince du sang, der Vetter des Königs von Frankreich und damit auch des Kurfürsten eigener Nennvetter. Als ob sich gar nichts geändert habe, als ob es in Frankreich keine Revolution gegeben habe und kein König enthauptet worden sei.

Das ist ein Boden für junge, geltungsbedürftige Leute. Gesellschaften, Bälle, Feste, Mummenschanz, Liebeleien, in der Stadt und auf den Schlössern des Landes, Fahrten, Ritte, Jagden. Das ist ein lustiges Leben, besonders, wenn man mit viel Geld und altem Namen eine erste Rolle spielen kann.

So dachte auch die reiche, zwanzigjährige Fürstin Katharina Bagration, die vor kurzem als Gräfin Skawronska – mehr auf Befehl als nur auf Wunsch des Zaren Paul – mit dem doppelt so alten russischen General Fürst Bagration verheiratet worden war. Nun, der General war ohne Unterlaß auf den jeweiligen Schlachtfeldern und störte die Lebenslust und den Leichtsinns seiner Frau nicht im geringsten. Ihr Urgroßvater war der einzige Bruder der Zarin Katharina I. gewesen, die ihre Laufbahn als Tochter des armen Samuel Skawronski begonnen hatte, und wenn man genau nachrechnete, war Katharina Bagration also eine Tante dritten Grades des vor kurzem zur Regierung gekommenen Zaren Alexander. Und man rechnete in Dresden genau nach. Aber nicht nur von den Dotationen der ersten Katharina an ihren Bruder stammte ihr riesiges Vermögen. Auch die Mutter, eine Nichte Potemkins, des Fürsten von Taurien, hatte große Reichtümer mitgebracht.

Damals war in Dresden ein junger Graf Clemens Lothar Metternich österreichischer Gesandter. Ein eleganter, leichtsinniger junger Herr, von dem man im wesentlichen wußte, daß seine stille Frau die Enkelin und Erbin des Fürsten Kaunitz, des großen Staatskanzlers Maria Theresias, war. Dem Grafen hatte es die hübsche, junge Russin angetan, die in Dresden hängen geblieben war und sich in ungehemmter Koketterie keinen Mann entgehen ließ, der ihr gefiel. Als aus dieser Liebschaft dann eine Tochter entsproß, nannte sie sie, selbstsicher und unbefangen, nach dem Vater Clementine. Ein reizend netter Kerl, dieser Metternich, findet Wilhelmine, die viel auf gutes Aussehen gibt und vielleicht auch einem kleinen Flirt mit ihm nicht abhold ist. Und gescheit ist er noch dazu.

## 4

So läuft die Rohansche Ehe amüsant und belanglos. Wenn Wilhelmine keine Kinder empfängt, tröstet man sich damit, daß man dadurch Unbequemlichkeiten, Zurückhaltung und Gebundenheit entgeht.

Im Herbst 1804 verlebt man in Paris eine lustige Zeit, um die Mutter Victoire Rohan, die in den ersten Zeiten des Konsulats ohne ihren Gatten nach Paris zurückgekehrt ist, zu besuchen. Dort trifft man auch Onkel Ferdinand Rohan, den einstigen Erzbischof, der inzwischen Erster Almosenier der frischgebackenen Kaiserin Josefine geworden ist. Dort lernt man viele, viele neue Menschen kennen, unter ihnen die Comtesse de Boigne und den Marchese Giamboni, einen der geistreichsten Zwischenträger, dessen sich die Pariser Gesellschaft damals jahrzehntelang bediente, eine wandernde Chronik, das Genie von einem Polichinell.

Frau von Boigne berichtet aus dieser Zeit über Wilhelmine: „Die Herzogin von Sagan trug damals den Namen ihres ersten Mannes, Louis Rohan. Sie war schön, hatte eine

sehr vornehme Art und das Gehaben der besten Gesellschaft.“ Das war es, was an Wilhelmine immer zuerst auffiel. Dagegen ist es eine offenbare Vordatierung späterer Eindrücke und Verleumdungen, wenn Frau von Boigne fortfährt: „Sie zeichnete sich in dem Talent der Damen des Nordens aus, ein sehr ungeordnetes Leben in vornehmen und decenten Formen zu führen. Alle Töchter der Herzogin von Kurland sind hervorragend ‚große Damen‘“

Aber nur das äußere Leben läßt diese Ehe durchschnittlich haltbar erscheinen. Wer tiefer sieht, hat längst, mancher schon von vornherein erkannt, daß der oberflächliche Causeur Rohan nichts hat, womit er seine kluge, nordisch-ernste Frau innerlich an sich binden kann. Je mehr Wilhelmine zu sich selbst reift und sich ihrer eigenen Art bewußt wird, je mehr auch die Zeit das Gefühl gekränkten Stolzes lindert, das sie vermocht hat, in diesem Mann eine Erfüllung zu suchen, um so mehr sieht sie ihn, wie er wirklich ist.

Verblaßt erst das Wunschbild, so ist das Erwachen jäh. Auf einmal ist er nur noch das Zerrbild dessen, den sie in ihm gesucht hat. Das Heldische, das sie sehen wollte, wird zur hohlen Form eines Operettenobersten, die lustigen Geschichten kehren ewig und bis zum Ekel wieder, die Rodomontaden werden zum Verdruß, das Geschwätz zwingt zur Verachtung. Louis geht in die Breite, und das unterstreicht seine Kleinheit. Haben die Prager Emigranten Wilhelmine schon eine Abneigung gegen das revolutionäre Frankreich eingepflegt, so hat ihr gerade die Pariser Zeit gezeigt, daß ihr das Französische überhaupt zuwider ist. In stillen Stunden, auf der Rückfahrt nach Dresden, tritt diese Erkenntnis ganz deutlich aus dem Unterbewußten vor sie.

Auf einmal beginnt Wilhelmine, sich ihres Mannes zu schämen. Sie glaubt zu erkennen, wie die Umgebung, die Dresdener Gesellschaft, den Mann sieht: als einen reich verheirateten Spaßmacher, den niemand ernst nimmt. Das ist unerträglich für sie mit ihrem Selbstbewußtsein und ver-

krampfsten Bironstolze. Sie zieht sich in dem folgenden Winter plötzlich ganz zurück. Ihre Schwester, die kleine Prinzessin Dorothee, kommt von Berlin für einige Zeit zu Besuch. Als Iffland, der große Schauspieler aus Berlin, in Dresden weilte und bei Wilhelmine einen Empfehlungsbrief ihrer Mutter abgibt, wird er nicht empfangen und wartet tagelang auf eine Einladung. Nein, Wilhelmine hat keine Lust, irgendeinen Menschen zu sehen und schon gar nicht die neuen Berliner Freunde der Mutter, die, weil sie am Berliner Hof nicht mehr die frühere Rolle spielen kann, auf einmal ihr Herz für das Bürgertum entdeckt hat und sich in der Rolle der geistreichen Mittlerin zwischen dem Adel und den neuen intellektuellen Schichten, den Künstlern, Freigeistern und schlaun Juden, gefällt.

In Wilhelminens Einsamkeit und Vereinsamung tauchte da ein junger Russe auf, aus großem Hause und mit großem Vermögen, Fürst Wassili Trubetzkoi. Er war in Suworoffs Gefolge schon damals mit in Prag gewesen. Auch er war Offizier und hatte 1800 und 1801 nicht, wie Louis Rohan, gefehlt, als Österreich mit England und Rußland gegen Frankreich kämpfte. Nun trieb er sich in Deutschland herum. Er war so in allem das Gegenteil von Louis, groß, wortkarg, streng, etwas rauh wohl; er erinnerte Wilhelmine an den Vater. Auch an ihm war etwas von dessen Männlichkeit und Herrentum, eine Erinnerung an das tiefe Rußland, ein Hauch von Jaroslaw, der Wilhelmine von dem geliebten Vater vertraut war.

Das war gerade das, wonach sich Wilhelmine Rohan, voll Überdruß gegen die laute Lustigkeit und die Hohlheit ihres Mannes, sehnte. Während Rohan infolge einer winterlichen Jagdpartie krank lag, wurden sich Wilhelmine und Trubetzkoi einig. Rohan war gegen ein Abstandsgeld von 100000 Talern zur Scheidung bereit.

Am 7. März 1805 wurde sie ausgesprochen. Am 5. Mai heiratete Wilhelmine den Fürsten Wassili Sergejewitsch, „trotz der Tränen und Bitten aller derer, die sie liebten“.

„Sie war“, berichtet ihre spätere Pfliegerochter Emilie von Gerschau, „eine leidenschaftliche Natur und hat sich durch ihr ganzes Leben von ihren Impulsen hinreißen lassen – meist zum Guten, wohin alle ihre Instinkte trieben, aber oft auch zu Dingen, die ihr selbst zu unwiederbringlichem Schaden gereichten. Nie aber hat sie irgend etwas getan, was einer großmütigen Seele unwürdig gewesen wäre.“

Rohan aber kam auf einen bezaubernden Einfall. Eine reiche Frau hatte ihm selbst noch bei der Trennung Gewinn gebracht. Wer weiß, vielleicht ließ sich das wiederholen. Warum in die Ferne schweifen? Sitzt zu Prag in dem Kurländischen Palais nicht, unbefriedigt und reich, eine andere schöne Frau, die Schwägerin Pauline Hohenzollern? Sie hat die beiden älteren Brüder Rohan bei sich wohnen und nimmt jetzt auch noch den Schwager auf. Ihr jammert er sein Unglück mit Wilhelmine vor, bis sie ganz weich wird. Wer weiß, was er noch gestanden haben mag: wie er eigentlich doch nur immer sie geliebt habe; sie aber sei schon gebunden gewesen, gebunden an einen ungeliebten Mann. Wie er die Schwester nur genommen habe in dem Gedanken an sie. Nun aber sei er frei und sie sei es innerlich auch

Aus diesem seltsamen Liebesspiel reißt ihn, ohne daß er eine Bindung erreicht, der neue Krieg, den Österreich gegen Napoleon führt. Im Herbst muß er zu den Truppen. Im Oktober aber ereilt ihn ein Schicksal, das ihm wieder zu dem längst entschwundenen kriegerischen Nimbus verhilft: bei der Verteidigung Ulms wird er schwer verwundet.

Auch Trubetzkoi ist beim Heere. Die Schwestern Wilhelmine und Pauline verleben den Herbst 1805 bei der Mutter in Löbichau. Der gedruckte Spielplan des „Herzoglich Curländischen Hoftheaters“ zeigt an, daß dessen Liebhaberbühne „Heute Dienstag den 1. Oktober 1805“ ein Schauspiel in vier Aufzügen von August von Kotzebue aufführt: „Die Corsen in Ungarn“. Eine rein baltische Besetzung: ein Vietinghoff, zwei Fircks, ein Ehepaar Plettenberg. „Madame

Troubetzkoï“ spielt „Otilie, Ferdinands Gemahlin“, „Madame Hohenzollern“ „Rösgen, ein Gärtner-Mädchen“ Neun Wochen später, am 8. Dezember 1805, schenkt dieses Rösgen einer Tochter das Leben, die den Namen „Marie Wilson“ erhält unter Erfindung einer rührseligen, bei verschiedenen Gelegenheiten nicht ganz gleichmäßig durchgehaltenen Herkunftsgeschichte.

## 5

Ende Dezember 1805 war der Krieg vorüber. Napoleon hatte bei Austerlitz gesiegt. Der Friede von Preßburg war geschlossen. Trubetzkoï fand sich wieder in Dresden ein. Wilhelmine hatte in der Zeit des Alleinseins und der Ruhe auf dem Lande erkannt, daß es eigentlich nur Auflehnung gegen die auf die Dauer unausstehliche Art ihres ersten Mannes gewesen war, die sie mit vierundzwanzig Jahren einem gerade gegenteilig gearteten Menschen zugeführt hatte, wie es mit neunzehn Jahren Auflehnung gewesen war, die sie zu Rohan gebracht hatte. Nun wußte sie, daß sie eigentlich nichts an diesen Mann band. Als er wieder leiblich erschien, bildete er keinen Kontrast mehr zu dem vergessenen Rohan, sondern war nur ein herrischer, fordernder Russe, fremd in Art, Haltung und Sitte. Was bei ihm an den Vater gemahnte, zeigte jetzt seine Kehrseite. Es ist etwas anderes, der geliebte Verzug eines solchen Menschen zu sein und in kindlicher Sorglosigkeit seine Rauheit gegen gleichgültige Andere wie etwas Gegebenes zu beobachten, als selbst ihr Gegenstand zu sein. So wie Peter die Mutter behandelt hatte, läßt sich Wilhelmine nicht behandeln. Dazu ist sie längst zu selbständig. Rohan hatte ihr wenigstens ihre Freiheit gelassen und ihre Unabhängigkeit geachtet. Sie ist keine Russin, sie ist Kurländerin, sie ist Deutsche. Nein, nach Rußland wird sie nicht gehen, in das unheimliche Land, das den Groß-

vater verdorben, den Vater zurückgehalten, die Heimat eingezogen und ihr einen Fürstenhut vorenthalten hat. Zu willkürlich waltet dort das Schicksal. Sie gehört nach Europa, in den Westen, dem sie sich ganz verbunden fühlt und wo die Großen keiner Willkür und keiner Gnade ausgeliefert sind. Nein, nach Rußland geht sie nicht.

Fürst Trubetzkoi aber kann nicht in Deutschland bleiben. Sein Land, sein Hof, sein Dienst rufen ihn. Er fühlt die Tiefe der Entfremdung. Er stimmt einer Trennung zu, nicht ohne auch seinerseits eine nach östlicher Sitte zulässige Abstandssumme anzunehmen. Im Herbst 1806 ist Wilhelmine zum zweiten Male geschieden.

Zu gleicher Zeit trennte sich ihre Schwester Jeanne von Franz Acerenza endgültig, wenn die Scheidung auch erst dreizehn Jahre später ausgesprochen wurde. Dieser Mensch hatte sich als gänzlich unmöglich erwiesen. Sein verschwenderisches Leben hatte Jeannes Geldverhältnisse völlig in Unordnung gebracht. Nur Trümmer ihres Vermögens wurden gerettet.

Die Menschen zuckten über Wilhelmens neue Scheidung die Achsel und gefielen sich im Tadel. Herzogin Dorothea war nach Rußland gefahren, um dort die während der Kriegszeit für ihre Riesenbezüge aufgetretenen Schwierigkeiten zu beheben. Wilhelmine zog sich völlig zurück. Sie ließ die Leute reden, bis ein neuer Stoff sie beschäftigen wird. Das geschah schnell. Zwischen Frankreich und dem mit Rußland verbündeten Preußen brach Krieg aus. Am 10. Oktober 1806 fiel Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld. Ein kühner Reiter-  
tod, der so gut zu seinem draufgängerischen Leben paßte. Man hatte den Prinzen noch kurz vorher öfters in Dresden gesehen. So erloschen auch Wilhelmens letzte Hoffnungen. Aber durch diesen Tod wurde das Andenken an diese ihre Idealgestalt nur noch stärker befestigt.

In die Jahre 1801 bis 1806 fällt die Entstehung jener Bilder des großen Malers Josef Grassi von den kurländischen Schwestern, die teilweise in vielen Stücken verbreitet sind.



Die Herzogin Dorothea hatte den Wiener schon in Warschau kennengelernt, wo er der gesuchte Porträtist des polnischen Großadels gewesen war. Sie hatte sich 1796 von ihm malen lassen, ihn ein Jahr darauf auch nach Sagan berufen und ihm endlich 1800 zu einer Professur an der Dresdener Kunstakademie als Nachfolger Canales verholten. Damals waren jene beiden lebensgroßen Doppelbilder entstanden, deren eines Pauline und Jeanne, in griechischen Gewändern elfenartig durch eine Parklandschaft gleitend, zeigt, das andere in gleicher Aufmachung die stehende Wilhelmine, zärtlich gestreichelt von der neben ihr auf einem Moosfelsen sitzenden kleinen Dorothée. Lebensnaher aber waren jene fünf Brustbilder ausgefallen, die die Mutter Dorothea, Wilhelmine mit einem dunklen Pelz behangen, Pauline im fürstlichen Hermelinmantel, Jeanne mit einer Harfe im Arm und die kleine Dorothée mit einer Taube darstellen.

## 6

Preußen wurde nach Jena und Auerstedt von Napoleon aufgerollt. Dorothea blieb, nach einer glücklichen Audienz beim Zaren, des Krieges wegen während des Winters in Mitau, wohin auch die kleine Dorothée, gleich hinter dem nach Tilsit flüchtenden preußischen Königspare, reiste.

Jeanne und Pauline verbringen den Winter in Prag. Allabendlich findet sich Friedrich Gentz bei ihnen ein „in dem angenehmsten Haus der Stadt“. Im Juli 1807 wird der Tilsiter Friede geschlossen. Nun kann man wieder beruhigt zu seinem Sommeraufenthalt ins Bad fahren. Die drei kurländischen Schwestern gehen nach Teplitz. Den folgenden Winter verbringt man wieder in Prag.

Für Wilhelmine sind das Zeiten der Sammlung. Die erste Unruhe des Lebens ist in ihr gestillt. Was sie gesehen hat, hat sie nicht erfüllt. Diese Jahre der Zurückgezogenheit



Herzogin Wilhelmine von Sagan mit der großen Perlenkette  
als Prinzessin Rohan  
um 1803

bringen ihr innere Reife und Verarbeitung. Das bloße Gesellschaftsleben ist überwunden. Sie will wirken. Der politische Sinn des Großvaters Biron kommt zum Durchbruch und bestimmt ihre Linie.

Politik ist damals das allein herrschende Thema. Seit Jahren hält Napoleon die Welt in Atem. Die Zeit ist voller großer Probleme. Wilhelmine erkennt mit Mitte Zwanzig, daß allein hier ihr Feld liegt.

Ihre politische Ausrichtung ergibt sich von selbst. Prag und im Sommer die böhmischen Bäder haben sich zu einem Sammelpunkte aller derer entwickelt, die das napoleonische Frankreich aus tiefster Seele hassen und zu vernichten wünschen. In Böhmen finden sie, von Österreich im Stillen geduldet, eine Zuflucht. Es ist ein „Zusammenfluß gleichgesinnter Menschen“. Wilhelmine hat ihre eigene Erfahrung. Sie hat die Franzosen von ihrer schlechtesten Seite kennengelernt. Napoleon war es auch, dem Prinz Louis Ferdinand, der junge Mars, zum Opfer fiel. Napoleons Heer hatte im letzten Krieg ihrem Lande Sagan schwersten Schaden zugefügt, trotz aller gegenteiliger Versicherungen des französischen Generalintendanten für Niederschlesien, Herrn de Chaillon, an den auf einen Hilferuf aus Sagan besorgt anfragenden Wratistlaw, wobei der Franzose von seinem besonderen Schutze für das durch Wallenstein erbaute Schloß berichtet hatte, der als Beweis für die Ehrfurcht seines Souveräns gegenüber dem Andenken großer Männer anzusehen sei. Als unwürdig wird in Prag angesehen, wer, wie der seltsame Schwager Hohenzollern, sich diesem zerstörenden Ungetüm hingibt. Daß die ihr so fernstehende Mutter so franzosenfreundlich ist, bestärkt nur Wilhelminens Abneigung gegen Frankreich. Mag sie aus ihren Anlagen heraus auch einem Manne nicht verfallen und treu sein können: ihrer geistigen Erkenntnis folgt sie treu und zähe. Sie sieht einen klaren Weg vor sich, ein großes und schweres Ziel: Kampf gegen Napoleon!

## IV

Der Fürst von Benevent hat keinen Erben. Und selbst wenn seine Frau, diese unmögliche Dame, mit der sich legitim zu verbinden er gezwungen worden war, Kinder bekommen könnte, würde er auf einen solchen Sproß des Hauses Périgord verzichten. Ein Träger dieses Namens, der noch den Titel eines Fürsten von Talleyrand erben soll, darf keine anrühige Frau und erst recht keine verwitwete Grant zur Mutter haben.

Da wäre noch ein Mädchen, die Pflegetochter Charlotte, das seinem Blut entstammt und auch von der Mutter her von hohem Geblüt ist. Man hält sie für eine Tochter der Prinzessin Charlotte von Lothringen. Aber das hieße die Herrschaft Valençay, eins der stolzesten unter den Schlössern Frankreichs, diesen uralten Besitz der Talleyrands, einem fremden Namen zu überantworten. So bleibt also nur der Sohn seines Bruders Archambauld, der junge Graf Edmond von Périgord, in Betracht. Er scheint zwar nicht sonderlich bedeutend zu sein, dieser junge, leichtsinnige Offizier, aber in der langen Folge der Geschlechter braucht nicht jeder eine überragende Persönlichkeit zu sein, wenn er nur ein „großer Herr“ ist und das Blut weitervererbt. Das ist bei den großen Häusern nicht anders als bei den Dynastien, und zu dem dynastischen Gedanken bekennt sich Charles Maurice Talleyrand von Herkunft, Erziehung und Wesen im Urgrunde stets. Aus einem der größten Häuser Frankreichs zu stammen war stets sein stärkster Rückhalt gewesen, selbst während der Revolutionszeit. Hierfür hatte er Frankreich verlassen müs-

sen. Und seit Napoleon Kaiser war, stand der französische Adel ja wieder in bester Schätzung. Nur kluge, nur geschickte Leute konnten entfernt und ersetzt werden; nach der Dezimierung der Träger großer Namen in der Revolution konnte Napoleon aber nicht so leicht auf den internationalen Glanz eines Namens wie des eines Herzogs von Talleyrand-Périgord verzichten. Nun war der Neffe Edmond in heiratsfähigem Alter, und bevor er Dummheiten machen konnte, sah man sich besser selbst nach einer passenden Frau für ihn um.

Talleyrand kennt natürlich die Almanache bis in ihre Einzelheiten. Das gehört zum Handwerkszeug des Außenministers, des Hofmannes, des großen Gesellschafters. Aber wenn man die Familien nach reichen jungen Damen aus großem Hause durchgeht, wo sind da die Vermögen geblieben? Durch Krieg, Revolution, Teuerung und Steuerlast ist im Ausland so viel, in Frankreich fast alles von dem alten Reichtum verloren. Die paar jungen Trägerinnen alter Namen hält Napoleon für seine Marschälle reserviert, um deren neuen Fürstentiteln wenigstens durch die Frau in der internationalen Gesellschaft den nötigen Hintergrund zu geben.

Aber da gibt es ja noch eine unverheiratete Tochter des verstorbenen Herzogs von Kurland. Diese Mädchen galten doch mal als besonders reiche Erbinnen. Die Gewißheit, daß dieser Reichtum bei der jungen Dorothee noch besteht, ist schnell verschafft. Die Familie läßt zwar zu wünschen übrig. Kürzere fürstliche Ahnenreihen gibt es erst seit Napoleons Verleihungen. Aber das wird schon der Name Talleyrand ausgleichen, und für einen großen Herrn ist Geld fast noch wichtiger. „Alles, nur kein armer Teufel sein“ ist eine von Talleyrands oft zur Tat gewordenen Devisen. Einen großen Herrn ohne Geld sieht er als eine Farce an.

Da begibt es sich, daß der Kaiser Napoleon seinen Vize-Grand-Electeur im Herbst 1808 zu seiner Begleitung auf

den Fürstenkongreß nach Erfurt befiehlt, auf dem Napoleon mit dem Zaren zu feierlichen Endabreden kommen will. Talleyrand ist zwar seit Tilsit nicht mehr Außenminister, aber er ist ein Genie im Verhandeln, hat umfassende Kenntnisse der politischen Zusammenhänge in anderen Ländern und hat in seiner Gewiegttheit oft die besten Einfälle. Er kann sich in schwierigen Lagen durchaus nützlich erweisen.

In Erfurt versteht es Talleyrand auch, den Schein seiner Nützlichkeith zu wahren. Auch sein Ruf als genialer Verhandler bewährt sich – allerdings für Napoleon erst viel später erkennbar –, indem er mit Napoleons Vertragspartner, dem Zaren Alexander I., in geradezu verräterische Beziehungen tritt. In Erfurt steht der französische Hofmann, nach der Rangordnung der dritte Mann im Staate, geradezu auf beiden Seiten. Er berät den Zaren, wie er Napoleon nehmen soll, wie weit er seinen Wünschen nachzugeben hat und wie weit er ihnen nur nachzugeben braucht.

Ist dieses Verhalten schon durch die Erwägung bestimmt, sich den Zaren für die Erfüllung eines ihm persönlich wichtigen Wunsches geneigt zu machen? Jedenfalls ist es ein geschickter Schachzug, gerade den Zaren in die Heiratspläne für Edmond Périgord einzuspannen, denn die Mutter der kleinen Prinzessin von Kurland, die Herzogin, ist wegen ihrer russischen Renten weitgehend vom Zaren abhängig, und dieser ist nicht gewohnt, daß man auch nur seine Bitten nicht erfüllt.

Aber kann man als Begleiter Napoleons dem Zaren, also der wenn auch befreundeten, so doch anderen Partei, mit einem solchen Anliegen nahen? Nun, Dienste hat er dem Zaren ja geleistet, die Erfüllung des Wunsches bedeutet zwar Geld und viel Geld, ist aber doch äußerlich unverfänglich als onkelhafte Sorge um den lieben Neffen, der dazu noch Napoleons Offizier ist. Auch weiß Talleyrand, daß hohe Herren oft erst dann merken, daß sie Dank und Belohnung schulden, wenn man Dank und Belohnung von ihnen verlangt.

Die Bitte ist so, daß ihre Erfüllung, selbst wenn Napoleon davon erfährt, nicht ohne weiteres zu Argwohn Anlaß geben muß.

Diese Belohnung kostet den Zaren nur einen kleinen Umweg, einen Tag etwa, den er dazu noch vergnüglich und gefeiert verbringen kann, wenn man nicht rechnet, daß auf diese Weise seinem Reiche eine „Erbin“ verlorengeht. Gnädig verspricht er Talleyrand, seine Bitte zu erfüllen und für seinen Neffen bei der Herzogin von Kurland den Brautwerber zu spielen. Er läßt sich in Löbichau ansagen und trifft dort gleich nach Schluß der Erfurter Versammlung, am Nachmittag des 16. Oktober 1808, ein.

In Löbichau hat man die Kunde von dem beabsichtigten Besuch des Zaren mit Schauern der Ehrfurcht und Begeisterung aufgenommen. Tief steckt das Gefühl in den Kurländerinnen, daß die russischen Herrscher für sie Schicksal sind. Nein, diese Ehre! Das ist ja geradezu ein Gegenbesuch für Dorotheas Besuch in Petersburg vor zwei Jahren und für die Aufwartung, die sie voriges Jahr dem nach Tilsit durchreisenden Zaren in Mitau gemacht hat. Sie wird also doch noch als einstige Herzogin für voll genommen. Das macht alles hämische Raunen zunichte und wird nach allen Schlägen die Achtung und das Ansehen der Herzogin und ihrer Töchter bei den Bekannten, in der Gesellschaft und selbst an den Höfen wieder herstellen.

Über die sieben Stunden, die sich der Zar in Löbichau aufhält, liegt ein eingehender Bericht in den Erinnerungen eben der kleinen Hauptperson dieses Treffens, der späteren Herzogin von Dino, vor. In Löbichau weilen bei der Herzogin ihre Schwester Elisa von der Recke und ihre Töchter Pauline Hohenzollern und Jeanne d'Acerenza. Die fünfzehnjährige Dorothée, die mit ihrer Erzieherin im Schlößchen Tannenfeld wohnt, wird herbeigeholt. Prinz Gustav von Mecklenburg und Prinz Reuß sind schon seit längerer Zeit in Löbichau zu Besuch. Der Großherzog von Mecklenburg,

Schwiegervater des Kaisers von Österreich, ist eingetroffen, um den Zaren zu begrüßen. Die sächsische Gräfin Kielmannsegge lebt mit ihren Kindern für Monate in Löbichau. Eine große Anzahl Bekannter ist zu Gast geladen. Der Zar ist von seinem Adjutanten Fürst Trubetzkoi begleitet, ein Name, der in Löbichau nicht gerade im besten Rufe steht. Alexander ist ferner von dem französischen Botschafter in Moskau, General Caulaincourt, Herzog von Vicenza, dem späteren französischen Außenminister und Napoleons „Treuestem der Treuen“ begleitet, den der Zar in sein Herz geschlossen und mit nach Erfurt genommen hat. Ganz bescheiden im Hintergrunde sieht man in der Menge den dreiundzwanzigjährigen Edmond von Périgord, der soeben Caulaincourt als Attaché zugeteilt worden ist. Der Zar ist voller Liebenswürdigkeit und will sich, wie immer, alle Herzen gewinnen.

Nach dem Essen zieht er sich mit der Herzogin zurück und eröffnet ihr sein Anliegen und Talleyrands Antrag. Die Herzogin ist aufs freudigste überrascht. Der Zar als Brautwerber für ihre Jüngste, ihre Lieblingstochter! Für den Neffen des Mannes, den man in Deutschland für den mächtigsten Franzosen nach Napoleon hält, für den künftigen Herrn von Valençay. Von ihr aus kann es da überhaupt keinen Zweifel geben. Aber schließlich kommt es ja auch noch auf Dorothee an, wenn sie auch erst fünfzehn Jahre zählt. Sie ist durch ihre Erziehung schon sehr selbständig, durch ihr Vermögen unabhängig, lebt viel allein mit ihrer Erzieherin in ihrem Berliner Palais und ist, wie ihre dortigen Freunde und der preußische Hof, natürlich gegen die Franzosen voreingenommen. Der König, die anderen Töchter der Herzogin und viele andere werden diese Heirat mißbilligen. Und dann hat Dorothee auch seit Jahren ihr Herz an den polnischen Prinzen Adam Czartoryski gehängt, den ihr ihr Erzieher Piattoli eingeredet hat. Aber der Zar verläßt sich auf den Einfluß der Mutter und reist nachts weiter.



Der junge Périgord hat sich während dieser Stunden in Löbichau so sehr zurückgehalten, daß die Herzogin, als man am nächsten Morgen die Gäste noch einmal durchgeht, ihren Töchtern erklären muß, daß es sich dabei um den Neffen des berühmten Talleyrand handle. Von der Bewerbung erfährt Dorothee noch nichts. Sie kehrt nach Berlin zurück und verbringt in ihrem „Kurländischen Palais“, in dem noch immer französische Einquartierung liegt, den Winter.

Was muß Wilhelmine denken, als sie von diesen Ereignissen erfährt? Also nun wird auch das Nesthäkchen verheiratet! Ein Périgord? Nun gut. Rohan war besser. Aber da ist im Hintergrunde ein genialer Mann, der alte Fuchs Talleyrand. Das ist eine Umgebung, die auch sie reizen könnte. Ein Franzose mit Namen, der auch im heutigen Frankreich noch etwas gilt. Nicht einer von den ausgewanderten Fürsten und Herzögen, wie sie in Prag und Wien erbärmlich herumhocken, nachdem sie die Reste des geretteten Vermögens verschleudert haben. Und der Zar interessiert sich persönlich für diese Ehe! Wenn sie sieht, was da wird, steigt in ihr ein leiser Neid auf, und dieser Neid wird sie bis zu ihrem Tode nicht verlassen.

Nachdem ihr Vater seine Ansprüche für ihren Gatten nie hoch genug hatte stellen können, war sie durch zwei durchaus mißlungene Ehen gegangen, die sie nicht nur menschlich, sondern auch geldlich beinahe ruiniert hätten. Der Krieg 1806/07 hat in Sagan ungeheuren Schaden angerichtet, so daß sie jetzt haushalten muß, während sich das Vermögen der kleinen Dorothee seit dem Tode des Vaters durch gute Verwaltung und mangels jeder Entnahme etwa verdoppelt haben muß. Die gute Pauline hat einen Thron bekommen, wie ihn der Vater seiner Ältesten für allein würdig erklärt hatte. War dieser Thron auch klein, arm und für die Schwester mehr theoretisch, so war Pauline doch immerhin regierende Fürstin. Einen von den ruinierten mediatisierten

Fürstensöhnen, einen Hohenlohe oder Solms, wie sie in Löbichau als Bewerber herumhockten, den Prinzen von Mecklenburg, ja selbst Czartoryski, Dorotheés Kinderschwarm, der immerhin einer der Anwärter auf einen künftigen polnischen Thron ist, hätte sie ihr schon gegönnt. Aber nun kam Dorothee in Gefilde, die Wilhelmine nur als für sich selbst angemessen hielt.

Unterdessen fördert Talleyrand das Eheprojekt mit klug gefeilten Briefen an die Mutter Herzogin. Auch der Zar muß sich im Januar noch einmal zu einem Briefe bequemen, in dem er für die Aufnahme in Löbichau dankt und Périgord als einen charmanten jungen Mann, voll ausgezeichneter Eigenschaften und wie geschaffen für das Glück einer Frau, empfiehlt.

Dieses sanften Druckes, auf den auch Talleyrand nochmals vorsichtig hinweist, hätte es aber gar nicht mehr bedurft. Der Herzogin eröffnet sich durch diese Heirat ja die Möglichkeit, in einer ihr angemessenen Umgebung zu den lieben, reizenden Franzosen, deren Lebensart und Charme sie nach den rauhen Tönen ihres Gatten und des Nordens so verführerisch lockten, in enge Verbindung zu treten. Da wäre auch der letzte Einsatz Talleyrands nicht mehr vonnöten gewesen, der in Frankreich den Grafen Batowski, den alten Freund der Herzogin, ausgegraben hat und als seinen Geschäftsführer nach Löbichau schickt.

Im Februar wird Dorothee aus Berlin dorthin gerufen. Unter dem Vorwand der schlechten Jahreszeit wohnt sie nicht in Tannenfeld, sondern im Schlosse. Nach wenigen Tagen erschallt draußen das Posthorn, und gleich darauf steht jener junge Begleiter Caulaincourts vom Herbst, Graf Edmond Périgord, aus Petersburg kommend, vor Dorothee, die erst jetzt ahnt und gleich darauf von ihrer Mutter erfährt, worum es sich handelt. Alles drängt auf sie ein, besonders die Mutter und Batowski. Sie leistet schwachen Widerstand mit dem Hinweise auf ihre langjährigen Gedanken an Czar-

toryski. Aber die kleine Festung wird in einem einzigen Ansturm genommen. Im ersten Tête à tête gestehen sich die Brautleute, daß sie sich so gar nichts zu sagen haben und Dorothee nur den Willen der Mutter, Edmond nur den des Onkels erfüllt. Dann reist Edmond auch schon wieder mit Batowski nach Paris. Talleyrand ist befriedigt. Er erfüllt auch sofort den Herzenswunsch der Herzogin Dorothea: er läßt sie ein, mit der Tochter nach Frankreich zu kommen. „Ich schmeichle mir, daß diese Zeit keine vorübergehende sein wird, sondern daß Frankreich der Ort sein wird, wo Sie am häufigsten weilen werden.“ Er trifft doch immer das Richtige, der schlaue Fuchs. Tatsächlich wird die Herzogin bei ihm in Frankreich fast bis an ihr Lebensende heimisch, und noch heute besitzt sein Haus die Herrschaft Valençay, eines der prächtigsten unter den Schlössern der Loire, und das Thronlehen Sagan, das Dorothee nach Wilhelminens Tode erbt.

## 2

Anfang April 1809 begann Österreich seinen Revanchekrieg für Austerlitz. Die Kaiserin und die österreichischen Militärs hatten ihn verlangt, der Außenminister Graf Stadion hatte ihn angeraten, und der österreichische Botschafter in Paris, der junge Metternich, hatte wenigstens nicht widersprochen. Erzherzog Karl, der Oberbefehlshaber des Heeres, fiel in Bayern ein. Wenige Tage nach Empfang dieser Nachricht war Napoleon am Kriegsschauplatz, eilte mit seinen Truppen durch Süddeutschland. Die Österreicher zogen sich auf das linke Donauufer zurück, und, einen Monat nach Kriegsbeginn, marschierten die Franzosen in Wien ein, residierte Napoleon in Schönbrunn. Am 21. und 22. Mai erlitt Napoleon – zum erstenmal in seiner Kriegslaufbahn – eine Schlappe; er verlor die allzu draufgängerisch angelegte Schlacht bei Aspern.

Dann liegen sich die französischen und die österreichischen Truppen sechs Wochen lang, nur durch die Donau getrennt, gegenüber.

Unter diesen Umständen ist die Heirat von Alexander Edmond von Talleyrand-Périgord, Ritter der Ehrenlegion und des sächsischen St. Heinrichsorden, französischem Reiteroberst und Adjutanten des Fürsten von Neufchâtel, mit der Prinzessin Dorothee von Kurland, die der Fürstprimas Karl von Dalberg, Erzbischof und Großherzog von Frankfurt, am 23. April 1809 in Frankfurt am Main vornimmt, mehr eine Nottrauung. Keine der Schwestern der Braut ist anwesend. Die Trauzeugen werden unter den höheren französischen Offizieren und der Umgebung des Fürstprimas zusammengebeten. Von den Franzosen ist der bedeutendste der General Rapp. Dann reist die Herzogin-Mutter über Straßburg, wo sie sich der Kaiserin Josefine vorstellen läßt, nach Paris.

Hat Dorothea je geglaubt, durch Talleyrand in eine enge Beziehung mit Napoleon treten zu können, so hatte sie sich darin allerdings gründlich getäuscht. Hatte sie je den Traum, den manche ihr nachsagten, die alternde Kaiserin Josefine verdrängen und Napoleon heiraten zu können – diese Vermutung beruhte unter anderem auf ihrer eigenen begeisterten Äußerung, „diesen Mann könne sie sogar heiraten“ –, so zerrann dieser Traum wie Schnee vor der Sonne. Von Deutschland aus konnte es allerdings, gerade nach Erfurt, so aussehen, als ob Talleyrand noch immer der vertraute Berater des Kaisers sei. In Paris aber wußte man, daß er das Haupt der einen, Fouché das der anderen mächtigen Opposition gegen Napoleon war. Noch sprach man in Paris von der ungeheuerlichen öffentlichen Beschimpfungsszene, die Napoleon, auf die Nachricht von dem theatralischen Verbrüderungsauftritt zwischen Fouché und Talleyrand aus Spanien herbeigeeilt, gegen Talleyrand veranstaltet hatte, sich selbst zum Korporalston erniedrigend und den

kühl geliebten Talleyrand zu der berühmten Bemerkung veranlassend: „Schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist.“

So war die Lage für die Herzogin völlig unerwartet. Aber Talleyrand wäre nicht der Meister der Diplomatie und der Frauen gewesen, wenn er diesem harmlosen Gemüte keinen Ersatz hätte schaffen können. Er selbst war ja der Franzose, wie ihn Dorothea erträumte, der Gegensatz zu den rauhen Russen, den kühlen Kurländern und den kargen Preußen. Seinen blitzenden Augen, seinem Schlangemunde und -gebiß, seinem Starrsicht erregenden Lächeln (wie ihn die Gräfin Kielmannsegge damals beschreibt), seinem witzigen Hofmannston, seiner Klugheit, seiner schmeichelnden Liebenswürdigkeit konnte gerade diese Frau nicht widerstehen. Schon hat sie sich in die Reihen der Napoleongegner eingereiht, erst vorsichtig, dann aber schnell in vorderster Linie.

## 3

Im Februar 1809 hatte Wilhelmine von Sagan in Wien dem kühnen Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Öls ihr Schloß Nachod zur Verfügung gestellt, der dort bis Anfang April seine berühmte „Schwarze Legion“ der ersten Totenkopfhusaren gesammelt hatte und dann zu seinem wagemutigen Zug aufgebrochen war.

Auf das Gerücht, Napoleon wolle die schlesischen Besitzungen der kurländischen Schwestern wegen ihrer feindlichen Haltung einziehen lassen, denkt Wilhelmine sogar daran, in Königgrätz heimlich auf eigene Kosten ein Landesverteidigungsbataillon ausrüsten zu lassen. Graf Wratislaw muß sie in einem Briefe vom 13. Mai ganz besorgt ermahnen, „ihrem Eifer nicht zu großmütig zu folgen und über der Monarchie nicht ihr eigenes Wohl zu vergessen.“

Nach der Besetzung Wiens durch die Franzosen haben sich die dortigen antifranzösischen politischen Kreise in die noch unbesetzten Teile der Monarchie, nach Prag oder Budapest, begeben. Die kurländischen Schwestern ziehen sich in das Prager Palais zurück. Auch die Fürstin Bagration, die Bekannte aus Wilhelminens Dresdener Zeit, schlägt in Prag ihre Zelte auf. Anfang Juli kommt es endlich bei Wagram zur Entscheidungsschlacht zwischen Frankreich und Österreich, die den Endsieg der Franzosen herbeiführt.

Ein Sieg Napoleons ist eine Niederlage für Talleyrand, und nun kann sich der allzeit Geschickte schon seiner neuesten Verbindungen bedienen. Über die Tochter seiner neuen Freundin, die Herzogin von Sagan, läßt er dem Zaren Alexander die Nachricht zukommen, daß Napoleon ernstlich erwäge, Polen über das neue Großherzogtum Warschau hinaus wiederherzustellen. Der Zar, der Form nach seit Erfurt Verbündeter Napoleons für den Fall eines Angriffes Österreichs, aber seine Kriegsteilnahme durch gelegentliche Truppenverschiebungen nur markierend, ist ernstlich beunruhigt und schickt Caulaincourt zu Napoleon nach Schönbrunn mit der ultimativen Forderung einer zufriedenstellenden Antwort des Kaisers über Polen. „Wenn die Wiedererrichtung Polens in Betracht gezogen wäre, sei die Welt nicht groß genug für eine Verständigung.“ So debütiert Wilhelmine als kleine Nebencharge im Spiele der großen Politik, und sie findet daran so großes Gefallen und entwickelt ein solches Talent, daß sie bald eine wichtige, wenn als Frau auch nur versteckte Rolle übernehmen kann.

Nach dem Waffenstillstande vom 10. Juli kommt es Mitte August 1809 zu den Friedensverhandlungen im ungarischen Altenburg, mit denen von französischer Seite der Außenminister Champagny, von österreichischer Seite zunächst der zu Kriegsbeginn von seinem Pariser Botschafterposten zurückgekehrte Graf Metternich und Graf Nugent beauftragt werden. Am 14. Oktober 1809 wird der Friede

von Wien geschlossen. Was geflüchtet ist, kehrt allmählich dorthin zurück. Mit den anderen Wilhelmine und ihre Schwestern.

## 4

In Wien hat sich Wilhelmine eine Wohnung im ersten Stock des Fürstlich Palmschen Palais in der Schenkenstraße eingerichtet, und der später viel beachtete und belachte Zufall will es, daß die Fürstin Bagration, ihre spätere Gegenspielerin, sich dieses Stockwerk mit ihr teilt. Links Bagration, rechts Sagan. Die beiden Schwestern Pauline Hohenzollern und Johanna Acerenza, vertraulich Paulchen und Jeanne genannt, die immer unzertrennlicher werden – eine bezeichnet sich immer als den Schutzengel der anderen, so daß man sie kurz die „Schutzengel“ nennen kann –, haben ihre Wohnung in der Annagasse, die sie durch Jahrzehnte beibehalten.

Das politische Leben spielt sich damals in Wien wie überall nur zu einem kleinen Teil in den Amtsstuben und Beratungszimmern ab. Mindestens ebenso wichtig ist die dauernde Fühlung mit den Salons der Gesellschaft. Nicht nur, daß man bei dem großen Einfluß des hohen Adels dauernd dessen Stimmung abtasten und beeinflussen muß. Zur Zeit der reitenden Boten und der Pferdepost findet man dort auch viele Nachrichten, die der diplomatische Apparat, ohnehin durch die Unzahl der Länder überlastet, gar nicht vermitteln kann. So müssen die privaten Nachrichtenquellen, die die vornehme Welt durch ihre internationalen Verflechtungen, Bekanntschaften und Beziehungen hat, ausgewertet werden; und gerade in bewegten Zeiten läuft dieser Apparat mit besonderer Emsigkeit. Täglich hat ein Außenminister selbst oder durch seine besonderen Vertrauten wenigstens einen solchen Salon zu besuchen, um sein Wissen von der Stimmung und den Vorgängen in der Welt zu ergänzen.

Geselligkeit ist das Feld der Frauen. Die politisch interessierten werden die Mittelpunkte, die Katalysatoren, und je einfluß- und verbindungsreicher, je unterrichteter dadurch, je klüger, als Gastgeberin gewandter und als Persönlichkeit anziehender die Hausherrin ist, um so größere Bedeutung erhält ihr Kreis.

Zu den wichtigsten politischen Treffpunkten in Wien hatten sich damals die Wohnungen der Fürstin Bagration und der Herzogin Wilhelmine von Sagan entwickelt. Daß sich hieraus leicht eine ernste Rivalität entwickeln konnte, ist ohne weiteres verständlich. Für das politische Leben besonders wichtige Persönlichkeiten brauchten nur mehr zu der einen Seite zu neigen oder die andere zu bevorzugen: schon entfachte gerade bei Frauen das Gefühl persönlicher Zurücksetzung alle bösen Leidenschaften.

Der immer etwas ahnungslose Preuße Varnhagen von Ense, der so gar nicht dazugehörte, hebt den Kreis um die Gräfin Eleonore Fuchs besonders hervor, die man romantisch die „Königin“, etwa im Sinne einer „Titania“, genannt habe. Dieser Kreis war gesellschaftlich gewiß auch wichtig, aber schon nach der ganzen Persönlichkeit Eleonores, einer engen Freundin der Herzogin Wilhelmine, konnte es kein wirklich politischer sein. Anmut, Sanftheit, nicht eben hervorragender Geist: das ist nicht der Boden, auf dem sich das politische Gespräch fruchtbringend entwickelt.

Natürlich waren die einzelnen „Kreise“ nicht streng voneinander getrennt, sondern überdeckten sich vielfältig. Die einzelnen Parteihäupter und Parteigänger verkehrten mit den anderen; aber es hoben sich doch immer die Konturen der einzelnen Salons heraus. Auch Jeanne und Pauline sahen bei sich häufig Gäste. Kein politischer Salon eigentlich. Eher ein Sprachrohr der ihnen geistig und als Persönlichkeit so sehr überlegenen Schwester, eine Zweigstelle ihres Salons. Es fällt auf, daß, während Jeanne und Pauline wie die anderen Damen häufig auch in fremden Häusern zu finden sind, Wil-



helmine sich stärker abschließt und die Menschen mehr zu sich kommen läßt. Das gehört auch zur Kunst, einen Salon zu führen.

Frauen können immer nur die Verbindungen herstellen und im geheimen das beeinflussen, was die Männer nach außen hin tun und vertreten. Man hat sich in der Geschichte daran gewöhnt, hauptsächlich auf den formell Handelnden zu sehen und seine Taten und Äußerungen einfach als etwas von ihm selbst Geschaffenes zu unterstellen. Für den Psychologen ist es mindestens ebenso reizvoll, der wirklichen Entstehung von Meinungsbildungen und Entschlüssen nachzuspüren. Nur dadurch wird das Bild der handelnden Menschen richtig erfaßt, besonders wenn es sich nicht um starke, ganz in sich selbst ruhende Persönlichkeiten handelt, wie Napoleon oder Talleyrand, sondern um innerlich schmiegsame Menschen, die sich weitgehend von der Umgebung und den Ereignissen führen lassen, was übrigens lediglich einen besonderen Aufbau des Charakters, keineswegs aber unbedingt eine Geringerwertigkeit bedeutet. Die Geschichtsforschung über die „politische Frau im Hintergrunde“ ist auch in ihren Vorarbeiten kaum noch bewußt begonnen.

## 5

Graf Metternich ist nach dem für Österreich verlorenen Krieg von 1809 an die Stelle des zurückgetretenen Außenministers Graf Stadion getreten. Für die politischen Gesellschaftskreise, die sich nach ihrem ganzen Wesen, aber auch nach den dringenden Fragen des Tages hauptsächlich mit der Außenpolitik befassen, ist er damit die wichtigste, die zu lenkende Persönlichkeit geworden. Und Metternich ist auch gerade die Person, die sich der politischen Salons als Instrumenten zu bedienen weiß, um aus ihnen Anregung zu gewinnen und durch sie für seine Gedankengänge Stimmung

machen und sie rechtfertigen zu lassen. Mit kluger Unparteilichkeit sieht man ihn fast täglich abends in diesem und jenem Kreis erscheinen. Bei seiner alten Geliebten Bagration, bei anderen, oft bei Wilhelmine von Sagan.

Sieh da, der Metternich! Noch immer der charmante Bub! Weit hat der's gebracht mit seinen sechsunddreißig Jahren. Aber gescheit ist er ja halt schon und gut schaut er auch aus. Nur nicht recht seriois ist er.

Jetzt ist er, im Januar 1810, auch noch Staatskanzler, Österreichs höchster Minister, geworden. Recht eine rasche Karriere, muß man schon sagen.

Einer seiner wichtigsten Helfer ist Friedrich Gentz, der „Publizist“ in österreichischem Staatsdienst, aber ohne eigentlichen Geschäftskreis, ungeheuer klug, auf allen Gebieten geschickt, der alles wissende Figaro der politischen Salons und viel weniger charakterlos, als man ihn später hinzustellen beliebt. Gesellschaftlich wird er nicht für voll genommen. Aber er ist für die politischen Zirkel ebenso wichtig, wie sie es für ihn sind, und für Metternich ist nicht nur seine allgewandte Feder, sein kluger Kopf von Bedeutung, sondern auch die Möglichkeit, durch ihn diejenigen politischen Kreise abzuhören, die er persönlich nicht besuchen kann.

Gentz hat die letzten Jahre in Prag verbracht und sich dabei besonders an Jeanne und Pauline, die damals in Prag lebenden Schwestern Wilhelminens, angeschlossen. Wilhelmine hat ihm ihr Nachoder Schloß zur vorfühlenden Besprechung zur Verfügung gestellt, bei der Gentz den Grafen von Goetzen, den Kopf des Widerstandsherde gegen Napoleon im preußischen Schlesien, für die Unterstützung des sich vorbereitenden österreichischen Revanchekrieges zu gewinnen suchte (Mitte Januar 1807). Jetzt, im Januar 1810, sieht er die Herzogin Wilhelmine mindestens dreimal in der Woche. Unter den übrigen Männern, die diese Salons füllen, findet man den jungen Fürsten Paul Esterhazy, die Grafen



Clemens Lothar Graf von Metternich  
1810

Ferdinand Palffy und Ignaz Hardegg, natürlich auch Louis Rohan, den amüsanten Schwätzer, der nirgends fehlen kann. Wilhelmine nimmt ihren „Ersten“, der von ihrem Gelde lebt, nicht ernst genug, um ihm Schwierigkeiten zu machen. Aber sie ist kühl gegen ihn und sieht ihn nicht bei sich. Da ist ferner Fontbrune, ein französischer Emigrant, der längere Zeit in Rußland verbracht hatte, der Bagration aufs heftigste ergeben.

Und ab und zu taucht auch Mr. John Harcourt King auf. Ein Engländer? Auf dem Wiener Frieden hatte sich doch noch vor wenigen Monaten Österreich verpflichtet, keinerlei politische Beziehungen zu England, dem „Erbfeinde“ Frankreichs zu unterhalten. Aber Verträge sind nicht immer dazu da, um gehalten zu werden. England war immer groß in der Schaffung geheimer Agenten, und schließlich geht das alles ja die „Gesellschaft“, mag sie sich auch noch so politisch betätigen, nichts an. King ist als Sohn des Earl of Kingston gesellschaftsfähig und hat auch russische und österreichische Beziehungen dadurch, daß seine Schwester Jane mit Wintzingerode verheiratet ist, dem russischen General, der sich noch vor kurzem bei Aspern so sehr hervorgetan hat, daß Kaiser Franz ihn auch zum österreichischen Feldmarschalleutnant machte. Später nennt Metternich King einmal „langweilig“. Auch wenn dieses Urteil nicht durch den Zweck, dem es dienen soll, beeinflußt wäre: für Metternich, den Rheinländer mit dem Lebensstil von Paris und Wien, sind Engländer leicht langweilig. Die nordische Wilhelmine aber, die Schwätzer in ihrem Leben nahe genug um sich gehabt hat, hat für diesen Menschenschlag mehr Verständnis. Jedenfalls beweist der stille, heimlich arbeitende King durchaus Phantasie bei dem abenteuerlichen Komplott, dem „Alpenbunde“, von dem wir noch hören werden.

Und da wäre noch die „belle jeunesse“ zu nennen, diese männlichen Salonbummler aus Neugierde, Ehrgeiz und manchmal Verliebtheit, zu denen d'Aspre, der spätere Feld-

zeugmeister, Graf Wolkenstein und der Ungar Rosty, der letzte von da an auf Jahre hinaus ein Freund der Kurländerinnen, gehören.

## 6

Das Hauptgesprächsthema in den Wiener Salons sind jetzt die Heiratspläne Napoleons, der sich soeben von Josefine hat scheiden lassen. Nun verhandelt er mit Wien ernstlich über seine Vermählung mit Marie Louise, der Kaisertochter. In den antifranzösischen Salons ist man außer sich, daß der Kaiser und Metternich überhaupt auf diesen Gedanken eingehen. Man gibt ja zu, daß man sich nach dem zweiten verlorenen Kriege mit Napoleon stellen muß. Napoleon wird jetzt auch Beweise für Kaiser Franz' Bescheidung in die durch den Wiener Vertrag für Österreich und die in Europa überhaupt geschaffenen Verhältnisse verlangen können. Ohne solche Beweise wird Napoleon jeder Wiedererstarkung Österreichs auf das wachsamste entgegentreten; ohne einen solchen Beweis wird man ihn nicht ein zweites Mal hintergehen können. Und eine Wiedererstarkung ist die Voraussetzung für jeden neuen Kampf.

Aber diesen Beweis dadurch zu liefern, daß der Kaiser dem Bonaparte seine Tochter zur Frau gibt, ist doch eine Unmöglichkeit! Gibt es denn wirklich keinen anderen Weg? Man ist gewiß nicht so kleinlich, bei politischen Heiraten auch die menschliche Seite zu berücksichtigen und etwa nach Herzensneigungen zu fragen. Dafür sind die Heiraten der meisten dieser Menschen in den Salons selbst viel zu sehr Berechnung gewesen. Damit befaßt sich ihre Art nicht. Aber immerhin: soll Marie Louise den Thron besteigen, der ihrer Großtante Marie Antoinette das Leben gekostet hat, und zwar als Gattin eines Mannes, der in dieser todbringenden Revolution emporgekommen ist?

Und sollte man dieses Bedenken als gefühlsmäßig abweisen, so ist dieses doch ausschlaggebend: Napoleon hat seinen revolutionären Lebensstil, dem die alten traditionellen Staaten sich nicht gewachsen gezeigt haben. Diese Staaten haben aber etwas, was Napoleon fehlt und was auf lange Sicht ihr einziger großer Trumpf ist: den alten, geheimnisvollen Staatsmythos. Nun will Napoleon, so gut er kann, durch diese Heirat mit einer Kaisertochter aus dem ältesten Herrscherhause Europas sich davon einen Teil erwerben und damit Österreich, das in Mitteleuropa doch immer noch die alte Großmacht ist, den letzten Trumpf entwerten. Oder will Metternich wirklich auf jede neue Auflehnung gegen das von Napoleon geschaffene Gebäude verzichten? Aber nein! Das weiß man wenigstens, daß auch er in der Heirat nur ein Mittel sieht, Napoleon in Sicherheit zu wiegen, um die Abwehrkräfte zu sammeln und zur rechten Stunde losschlagen zu können.

Darum gehen die Gespräche, darum geht der Wiener Kampf gegen Metternich. Es ist uns beispielsweise überliefert, wie Pauline Hohenzollern einmal bei der Bagration Gents solche Vorwürfe über diese Heiratsgeschichte macht, daß er sich am nächsten Morgen nochmals zu ihr begibt, um Metternichs Standpunkt zu rechtfertigen. Tags darauf fängt Pauline bei ihrer Schwester Wilhelmine Metternich gegenüber wieder davon an. Es gibt eine politische Erörterung, die Gents „viel Spaß macht“

Als dann am 8. März die förmliche Werbung Napoleons in Wien eintrifft und Metternich zum Dank für seine Bemühungen das Goldene Vlies erhält, sieht er sich noch am selben Abend veranlaßt, bei der Herzogin von Sagan Rechenschaft über seine und des Hofes Haltung zu geben. Der Rheinländer Metternich hält sich ja, und das ist es, was ihm auch in schwierigen Lagen so viel Kraft gibt, für einen ausgemachten Glückspilz. Ist das Papiergeld auf die Nachricht von der Festlegung der Heirat nicht ruckartig im Werte ge-

stiegen? Ist das bei der furchtbaren Finanzkrise nicht schon ein unmittelbarer Anfang des Erfolges, der Festigung Österreichs? Und dann weiß man doch: hätte man Napoleon die Hand der österreichischen Kaisertochter verweigert, so hätte er vielleicht die der russischen Kaiserschwester erhalten. Sein Zorn gegen Österreich aber wäre unabmeßbar und die erhoffte Verbündung Österreichs mit dem mächtigen Rußland gegen Napoleon aufs äußerste in Frage gestellt gewesen.

Wilhelmine schweigt. Überzeugt ist sie nicht. Was jetzt noch Worte machen, wo es zu spät ist!

Aber als Metternich Ende März zu den Hochzeitsfeierlichkeiten nach Paris gereist ist und Gentz sich von der Herzogin von Sagan und ihren Schwestern zu seiner Sommerreise verabschiedet, bricht Wilhelmine noch einmal los: Sie habe ihn immer für ihren Parteigänger gehalten. Warum er es dann nicht verstanden habe, ihre und ihrer Freunde Gedanken bei Metternich durchzusetzen und diese skandalöse Heirat zu verhindern? Habe er keinen Einfluß mehr auf den Grafen? Oder ziehe er nicht mehr mit ihr an einem Strang? Sie werde schon ihre Folgerungen zu ziehen wissen!

Keine angenehme Stunde für Gentz bei dieser „sotte conduite“ der Herzogin. Immerhin: dieses Spiel hat sie verloren.

Die Quelle des Ärgers, der Gewinner, feiert jetzt in Paris die Hochzeit und bleibt gleich ein halbes Jahr fort, um den Schwiegersohn Habsburgs so recht einzulullen, als ob es ja nun in Wien überhaupt keine Staatsfragen mehr gebe, wenigstens keine, die nicht von Paris aus zu erledigen wären. Vielleicht verspürt Graf Clemens auch keine große Neigung, sich bei den Wiener Damen sehen zu lassen. Die sollen sich erst mal wieder beruhigen. Frau von Rémusat und Mme. Junot, die Herzogin von Abrantès, wissen ihn schon mehr zu schätzen.

Da hat er also wieder seine Liebschaft, der Hallodri, wie während seiner Botschafterzeit die mit Caroline Murat, der Großherzogin von Berg, Napoleons jüngster Schwester, die

inzwischen Königin von Neapel geworden ist. Man kann über die geradezu Beaumarchais'sche Szene schmunzeln, wie der von der Murat aufgestachelte Marschall Junot, der biedere Wüterich, der doch immer keine Ahnung von den Sitten der großen Welt hat, sich bei der Gräfin Lorel Metternich beklagen geht und sie aufklären will und von ihr doch nur bespöttelt wird.

Gemeinsam mit Gentz sind Louis Rohan und Alfred Windischgrätz aus Wien gen Böhmen abgereist. Der blutjunge Fürst Alfred, österreichischer Offizier, der 1848 noch eine entscheidende Rolle spielen soll, ist „unter den jüngeren ritterlichen Anführern einer der glänzendsten“, so recht eine Augenweide für Frauen, die von der Figur „Junger, glänzender Kriegsheld“ angesprochen werden. Während seines damaligen Wiener Aufenthaltes hat er die Salons meiden müssen. Er war recht krank und so hilflos, daß ihn Jeanne und Pauline, die guten Engel, bei sich aufnahmen, damit er die rechte Pflege habe. Unter ihren Händen hat er sich denn auch rasch wieder erholt. In Böhmisch-Brod findet er seine Pferde vor und reitet, ein junger Parsifal, auf neue Abenteuer in die Welt.

## 7

Das Leben der Salons geht auch im Sommer weiter. Man zieht in die Bäder, die gerade bevorzugt sind, und der Ort liegt an der Spitze, der von den jeweils wichtigsten Persönlichkeiten auserwählt ist. Wer von Berufs wegen die Fühlung mit der politischen Gesellschaft nicht verlieren will, muß dorthin folgen.

Seit langem kommen nur noch die böhmischen Bäder in Betracht. Karlsbad und Teplitz ringen um die Krone, die sie später an die Stätten des Salzkammergutes, an Ischl, Gmunden, Gastein, dann an Baden-Baden und an die Riviera abgeben müssen. In diesem Jahr ist Teplitz der wichtigste



Platz. Dort ist in erster Linie die österreichische Kaiserin Ludovica, dort sind die Fürsten Dietrichstein und Lichnowsky, General Wintzingerode und viele andere. Dort darf auch Gentz nicht fehlen, wenn er unterrichtet bleiben will. Später treffen auch Feldmarschalleutnant Graf Wallmoden, der Schwager des Freiherrn vom Stein, und Paul Esterhazy ein. Eine ganze Menge Preußen erscheinen, die verschiedenen Kinder des verstorbenen Königs aus seinen diversen Ehen, und die wunderschöne, etwas verwegene ehemalige doppelte Schwägerin des jetzigen Königs, die verflossene Frau seines Bruders und Schwester der soeben verstorbenen Königin Luise, die dann den Grafen Solms geheiratet hat und es zuletzt bis zur Königin von Hannover bringen wird.

Die drei kurländischen Prinzessinnen aber sind nach Karlsbad gegangen, wo sich auch ihre Mutter, die Herzogin Dorothea, aus Paris und endlich Tante Elisa einfinden. Was gibt es da alles zu erzählen! Wie geht es Dorothee? Wie ist Talleyrand? Was treibt man in Paris? Im Gewimmel der illustren Gäste sieht und spricht man Goethe, der im folgenden Jahre in einem Brief an Elisa von der Recke auch ihrer Nichten gedenkt. Das liebe alte Karlsbad! Man besucht wieder einmal die „Dorotheenau“ am Fuße der „Einsiedelei“ mit dem Erinnerungstempel, den vor zwanzig Jahren Ver ehrer der Herzogin zum Gedächtnis an ein großes Frühstück im Freien errichten ließen, das Dorothea auf dieser Wiese veranstaltet hatte.

Gentz muß natürlich auch ein paarmal in Karlsbad nach dem Rechten schauen. Aber Wilhelmine schmolzt noch. Unheimlich ist ihm, daß seine Bezüge aus England plötzlich ausgesetzt haben. Ob da Wilhelmine und King im Spiel sind?

Im Spätherbst kehren die drei Schwestern nach Wien zurück. Ihre Mutter begleitet sie. Sie muß doch einmal sehen, wie die Töchter in Wien untergekommen sind. Sollen ja eine große Rolle dort spielen! Im November kehrt sie nach Paris zurück.

Dann findet sich auch Metternich aus Paris wieder in Wien ein. Ihm wird keine sehr herzliche Aufnahme zuteil. Das alte Leben geht weiter. „Man lebte in der großen Welt zu Wien, als wenn man auf Rosen läge, obgleich der Kurs des Papiergeldes bis auf 10 und zuweilen 8 Prozent seines Nominalwertes sank und man in allem Ernste einer schrecklichen Katastrophe entgensah.“ Der Strom der Frivolität reißt einen oft genug in die Mittelmäßigkeit und Platttheit hinein. Aber es gibt doch auch sehr interessante Persönlichkeiten und Gespräche. Die Salons der Bagration und der Sagan gehören zu den besuchtesten.

So geht es durch den Winter. Paulines Geburtstag – den eigenen pflegt Wilhelmine zu übergehen – wird am 19. Februar wieder festlich bei Wilhelmine gefeiert, wie voriges Jahr mit vielen Gästen, mit Metternich, dem alten Fürsten Ligne und dessen Schwiegersohn Clary, dem Herrn von Teplitz, durch ein Festgedicht und lebende Bilder, so diesmal mit einem figurierten Schachspiel, bei dem, zwischen großen Namen der Monarchie, der bürgerliche Gentz einen der Türme abgibt. Er ist also wieder in Gnaden aufgenommen? Ja, er versteht zu lavieren und zu finassieren, wie der Staatskanzler. Der hat ihn von Paris aus recht vernachlässigt, und Gentz ist ein Fisch, der im Wasser, in seinem Elemente der Salons, bleiben muß. Da diese Salons in Wien offen anti-französisch sind, bekehrt er sich so sehr, daß er sich „aus warmer Liebe und treuer Anhänglichkeit an Österreich“ für den „Chef der Opposition“ gegen Metternichs franzosenfreundliche Haltung ausgibt. Und, siehe da, schon beginnen die englischen Gelder für ihn wieder zu fließen. Graf Hardenberg hilft ihm, der als hannoverscher Gesandter mittelbar England vertritt, und der unmittelbare, ganz geheime Vertreter Englands, Mr. King. Dieser verbringt den Sommer auf Hardenbergs österreichischer Besetzung Rosenau und wird demnächst endgültig nach Wien kommen, unter Umgehung

des Wiener Friedensvertrages, lediglich durch ein Schreiben des Marquis Wellesley bei Metternich akkreditiert.

Übrigens: nicht daß etwa ein wirkliches Zerwürfnis zwischen Gentz und Metternich bestanden hätte. Erstens überwirft sich Metternich grundsätzlich mit niemandem, und dann kennt er doch den guten Gentz, der ja schließlich recht hat, wenn er seine Haltung den Stimmungen der politischen Zirkel anpaßt, wo er auch für Metternich arbeiten soll. Er benutzt ihn nach wie vor, diesmal besonders zur Schleichpropaganda gegen seinen innerpolitischen Widersacher, den Finanzminister Grafen Wallis.

Dieser hat Feinde genug. Er hat Mitte März durch ein Finanzpatent die österreichische Währung stabilisiert. Manche nennen das Staatsbankerott, andere haben bessere und gerechtere Namen dafür. Jedenfalls sieht man, nachdem der Taumel der hohen Zahlen gewichen ist, daß man vier Fünftel seines flüssigen Vermögens verloren hat. Den Grundbesitz trifft das zwar nicht unmittelbar, aber beispielsweise Wilhelmine merkt doch, daß man sich nach allen Verlusten einschränken muß. Das Palais in Prag ist aufgegeben. Der von Napoleon nach der Schlacht bei Jena verbannte Kurfürst Wilhelm IX. von Hessen, der seit fünf Jahren in Prag lebt, hat es erworben. Wilhelmine richtet sich einen Landsitz her, und zwar auf ihrer Nachoder Herrschaft. Das dortige Bergschloß, der riesige alte Kasten, ist für verwöhnte Ansprüche nicht recht brauchbar. Auf dem nahen, zur Herrschaft gehörenden Gut Ratiborschitz wird ein geräumiges, entzückend gelegenes Landhaus eingerichtet, von dem man bald sprechen wird.

Spät erst kommt Wilhelmine in diesem Jahre 1811 zu ihrem Badeaufenthalt, diesmal nach Teplitz, wo auch Tante Elisa weilt, wo Beethoven die Kur braucht und man Varnhagen und Rachel Levin, seine künftige Frau, sieht. Wilhelmine zeigt sich wenig. Von belanglosem Trubel hat sie sich immer zurückgehalten, wenn sie in ihm keinen Zweck verfolgt.

Sie ist oder gibt sich wenigstens leidend. Ihre Auserwählten aber sind zugelassen. Von ihnen hört Varnhagen oft das Lob ihrer Liebenswürdigkeit. Da ist wieder Windischgrätz und in seiner Begleitung Comte Trogoff, ein geborener Bretagner, Major im Regiment Vogelsang, aber vom Militärdienst fast immer beurlaubt. Varnhagen schildert ihn als „leidenschaftlichen Anhänger des Königtums, das kaiserliche wie das republikanische Frankreich mit gleichem Eifer hassend, als einen der witzigsten und beredtesten Franzosen der alten Zeit, der unerschöpflich in beißenden und lustigen Antworten war und die Unterhaltung auch über ernste Gegenstände nicht leicht stocken ließ“; ein Freigeist, außer wenn es sich um die Bourbons handelte. Also so recht ein Gesprächspartner für die Herzogin.

## 8

Zu Ende des Herbstes kommt Wilhelmine nach Wien zurück. Dort findet sie den Grafen Karl Robert Nesselrode, russischen Botschaftsrat in Paris, vor, der sich auf der Durchreise nach St. Petersburg für ein paar Wochen in Wien aufhält, um die dortige Lage zu erkunden. Man sagt ihm eine große Zukunft voraus. Er bringt Grüße von der Mutter und weiß von Paris die interessantesten Dinge zu berichten:

Talleyrand hat das große Hotel Monaco in der Rue Varennes, das er angeblich aus Bestechungsgeldern der Hansestadt Hamburg erworben hatte, samt seiner wundervollen und geliebten Bücherei verkaufen müssen. Bankzusammenbrüche haben seinem Vermögen zugesetzt. Er hat sich sogar an den Zaren um geldliche Hilfe gewandt, ein wirklich gewagtes Unternehmen für einen hohen französischen Würdenträger, wo man doch schon von Kriegsplänen Napoleons gegen Rußland munkelt. Hat sich der Gegner Napoleons beim Zaren wieder Verdienste erworben? Napoleon kauft das Hotel

Monaco für die Königin von Neapel. Er deucht sich dabei als großmütiger Wohltäter seines Vice-Grand-Electeur. Dieser aber fühlt sich bei dem Kauf betrogen. Seine Gegnerschaft verschärft sich nur noch. Es ist nun höchste Zeit, Napoleon klein zu kriegen; denn mit ihm und unter ihm hat Talleyrand keine Aussicht, wieder ein Vermögen aufzubauen, und Reichtum ist für seine Lebensform unbedingte Notwendigkeit. Als man ihm einmal sagt, die Leute sprächen davon, daß er Ruhm und Geld liebe, meint er zynisch: „Wieso Ruhm?“ Seine Lebensführung ist verschwenderisch und muß so sein. Geld! Geld herbei! „Jeder weiß“, sagte Napoleon einmal übertreibend, „daß er mehr Geld gestohlen hat als irgendein anderer Mensch, und doch hat er nie einen Pfennig.“ „Alles andere, nur kein armer Teufel sein.“

So ist Talleyrand ohne Pariser Heim. Soll er vielleicht nach Valençay? Ausgeschlossen, sich jetzt von Paris zu entfernen. In Valençay weilen auch auf Napoleons Geheiß die Söhne und der Bruder des entthronten spanischen Königs als „Gäste“, sich und dem Schloßherrn zum Zwange. Muß Talleyrand schon den Kerkermeister spielen, so will er dieses Amt doch wenigstens nicht persönlich ausüben.

Die Herzogin Dorothea hat daher für den Sommer 1811 ein Schlößchen bei St. Germain, Châteauneuf, gemietet, das einst König Heinrich IV. beherbergt hatte. Ein unverfänglicher Sommersitz, nicht zu nahe und nicht zu weit von Paris. Dorthin ist ihr Talleyrand gefolgt. Ein rechtes kleines Verschwörernest. Graf Nesselrode und General Tschernitscheff, dieser Beau, der in der Verkleidung des Stutzers die schönen Pariser Damen aushorcht – Fürst Kurakin, der russische Botschafter mit dem Kalmückengesicht ist nur der beruhigend tatenlose und gemütliche alte Herr, der das Aushängeschild hergibt – „schmieden eifrig in dieser Schmiede“ Von Châteauneuf gehen Briefe an den Zaren Alexander, die unter Dorotheas Namen laufen, von Talleyrand verfaßt und von Frau von Laval ins reine geschrieben werden.

Natürlich kennt man im Polizeiministerium und am Hofe diese Opposition. Savary, Herzog von Rovigo, Fouchés Nachfolger als Polizeiminister, erscheint einmal plötzlich unangemeldet in diesem Kreis. Er gerät in einen Vortrag des Dr. Gall über seine Schädellehre, die damals en vogue ist. Nun, Savary rechnet ja auch nicht damit, solche Leute in flagranti ertappen zu können. Für so töricht braucht man ihn nicht zu halten und hält er Talleyrand nicht. Er will nur zeigen, daß man aufpaßt.

Eine lustige Konstellation, denkt Nesselrode, denken Wilhelmine und ihre eingeweihten Freunde: in Wien treibt und schürt die Tochter gegen Napoleon, und in Paris tut es die Mutter, hinter der der Vice-Grand-Electeur, einer der höchsten Würdenträger seines Landes, der weltbekannte Talleyrand, steht. Wenn sich auch Mutter und Tochter menschlich nicht sonderlich nahe sind, so sind das doch beachtliche Verbindungen, die Wilhelmine als Anführerin ihres Kreises eine erhöhte Bedeutung geben. Gentz notiert: „Selbst Damen nahmen so lebhaften Anteil an den Geschäften, daß ich bekennen muß, in meinen häufigen vertrauten Unterredungen mit der scharfsinnigen und intriganten Fürstin Bagration und der unruhigen, aber sehr klar sehenden Herzogin von Sagan vieles gelernt zu haben.“

Man beachte: sehr klar sehend, sehr klug, so ist Wilhelmine von Kindheit an beurteilt worden. Das Eigenschaftswort „intrigant“ kommt aber nicht ihr, sondern der Bagration zu. Und die Unruhe des Geistes und des Herzens wird sich an Wilhelmine noch oft beweisen.

## 9

John H. King, Englands Agent, hat sich nun, im Herbst 1811, endgültig in Wien niedergelassen. In seinem Heim richtet er eine Art Mittagstisch ein. Ein für allemal ist diese Zeit für seine Freunde freigehalten, sind diese zum Essen

geladen. Diese Mittagsgesellschaft ist natürlich ein anti-bonapartischer Klub. Die täglichen Gäste sind hauptsächlich der hannoversche Graf Hardenberg, General Nugent, Feldmarschalleutnant Wallmoden, Gentz. Das sind auch die Männer aus Wilhelminens Zirkel. Wallmoden bleibt zeitlebens der Freund der kurländischen Prinzessinnen. Jeanne ist noch 1862 an seinem Sterbebette.

Und was macht Graf Clemens, der Staatskanzler, die Regierung? Natürlich ahnt auch er, seit Anfang 1811, was Napoleon mit Rußland vorhat. Napoleon hat anfragen lassen, wie sich Österreich in einem Konfliktsfalle Frankreichs mit Rußland verhalten werde. Wenn diese Frage auch theoretisch gehalten ist: so fragt man auch theoretisch nicht, wenn so gar kein Gedanke an die Praxis ist. Der preußische „Tugendbund“, der lieber heute als morgen gegen Napoleon wieder losschlagen möchte, mehr romantisch-heldisch, als nach den wirklichen Erfolgsmöglichkeiten blickend, schickt erst den Baron Jacobi-Kloest, dann Scharnhorst persönlich dringend nach Wien. Der Staatsdenker Adam Müller läßt sich sogar zum Studium der österreichischen Einstellung mit seiner Familie in Wien nieder. Aber aus Metternichs hinzögernden Antworten hört man in Preußen nur das Nein. Und dann schließt Metternich – die Kriegsabsichten Napoleons gegen Rußland liegen inzwischen klar – am 14. März 1812 mit Frankreich sogar einen Bündnisvertrag. Er ist noch stolz auf dieses Bündnis und mag von seinem Standpunkt der Sicherheitspolitik, des Wartens auf die günstige Gelegenheit, nicht einmal ganz unrecht haben. Er hat mit diesem Bündnis Österreich so gut wie ganz aus dem Kriegsbereich hinauslaviert und ihm die Möglichkeit gesichert, sich neutral zu verhalten. Was er nur völlig unterschätzt, sind Rußlands Möglichkeiten, die Kräfte, die in Rußland stecken, und die Fähigkeit der russischen Politik, die er stümperhaft findet. Rußland ist ihm fremd. Er sieht nicht das russische Volk, das unzählige geduldige und gehorsame Soldaten stellen kann,

sieht nicht die Weite des Landes, die Tüchtigkeit wenigstens der leitenden Offiziere, die aus den unternehmendsten aller Länder zusammengeworben sind. Er sieht besonders nicht die Willenskraft und die Macht des Zaren, der von seinem Volke jedes Opfer verlangen kann, der keine Revolution zu fürchten hat – wie es Kaiser Franz immer tut –, des Zaren, der sich mit Leidenschaft um die Staatsleitung und die militärischen Dinge persönlich kümmert und der nicht nur selbst alle Kniffe der Diplomatie beherrscht, sondern auch die glücklichste Hand in der Auswahl seiner diplomatischen Mitarbeiter hat.

Wilhelmine ist über den österreichischen Bündnisvertrag mit Frankreich außer sich. Mit ihr sind es weite und maßgebende Kreise in Österreich, bis in des Kaisers nächste Umgebung. Aber Kaiser Franz ist ganz in Metternichs geschickten Händen. Wilhelmine versteht den Staatskanzler nicht mehr. Bonaparte wird jetzt auch noch Rußland anfallen und vielleicht vernichten, wie er alle die übrigen Mächte – außer England – vernichtet hat! Da durch bewußtes Beiseitestehen selbst Schuld daran tragen, daß dieser letzte Wall gegen den Korsen, der erhoffte Bundesgenosse in einem erhofften neuen Kampfe gegen Napoleon, niedergerungen wird?! Metternich erscheint ihr als Schwächling, wie seine Lebensführung weichlich erscheint. Sie gibt den Mann auf.

Wie ganz anders ist Englands nun schon jahrelanges Durchhalten in offener Feindschaft gegen Napoleon, unter hohen Opfern. Wie klar ist die Linie, die King vertritt. Diesen Mann versteht sie. Der hat Charakter. Er kann zwar abenteuerlich geheim –, nicht aber mit dem Erbfeinde seines Landes freundschaftlich bündeln.

So mag es gekommen sein, daß Wilhelmine zu King in ein Verhältnis tritt, das wir in seinen Einzelheiten nicht kennen, das aber doch – auch von seiner Seite – die äußeren Erscheinungsformen der Liebe aufweist und von Beobachtern so gedeutet wird.



Wie lange es gedauert, wann, wie und warum es geendet, ist uns unbekannt. Engländer sind meist nicht schwatzhaft, besonders nicht geheime Agenten, und Wilhelmine hat in solchen Dingen stets nicht nur nach außen hin vollendet die Form gewahrt, sondern auch sorgfältig jede ihr zugängliche Spur vertilgt. Nur die Tatsache steht fest.

Mitte Juni 1812 tritt King eine Reise nach der Steiermark an, angeblich um sich von einer „noch nicht ganz enträtselten Krankheit“ zu kurieren, in Wahrheit zur Einleitung des „Alpenbundes“, eines Putschplanes, der Österreich zum Handeln gegen Napoleon zwingen soll. Wir werden noch von ihm hören. „Hier wird wenigstens einmal gehandelt“, denkt Wilhelmine.

Als Mitte Dezember dieses Jahres 1812 in Wien die Nachrichten von der fluchtartigen Rückreise Napoleons von Moskau nach Paris eintreffen, hat aber King, „in Irrtum und Leidenschaft“ befangen, die Fühlung mit den Ereignissen verloren. Er weiß so gut wie nichts von ihnen. Er ist verzweifelt darüber, daß Wilhelminens Neigung zu ihm offensichtlich erkaltet. „Von allen Eigenschaften war Treue diejenige, die man am wenigsten bei ihr finden konnte“. Treue zum Manne, wohlgemerkt, nicht Treue zur Sache.

In Paris bei der Mutter hatte sich indes mancherlei ereignet. Napoleon hatte dort bei seiner Abreise nach Rußland noch sein Haus bestellt. Er hatte vor, weit zu reisen und lange fort zu bleiben, er hatte oft genug erlebt, wie seine Abwesenheit zu Konspirationen benutzt worden war, und mußte alles beseitigen, was in dieser Richtung arbeiten konnte. Hatte man auch keine Beweise gegen Talleyrand und seine Freundinnen und Freunde, so genügte doch der Verdacht, um den Kreis zu sprengen und den Vice-Grand-

Electeur seiner Hilfstruppen zu berauben. Der Verdacht war sogar dringend. Tschernitscheff, der häufige Gast im neuen Hôtel Talleyrand in der Rue St. Florentin, hatte Paris am 1. März 1812 fluchtartig verlassen, offenbar mit den letzten und genauesten Einzelheiten der französischen Absichten und Pläne ausgestattet. Die Gräfin Kielmannsegge, die mit der Herzogin Dorothea im Winter 1808/09 zu Löbichau über Napoleon geschwärmt hatte und von dieser nach Paris, ja auch nach St. Germain gezogen worden war, die aber der Herzogin Wandlung zur Gegnerin Napoleons nicht mitgemacht hatte, sondern in Zeit ihres Lebens nicht mehr erkaltender Verehrung an dem großen Kaiser hing, wird bei Hofe genug erzählt haben. „Eine Schlange habe ich an meinem Busen genährt“, mag Dorothea in ihrem Stil ausgerufen haben. Die Kielmannsegge war Mitte November 1811 als Horcherin Zeuge geworden, wie Talleyrand und seine Freundinnen Frau von Laval und Dorothea von Kurland eines Abends ihre Pläne durchgegangen waren und wie die Damen auf Talleyrands abschließende Feststellung „So werden wir ihn vernichten“ sich in die Arme gefallen waren mit der entzückten Wiederholung „Wir werden ihn vernichten, wir werden ihn vernichten“. Kurzum, Napoleon hatte verfügt, daß Frau von Laval und die Herzogin Dorothea Paris zu verlassen hätten. Mit längerem Hin und Her war die Abfahrt noch bis nach Napoleons Abreise hinausgezögert worden. Mitte Juni 1812 traf Dorothea dann aber in Löbichau ein, von ihren herbeigeeilten drei ältesten, erwartungsvollen Töchtern empfangen.

Mitte Juli geht sie mit Wilhelmine nach Karlsbad. Die Herzogin Dorothea zieht sich dort zurück. Das dauernde Jammern über die Zeitereignisse, das Klagen über die Teuerung, alle diese Mißgünstigen und Mißvergnügten sind ihr zuwider. Napoleons Marsch in Rußland geht planmäßig vorwärts. Er hat den Njemen überschritten. Wo bleiben da die Hoffnungen, ihn zu vernichten? Ihr fehlt der überlegene

Halt, ein skeptischer Geist, an dessen Gegenwart sie sich gewöhnt hat, ein Mann, der so vieles kommen und gehen sah und der den Mut nicht verliert, auch wenn der Gegner Erfolge hat.

Auch sind ihre Vermögensverhältnisse zerrüttet. Paris hat viel gekostet, vielleicht hat man auch Talleyrand aushelfen müssen, und die Rente aus Rußland trifft nicht ein. Ihre einzige Freude ist die Schönheit Wilhelminens. „Im Geiste sehe ich, wie siegreich die liebliche Gestalt dahinschwebt durch die Reihen, die ihre Schönheit und ihren Liebreiz bewundern“ Zu einem großen Ball, den mehrere vornehme Badegäste veranstalteten, schmückt sie die Tochter mit eigenen Händen, aus der ganzen Eitelkeit der Mutter heraus.

Die Gräfin Kielmannsegge in Paris notiert Ende August, dort seien jetzt „Beweise des Komplotts der Grafen Wallmoden, Kielmannsegge (ihres Mannes), des in England befindlichen Grafen Münster, des Ministers Freiherr vom Stein“ eingetroffen. „Die Hauptverzweigungen der Verschwörung in Oesterreich befinden sich in den Salons der drei ältesten Töchter der Herzogin von Kurland“. Die Kielmannsegge merkt aber auch alles. Aus unserer genaueren Kenntnis der Personen können wir berichten, daß der Salon der Töchter Johanna und Pauline doch nicht bedeutend genug war, um für eine Verschwörung Nährboden zu sein.

## II

Als Wilhelmine nach Wien zurückkehrt, bringt sie von Löbichau die kleine, nun siebenjährige Marie Wilson mit, die bis zu einem vernünftigen Alter – wie Fritz Piattoli – von einer Vertrauten der Herzogin von Kurland, einer ehemaligen Dienerin, aufgezogen worden war. So erhält Wilhelmine eine dritte Pflegetochter. Sie hat also, selbst kinderlos, auch mütterliche Gefühle, wie es einer echten Frau zu-

kommt, und pflegt sie. Die beiden anderen Pflögetöchter sind klarerer Herkunft als Marie. Die eine ist die Gräfin Klara Bressler, 1801 geboren. Ihr Vater war verarmt, die Mutter eine Jugendfreundin Wilhelminens gewesen. Die andere, mit Klara gleichartig, ist Emilie von Gerschau, die Tochter des zu früh für mündig erklärten und daher etwas verkommenen unehelichen Sohnes des alten Herzogs Peter. Die Kinder werden in der Anstalt der Frau von Brévillier in Wien unterrichtet. In ihren Erinnerungen schreibt Emilie: „Seitdem wir der Kinderbewahranstalt entwachsen waren, behielt uns die Herzogin um sich und versäumte keine Mühe, sparte kein Geld, um uns eine ausgezeichnete Erziehung zu geben; für ihre eigenen Kinder hätte sie nicht sorgsamer sein können; wir liefen bei ihr aus und ein, sie trieb die lieblichsten Possen mit uns. Darunter gehört ein gewisser Tanz, den sie, aus ihrem Bette aufspringend, mit bloßen Füßen auf ihrem weichen Teppich ausführte; wenn wir uns dann vor Lachen nicht zu lassen wußten, sprang sie wieder in das Bett. Das war die ernste, majestätische Frau, die allen Fremden wie ein unnahbares Bild erschien. Sie konnte aber dabei recht streng sein, und ich behauptete, daß nie ein Kind mehr gescholten worden ist als ich, denn da ich die Älteste war, bekam ich mein Teil gewöhnlich für alle drei. Es hat meiner Liebe für sie nicht den geringsten Eintrag getan. Sie gönnte uns viele Freuden, schickte oder führte uns oft ins Theater oder wo sonst etwas zu sehen war, nahm uns auf Spazierfahrten mit und ließ uns als geschmückte Kinder die große Praterfahrt am 1. Mai in ihrer neuen Equipage mitmachen.“ Zunächst bleiben diese Kinder aber noch ganz im Hintergrunde. Vor Fremden sind sie kaum zu sehen, und auch Wilhelmine läßt sie letztlich aufwachsen, wie sie selbst aufwuchs: sich selbst und den Erzieherinnen überlassen.

Im Dezember 1812 ist der völlige Zusammenbruch der großen Armee klar. Eugen Beauharnais sammelt die Reste in Deutschland. Langsam folgen die Russen nach. Das preußische Volk steht auf. Dem tatsächlichen Zusammenwirken der russischen und preußischen Truppen folgt die staatsrechtliche Bindung.

Los Metternich! Los nun! Die Stunde hat geschlagen, das große siegreiche Rußland und das erwachte Preußen warten auf Österreich, um den korsischen Räuber nun gänzlich zu vernichten.

Metternich rührt sich nicht. Das österreichische „Geiselkorps“, das nach dem französisch-österreichischen Bündnisvertrag mit nach Rußland gezogen ist, ohne kriegerisch tätig werden zu brauchen, ist noch in Galizien. Fürst Schwarzenberg, der Oberbefehlshaber, hat zunächst einen Neutralitätspakt mit Rußland und Preußen abgeschlossen.

Wilhelmine sieht ein, daß man Metternich nicht beeinflussen kann, wenn man ihm fern bleibt. Sie sieht sehr klar. Will sie ihre Gedanken irgendwie durchsetzen, so muß sie ihm, auf den es allein ankommt, nahe sein. Und so nähert sie sich ihm schicksalhaft.

Ihr Einfluß wächst nur langsam. Metternich hat ja so lange Zeit. Er vereitelt sogar noch den Plan des gegen Napoleon gerichteten „Alpenbundes“, der auch von Österreich aus eine Fackel sein könnte. Am Ostermontag, am 19. April 1813, soll ein Aufstand in Tirol und Süddeutschland ausbrechen, für den schon seit Februar ein vollständiger Operationsplan vorliegt. Von Land zu Land soll er um sich greifen. An der Spitze der Verschworenen steht Erzherzog Johann, des Kaisers Bruder. Sie haben engste Fühlung mit dem englischen Agenten in Wien, mit King, der zunächst 20–30000 Pfund Sterling für Waffen und Munition in Aussicht gestellt und die englische Flotte im Mittelmeer und den in Sizilien

befehligen den englischen General von der bevorstehenden Operation benachrichtigt hat. In Norddeutschland soll Wallmoden eine Deutsche Legion bilden. Auch hier liefert King das Geld. Er steht mit Viscount Cathcart, dem britischen Botschafter am russischen Hof, und mit Lord Walpole im russischen Hauptquartier in Fühlung. Aber Metternich, dem der Plan verraten wird, läßt Kings Courier auf dem Wege nach Petersburg zu Cathcart Ende Februar in Böhmen wider alles Völkerrecht von „Straßenräubern“ überfallen und ausplündern. Jetzt hat man Beweise. Erzherzog Johann bläst reumütig alles ab. Man läßt Gnade walten. Aber King muß Österreich verlassen. Gentz widmet ihm in einem Schreiben an Nesselrode einen „Nachruf“. Nein, „langweilig“ war King nicht. „Er ist ein guter und tapferer Kerl, voller Eifer für sein Vaterland, unfähig zweideutiger Handlungsweisen und nie um Mittel verlegen. Er weiß um die allgemeinen Angelegenheiten mehr als 99 von 100 seiner Landsleute. Wenn er nur seinen Tatendrang mehr hätte zügeln können, würde ich seinen Verlust herzlich bedauern.“ Das klingt doch etwas anders, als das Urteil unseres Zeitgenossen C. K. Webster, der King kurz und bündig als einen leichtsinnigen, vorschnellen und eingebildeten jungen Mann bezeichnet, dessen Berichte, soweit sie nicht nur ein Echo Graf Hardenbergs dargestellt hätten, unvertrauenswürdig gewesen seien.

## 13

Graf Clemens Metternich und die Herzogin von Sagan! Seht sie beide! Sie ist jetzt zweiunddreißig Jahre alt, ein Alter, das für die Bironfrauen immer von besonderer Lebensbedeutung ist; die Mutter Dorothea verfiel in etwa diesem Alter Batowski und Armfelt, die Schwester Dorothee wird mit sechsunddreißig ihre große Liebe zu Bacourt beginnen. Wilhelmine ist zu einer wunderbaren Reife gewachsen, schön

in Wuchs und Kopf, stolz und voller Würde, bezaubernd in ihrer Liebenswürdigkeit, mit kleinen weiblichen Schwächen – etwas leidend, etwas launisch und eigensinnig unpünktlich –, die den Reiz vieler Frauen nur erhöhen. Sie ist reich, unabhängig, Herzogin „of her own right“ Alle Sinne wach, voll Erfahrung, politisch durch und durch, reich an Kenntnissen und Beziehungen. Mit glasklarem Verstand, mit stählernem Geist. Pallas Athene.

Und Metternich. Er ist mit vierzig jetzt in der Blüte seines Lebens. Aus dem „jungen Herrn aus großem Hause“, der neben seiner entzückenden Larve und einem fixen Geist nur einen entwaffnenden Hochmut gehabt hatte, ist schnell ein verantwortungsbewußter Staatsmann geworden. Kein kraftvoller, mutiger zwar; einer, der die Dinge langsam rangiert, und, wenn sie sich selbst rangieren, aufpaßt, wo er sie ausnutzen kann. Er hat Gentz' Weisheit: „In der praktischen Politik gibt es eigentlich gar kein System mehr für mich; es ist nichts als eine Kunst, und der beste Künstler ist der, der in jedem gegebenen Augenblick seines Instrumentes am meisten Herr ist.“ Schließlich hat Österreich gerade zwei Kriege gegen Napoleon verloren und liegt auch wirtschaftlich noch völlig darnieder. Auch als man den letzten Krieg begann, war man sicher, Napoleon schlagen zu können. Aber wie ein Blitz hatte er einen selbst überwunden. Und auch persönlich hat Metternich gar keine Lust, die errungene oder ihm zugefallene Führerstellung einmal wieder aufgeben zu müssen und, wie Stadion nach Wagram, zu kleinen Verwendungen weggeschickt zu werden. Hat sein Großschwiegervater, der große Staatskanzler Kaunitz, dem er immer ähnlicher wird und mit dem er sich gerne vergleichen läßt, nicht bis ins hohe Alter, durch Jahrzehnte, die Zügel in der Hand behalten? Für ihn und für Österreich heißt es: „Safety first“.

Metternich steht am Anfang seiner Glanzzeit. Das Goldene Vlies hat man ihm schon umgelegt; bald, nach der Schlacht bei Leipzig, wird er den Fürstenhut erhalten. Auf dem Wiener

Kongreß wird er der Hausherr sein und dann noch auf vielen Kongressen der allmächtige Meister Europas.

Die Bilder von ihm aus dieser Zeit zeigen seinen großen, schlanken Körper, einen glatten, langen, rässigen Kopf mit feinem, liebenswürdig-überlegenem Lächeln, hellem, gelocktem Haar. Ein Grandseigneur.

Clemens und Wilhelmine! Welch ein Paar könnte das sein! Aber Deine Frau, Clemens, die Lorel, die Kaunitzerbin? Und Deine Kinder, der Sohn und die Töchter?

Ach was! Lorel ist eine prächtige Frau. Sie hat humorvollen Sinn für die Liebesgeschichten ihres Mannes. Sehr tief gehen sie bei ihm ja nicht, und er findet immer schnell wieder zu ihr zurück. Sie ist so gar nicht eifersüchtig. Es ist, als ob es ihr Spaß mache, wie er die anderen Frauen nimmt und verläßt, mit ihnen spielt. Solche Erfolge gehören nun einmal zu seinem Leben und seinem Selbstbewußtsein. Sie ist eine wunderbare Kameradin.

Clemens und Wilhelmine! Das ist keine Frau wie die vielen anderen, die Du gehabt hast, Clemens! Das ist eine Frau eigener Art. Eine große Persönlichkeit, und Du weißt es. Stärker vielleicht als Du. Clemens, Clemens, hüte Dich!

## 14

Allmählich, ganz, ganz vorsichtig, wenn man das Tempo dieser hastigen, ungewissen, gefährlichen Tage vergleicht, läuft Metternichs Handeln an. Einerseits bietet sich Österreich Napoleon als Friedensvermittler an, andererseits gilt es, dem „Eroberungsprinzip“ des sieghaften Alexander, der Preußen im Schlepptau hat, das österreichische „Wiederherstellungsprinzip“ entgegenzusetzen. Nur nicht den Koloß Rußland das vielleicht gerade jetzt wiederherstellbare europäische Gleichgewicht zerstören lassen. Aber dem Zaren jetzt, gerade jetzt, wo es doch für ihn erst anfängt, von



Frieden reden? Anschluß verlangt er, sofortigen Anschluß Österreichs, um die Franzosen und ihre Freunde zu Paaren zu treiben. Hinter ihm liegt sein verwüstetes Land, das rauchende Moskau.

Inzwischen hat Napoleon, aus Paris mit neuen Subsidien zurückgekehrt, Ende April 1813 den Krieg in Mitteldeutschland neu begonnen. Am 2. Mai schlägt er die verbündeten Russen und Preußen so, daß sie bis Bautzen zurückgehen müssen. Von dort werden sie in der Schlacht am 20. und 21. Mai erneut zurückgetrieben, so daß Schlesien zum großen Teil wieder in Napoleons Hände kommt.

Trotz dieser Erfolge ist Napoleon der österreichischen Friedensvermittlung und auch dem vorgeschlagenen Waffenstillstand nicht ganz abgeneigt. Jetzt ist das österreichische „Geiselnkorps“ ja – von Galizien nach Böhmen gezogen – leider in seiner Flanke. Die Ereignisse gehen einen raschen Lauf. Napoleon sitzt in Dresden. Der Zar und der König von Preußen weilen bei ihren Truppen in Schlesien. Es empfiehlt sich, den Dingen und Menschen näher zu kommen. Metternich veranlaßt seinen Kaiser, sich nach Nordböhmen auf das Schloß Gitschin zu begeben, in die einstige Residenz Wallensteins, der auch einmal kurze Jahre Herzog von Sagan gewesen war. Metternich begleitet den Kaiser. Sie treffen am 3. Juni 1813 in Gitschin ein.

Ende Februar haben Rußland und Preußen die Bündnisverträge von Breslau und Kalisch abgeschlossen. Wer Napoleon so vernichten will, daß er nicht mehr gefährlich werden kann, muß versuchen, Österreich in diese Front hineinzubringen. Auch Wilhelmine will dabei sein, will mithelfen.

Dresden–Gitschin–Reichenbach liegen fast auf einer Linie. Auf der besten Straße zwischen Gitschin und Reichenbach,

und an dem uralten Handelswege Breslau, Glatz, Königgrätz, Prag liegt Wilhelminens Herrschaft Nachod. Dorthin begibt sie sich auf ihr Landgut Ratiborschitz. Dorthin lädt sie auch Gentz ein, der immer mehr der Vertraute, der Nachrichtenvermittler und die Feder Metternichs wird und ja ohnehin nicht in des Kaisers Umgebung zugelassen ist. Er darf sogar seinen Sohn Leopold mitbringen.

Das Landhaus in Ratiborschitz ist nach dem modernsten Geschmack. In den kaiserlichen Landen gibt es kaum seinesgleichen; da wohnt man noch in den alten Schloßkästen, wenigstens aber in Palais. Ratiborschitz aber ist ganz nach englischer Art eingerichtet. Es liegt auf einer Anhöhe an dem Wiesental der Aupa, die einige hundert Schritte vom Hause fließt, einem ansehnlichen Waldstrom, der von der Schneekoppe kommt und dann bei Josefstadt in die noch kleine Elbe mündet. Dieses Gewässer sieht man von den Fenstern aus. Das hügelige Land umher ist mit Kunst und Geschmack gartenartig gebildet. Im ganzen und in allen Einzelheiten ein paradiesischer Ort. In einem Bücherzimmer stehen viele und schöne Bücher zum Lesen und die väterlichen Kupferstiche zum Beschauen zur Verfügung. Der verwöhnte Gentz schreibt: „Was ich an guter Aufnahme, an allen Bequemlichkeiten des Lebens, an göttlicher Ruhe, an vortrefflichen Nahrungsmitteln (von der Art, die mich am meisten interessiert) und sonstigen Comforts genieße, ist schwer zu beschreiben. Es geht mir unanständig wohl.“ Er bedauert seinen armen Grafen. Der haust in Gitschin mit Serenissimo, dem trockenen, einsam und allein, sieht nur ein- und abgehende Kuriere und gewöhnt sich das Pfeiferauchen an.

Nur das Wetter ist kalt und regnerisch; man muß die ganze Zeit über heizen.

Mit der göttlichen Ruhe geht es aber in Ratiborschitz schnell zu Ende. Nicht umsonst liegt es auf dem Wege von Reichenbach nach Gitschin. Zunächst versuchen die Beauftragten Preußens, Rußlands und Englands es einzeln, den

Gitschiner Eisblock zum Schmelzen zu bringen. Als erster kommt Wilhelm von Humboldt, damals preußischer Gesandter am österreichischen Hof, auf dem Wege von Gitschin nach Schlesien durch Ratiborschitz. Wilhelmine kann ihn nicht empfangen, da sie wieder, wie häufiger in den letzten Jahren, Migräne hat. Zwei Tage später, am 12. Juni, folgt auf dem gleichen Wege Graf Ernst Christian Hardenberg, der alte Wiener Bekannte, dort hannoverscher Gesandter, der immer noch mittelbar England vertritt. Er ist gewiß kein solcher Lebenskünstler wie Gentz, ist aber auch von Ratiborschitz so bezaubert, daß er dort seine Reise für einen Tag unterbricht. So erfährt man neben den täglichen Briefen, die sowohl Gentz als auch Wilhelmine durch gemeinsamen Boten mit Gitschin wechseln, wie sich die Dinge entwickeln.

Rußland und Preußen haben mit Napoleon im schlesischen Schlosse Pläswitz am 1. Juni eine vorläufige Waffenruhe für 36 Stunden und dann am 4. Juni zu Poischwitz bei Jauer einen Waffenstillstand bis zum 20. Juli und weiteren sechs Tagen Aufkündigungsfrist geschlossen.

Beide Parteien betrachten diesen Waffenstillstand aber ausgesprochen nur als Vorbereitung für die Fortsetzung des Krieges, nicht für seine Beendigung.

Am 15. Juni kommt der österreichische Gesandtschaftskavalier am Petersburger Hof, jetzt Major, Baron Marschall im Auftrage Stadions, um zu melden, daß Zar Alexander die Herzogin von Sagan zu begrüßen und bei ihr zu speisen wünsche. Er hat mit seinen Schwestern, der Großherzogin Katharine von Oldenburg und der Großfürstin Marie, ein Zusammentreffen auf dem böhmischen Schlosse Opotschno verabredet, das ihm der Graf Colloredo zur Verfügung gestellt hat und zu dem der Weg aus Schlesien über Nachod führt. Da will er es sich doch nicht entgehen lassen, seine Wiener Parteigängerin, von der ihm so viel berichtet wird und die manchmal die Briefe ihrer Mutter, seiner Pariser Parteigängerin, vermittelt, kennenzulernen.

Die Hausfrau Wilhelmine überfährt es kalt. Sie hat nur wenige Bediente im Haus und ist zum Empfang eines ganzen Gefolges wirklich nicht eingerichtet. Aber die Möglichkeiten ihrer Herrschaft sind groß. Ein Dutzend Domestiken jeder Gattung werden in Eile herbeigeschafft oder geschaffen. Die hundert Gutshöfe der Herrschaft liefern Lebensmittel, ein reitender Bote wird hilfeschend zu Metternich geschickt, der ihm wenigstens einen anständigen, völlig hergerichteten Nachtschiff mitgibt und einen jungen österreichischen Offizier und Diplomaten, den Grafen Bombelles, nachschickt, der Wilhelmine behilflich sein soll.

Der große Tag bricht an. Früh am Morgen meldet Graf Stadion noch einmal persönlich den Kaiser für den Nachmittag und kehrt dann wieder um, um den Zaren in Nachod zu erwarten.

Zar Alexander hat in Glatz die Befestigungen besichtigt und sich dabei sowie beim Jubelempfange der Nachoder Bürger verspätet. Gegen fünf Uhr trifft er, vom Marschall Graf Tolstoy und den Österreichern Stadion und Lebzeltern begleitet, in Ratiborschitz ein. Wilhelmine empfängt ihn an der Pforte. Bald rollt auch der Wagen mit Baron Marschall und Herrn von Schwedhof – Wilhelminens illegitimem Stiefbruder – vor das Haus. Alexander ist lebenswürdig wie immer. Gentz, der ihn jetzt kennenlernt, ist äußerst von ihm angetan, wie es nächstens auch Metternich sein wird, bevor sich aus sachlich-politischen Erwägungen eine heftige Gegnerschaft ergibt. Das Essen währt knappe zwei Stunden, und schon bricht Alexander wieder auf. Aber das Haus hat seine monarchische Weihe erhalten und Wilhelmine eine Ehrung, die ihr recht gelegen kommt. Beim Abschied verspricht Alexander, auch auf seiner Rückfahrt nach Schlesien vorzusprechen.

Eine Stunde nach der Abfahrt des Zaren, um sechs Uhr, kommt Metternich aus Gitschin an. Er trifft nur noch Lebzeltern und Bombelles an. Er könnte vielleicht noch nach Opotschno, seinem Ziele, weiterfahren, aber das hieße, das

Wiedersehen mit Wilhelmine unnötig abzukürzen. Gentz bittet um Informationen, das Haus muß besichtigt werden, und vielleicht lockt ihn auch die schöne Herrin.

Am nächsten Tage verläßt er früh seine Gastgeberin. In Ratiborschitz wird es für zwei Tage still. In Opotschno stoßen unterdessen die Meinungen Alexanders, Nesselrodes und Hardenbergs mit der Metternichs aufeinander. Aber man einigt sich, wenigstens mündlich. In großen Zügen wird der künftige Vertrag von Reichenbach festgelegt. Auf der Rückfahrt nach Gitschin trifft Metternich am 19. früh wieder in Ratiborschitz ein. Man erfährt von den Verhandlungen in Opotschno aus erster Quelle. Zwei Stunden später kommt der preußische Staatskanzler Hardenberg mit Wilhelm von Humboldt nach einer Nachtfahrt aus Reichenbach an. Wieder ringt man um Metternich, um Österreich. Wieder ist Metternich zurückhaltend, voller Bedingungen. Sein Wunsch ist, Frieden zu stiften, einen Frieden, der aber Rußland und Preußen nicht genügt, der nur Stückwerk ist, statt Napoleon völlig aus Deutschland hinauszufegen. Um das Ausmaß der Zugeständnisse an Napoleon geht es. Am nächsten Morgen werden die Gespräche teils im Hause, teils im Garten fortgesetzt.

Metternich ist über die ständige Bedrängung und die Ablehnung seines Friedensplanes unmutig. Wie viel schöner wäre es, still in Ratiborschitz bei der schönen Herzogin ein ländliches Liebesidyll genießen zu können. „Am liebsten“, sagt er ihr, „würde ich alles an den Nagel hängen.“ Wilhelmine weiß, daß solche Sprüche nicht ernst sind, sondern der übertreibenden Liebenswürdigkeit entspringen. Mittags eilt Metternich zu seinem Kaiser nach Böhmen, Hardenberg zu seinem König nach Schlesien zurück. Da man eine große Zusammenkunft in Gitschin plant, bleibt Humboldt in Ratiborschitz. Am Nachmittag geht noch der preußische Legationsrat Bartholdy, Felix Mendelssohns Onkel, auf der Reise nach Wien „in Ratiborschitz für einige Stunden durch“

Am folgenden Tage, am 21. Juni, fahren Humboldt und Gentz nach Opotschno. Zu ihrem Leidwesen kann sie Wilhelmine nicht begleiten, um dem Zaren eine Gegenaufwartung zu machen. Sie hat Migräne. Das Vielerlei strengt doch recht an. In Opotschno weilt noch immer der Zar mit seinen Schwestern und seiner Ehrenwache von vier österreichischen Regimentern. Auch der König von Preußen ist für einige Stunden von Kudowa herübergekommen. Man entwirft dort die Einzelheiten des Reichenbacher Vertrages. Der Zar redet persönlich drei Stunden auf Gentz, der so starken Einfluß auf Metternich haben soll, mit dem ganzen Zauber seiner Verführungskunst ein. Während Humboldt schon am nächsten Tage nach Ratiborschitz zurückkehrt, wird Gentz durch eine Einladung zum Tisch des Zaren noch einen Tag länger in Opotschno gehalten. Am 23. früh ist auch er wieder zurück mit der Botschaft, daß der Zar Wort halten und auf seiner Rückreise nach Reichenbach nachmittags mit seinem Bruder, dem Großfürsten Constantin, wieder in Ratiborschitz speisen werde. Der Zar tut wirklich alles, um Metternichs Umgebung für sich und seine Pläne zu gewinnen und die Anhänger seiner Ideen zu bestärken.

Glücklicherweise ist diesmal sogar ein Meisterkoch vorhanden, Aimé, der ehemalige Küchenkünstler von Metternichs Vater. Er befindet sich auf der Reise nach England und muß den Weg dorthin über den franzosenfreien Osten nehmen. Vielleicht hat ihm der Staatskanzler auch einen Wink gegeben.

Wilhelmine erzählte später von diesem Zarenbesuch folgende Geschichte: Während des Essens habe sich atemlos einer der Gutsbeamten melden lassen: „Durchlaucht, die Kosaken schlagen die schönen Eichen an der Aupa nieder.“ Der Bruder des Zaren, Großfürst Constantin, der diese Meldung gehört habe, habe zornentbrannt über diesen Mißbrauch der Gastfreundschaft seinem Adjutanten den Befehl gegeben: „Lassen Sie die Leute hängen!“ Die Herzogin sei

weinend in die Höhe gefahren: „Lieber laß ich alle meine Bäume umschlagen, als einen Menschen umbringen!“ Alexander habe vermittelt, die Bäume seien stehengeblieben und niemand sei gehängt worden.

Am Freitag, dem 25., kommt nachmittags wieder der Gesandte Hardenberg, diesmal mit seinem Bruder Karl Philipp, einem hohen hannoverschen Richter, zu längerem Aufenthalt an. Am gleichen Tage trifft von Metternich aus Gitschin die Nachricht ein, daß er sich zur Verhandlung mit Napoleon nach Dresden begeben werde. Man hofft in Ratiborschitz, am kommenden Montag von dem höchst wichtigen Ergebnis zu hören.

Es bleibt aber nicht bei politischen Gästen. Außer Hardenbergs Bruder trifft auch Humboldts sechzehnjähriger Sohn Theodor, von einer Verwundung geheilt, ein, und am nächsten Tage klingen die Sporen von Alfred Windischgrätz, Major bei den Pardubitzer Merveldt-Ulanen, und von seinem Freunde Trogoff ins Haus. Es ist ja Waffenstillstand. Nach den schlechten Dorfquartieren und Biwaken wollen die beiden einmal eine Zeit lang auch den Luxus des Landlebens genießen. Da ist er wieder, der glänzende, der „liebe Sohn“ Alfred, strahlend mit seinen sechsundzwanzig Jahren, „preux Chevalier et noble Prince“. „Er hat die Tugend und die Offenherzigkeit mittelalterlicher Helden. Er besitzt ihren Stolz, ihre Tapferkeit und die ritterlichen Sitten.“

Die beiden Offiziere haben wenig teil an der Ungeduld, die sich bei den politischen Herren und bei der Herzogin in den nächsten Tagen bis zur Siedehitze steigert. Man wartet, wartet und wartet auf das Ergebnis von Dresden. Das ist viel wichtiger als die Nachricht, daß Stadion am 27. Juni in Reichenbach den Vertrag mit Rußland und Preußen unterzeichnet hat; denn das ist keine Überraschung; daran hat man ja selbst mitgearbeitet. Jetzt hat sich also Österreich vertraglich gebunden, Frankreich den Krieg zu erklären und sich den Verbündeten anzuschließen, wenn Frankreich die

von Österreich vorgeschlagenen Friedensbedingungen, die Rußland und Preußen gutgeheißen haben, nicht bis zum Ende des Waffenstillstandes annimmt.

Gentz ist nie ein Held gewesen. Wenn doch nur kein Krieg käme! Bei den Gesprächen, mit denen man sich in Ratiborschitz die Zeit vertreibt, sieht er sich einer Meinungsfront gegenüber, gebildet von Humboldt, Hardenberg und der Herzogin. Da muß er lavieren. Metternich sagte damals: „Gentz hat Furcht vor dem Frieden wegen der Folgen, die er haben könnte, vor dem Krieg wegen der Gefahr, die man laufen kann, vor kalten Tagen wegen des Rheumatismus, vor warmen wegen der Gewitter.“ Ganz sicher ist für ihn nur, daß die Diners in Ratiborschitz „göttlich“ sind. Man zankt sich mit Humboldt über den Tugendbund und die Freiheit, und die Gespräche zwischen Humboldt und Hardenberg bezeichnet Gentz als „gemeinschaftliches Seufzen“. Humboldt hat wenigstens die Abwechslung, für einen Nachmittag zu seinem König nach Kudowa befohlen zu werden, wo dieser sich für einige Tage erholt.

Dann gibt es noch ein heiteres Gesprächsthema: plötzlich, am 1. Juli, trifft Fontbrune aus Wien ein, der Vertraute Katharina Bagrations, die unlängst ohne viel Aufsehens Witwe ward, als ihr Mann, der ewig schlachtenlenkende General, bei Borodino fiel. Seit sich „ihr“ Metternich, von dem ihr die Tochter Clementine täglich Zeugnis gibt, dieser Wilhelmine Sagan zugewandt hat, ist sie deren erklärte Gegnerin geworden. Auch sie hatte versucht, irgendwo in Prag oder Nordböhmen den Dingen näher zu kommen und Einfluß zu nehmen. Aber man hatte höflich abgewinkt. Nun sitzt sie in Wien, und die Dinge laufen doch ihren Gang. In der Mitte eines Gebietes von 25 Meilen Länge und kaum so viel in der Breite, in der barbarische Namen wie Gitschin, Opotschno und Ratiborschitz die Bedeutung von Wien, St. Petersburg und Berlin verdrängen, sitzt die Sagan wie eine Spinne. Und sie, die Fürstin Bagration, erfährt wenig



oder nichts. In bewußt abgemessenen kleinen Dosen läßt man ihr Tatsachen zustecken, die sie nur ärgern können: daß Zar Alexander zweimal Gast der Herzogin war („erzählen Sie der Fürstin Bagration [doch mit Schonung für ihr Leben], was morgen ihrer Todfeindin für ein großer Tag bevorsteht“), und daß Metternich in Ratiborschitz auch seine Rolle spielt. Das hält sie nicht mehr aus. An diesem Hofe muß sie einen Gesandten haben.

Fontbrune wird von Wilhelmine mit der immer gleichen Güte und Aufmerksamkeit behandelt, die auch ihre anderen Gäste genießen. Aber heimlich macht man sich doch über seine Herrin lustig. Sie erfährt es einmal von Frau von Humboldt, die in Wien blieb, und Gentz hat dann seine Not, sich ihr als Unschuldengel hinzustellen.

Aus Dresden kommt immer noch keine Nachricht. Nun sind es schon acht Tage her, daß Metternich nach dorthin abgereist ist. Nach der Fülle der Ereignisse in der vorhergehenden Woche empfindet man diese Stille besonders stark. Man fiebert vor Ungeduld. Um Neuigkeiten aufzutreiben und etwaige Nachrichten aus Dresden mit dem Ersten zu erhalten, werden am 1. Juli Gentz' Sohn Leopold nach Gitschin, Ernst Hardenbergs Bruder nach Reichenbach gejagt, wo man sich übrigens auch recht langweilt. Schon am nächsten Tage ist Leopold wieder zurück. Metternich ist am 1. abends in Gitschin eingetroffen und sagt sich für den 3. in Ratiborschitz an. Er werde dann von allem berichten. Er habe nach Ratiborschitz auch noch eine Reihe anderer Staatsmänner beschieden. Offenbar fühlt er sich bei Wilhelmine schon ganz zu Hause.

So kommt es vom 3. bis zum 5. Juli zu den Gesprächen von Ratiborschitz. Am 3. nachmittags treffen der preußische Staatskanzler Hardenberg, der russische Staatssekretär Graf Nesselrode und der Österreicher Graf Stadion gemeinsam aus Reichenbach ein. Eine Stunde später ist auch Metternich da. Man ist jetzt eine ganz stattliche Gesellschaft. Fontbrune

spitzt die Ohren, Windischgrätz und Trogoff machen ihre Witze über die aufgeregten Zivilisten.

Metternich hat gleich zu Anfang seines Dresdener Aufenthaltes mit Napoleon im Palais Marcolini das vielstündige historische Gespräch gehabt, über das seither so viel und so Widersprechendes geschrieben worden ist. Aber weder bei dieser Gelegenheit noch bei den Begegnungen der beiden in den folgenden Tagen, noch bei den Verhandlungen mit Maret, Duc de Bassano, an den Napoleon Metternich verwiesen hat, ist es zu endgültigen Entschlüssen gekommen. Erst als Metternichs Reisewagen schon angespannt ist und er mit seiner Drohung, abzureisen, Ernst macht, hat Napoleon nachgegeben: der Waffenstillstand, der am 20. Juli ablaufen soll, ist bis zum 10. August verlängert worden, und in den nächsten Tagen soll zur Vorbereitung des Friedens in Prag ein Kongreß zusammentreten.

Metternich hat nun die Russen und Preußen mit diesem Ergebnis vertraut zu machen und ihr Einverständnis zu erlangen. Stundenlang ziehen sich die Gruppen- und Einzelgespräche hin, nur unterbrochen von Wilhelminens Tafelgenüssen. Es geht am 4. Juli sehr stürmisch zu. Nesselrode und der preußische Staatskanzler werfen Metternich wegen der Fristverlängerung sogar Wortbruch vor. Aber Metternich sitzt am längeren Hebelarme; ohne Österreichs Mitwirkung ist Napoleon kaum zu schlagen, und darum findet man sich mit dem Dresdener Ergebnis ab. Noch bis nachts um drei Uhr unterhält sich Gentz allein mit Nesselrode.

Am 5. Juli bricht dann alles wieder auf, vormittags Humboldt, Stadion und Nesselrode nach Reichenbach zum Zaren, nachmittags Metternich nach Gitschin zum Kaiser, dem dort allmählich auch die Zeit lang wird. Er nimmt Metternich zu einer Truppenschau nach Brandeis mit, wo er dann fürs Erste weiter residiert.

Tags darauf ist auch die Zeit für Windischgrätz und Trogoff um. Sie müssen zum Heere zurück. Fontbrune reist

nach Wien zum Bericht. Nur Gentz bleibt auf Wilhelminens Bitte in dem still gewordenen Landhause. Humboldt verabschiedet sich am 11. Juli während zweier Morgenstunden, die er auf der Fahrt von Reichenbach nach Prag wieder in Ratiborschitz verbringt. Er nimmt die „freundlichste und interessanteste Erinnerung“ an diese drei Wochen mit. Am 13. reist auch Gentz nach Prag. „Adieu! Auf Wiedersehen bald beim Kongreß.“ Er schreibt, dieser Aufenthalt habe zu den interessantesten, lebendigsten, merkwürdigsten Wochen seines Lebens gehört, und: „Hier sind große Dinge getrieben worden“ Die Tage von Ratiborschitz sind vorüber.

Der stille Landsitz, durch seine Herrin zu kurzem Ruhm gekommen, wird hinfort noch einmal ein paar Tage einem Treffen der Liebe und dann nur noch Familienzusammenkünften dienen.

Wilhelmine ist allein mit der in den letzten Tagen eingetroffenen Schwester Pauline und überdenkt die letzten Wochen. Sie hat nun Metternichs Liebe. Sie kann es auch als ihr Verdienst ansehen, daß Metternich langsam mutiger wird und zu Entschlüssen kommt. Wenn er nur nicht so furchtbar viel Zeit verlöre. Sicher: bei den Armeen Rußlands und Preußens fehlt noch manches zur Kriegsbereitschaft. Auch in Österreich ist noch vieles zu tun. Aber Napoleon kommt ein Zeitgewinn am meisten zustatten, denn bei seinem autokratischen Regime kann er alles schneller organisieren. Darum zieht er auch die Gegner hin. Die Unterstützung, die Wilhelmine den Feinden Napoleons und besonders Humboldt in Ratiborschitz gegeben hat, hält dieser mit den dankbaren Worten fest: „Es war die kritischste Zeit meines Lebens, und es tat mir oft wohl, von der Sagan immer in meinen damals von vielen Seiten sehr bestrittenen Ideen gehalten zu werden.“ Gentz, von der „Gegenmeinung“, sagt anderseits in der damaligen Zeit: „Die Sagan ist eine der übelrenommiertesten unter den vernünftigen Freunden der Sache Metternichs.“

Zwischen dem 11. und 15. Juli treffen die Bevollmächtigten in Prag ein. Metternich ist Verhandlungsleiter als Vertreter der vermittelnden Macht Österreich, Humboldt erscheint für Preußen, Baron Anstett für Rußland. Anstett ist ein homo novus in der hohen Diplomatie. Er ist russischer Geschäftsträger in Wien, hat schon an den Verhandlungen in Reichenbach und Opotschno teilgenommen und ist als geborener Elsässer nach französischen Staatsbegriffen ein Überläufer. Seine Ernennung ist daher eigentlich eine Brückierung Napoleons. Diese Wahl nimmt er dann auch zum Vorwande, ebenfalls nur einen „zweiten“ Mann, Narbonne, den französischen Gesandten in Wien, nach Prag zu entsenden, dem er nicht einmal Vollmachten mitgibt und der sich mehr als beobachtender Privatmann, denn als Beauftragter Frankreichs aufführt. So ziehen sich die Tage, und so zieht Napoleon die Zeit hin, ohne daß eigentlich verhandelt wird.

Aber zu sprechen gibt es genug. Am 9. Juli haben sich der Zar, König Friedrich Wilhelm und der schwedische Kronprinz Bernadotte, einst Napoleons Marschall, in Trachenberg in Schlesien getroffen, um die endgültigen Kriegspläne festzustellen. Bernadotte übernimmt den Oberbefehl über die aus Preußen, Russen und Schweden bestehende Nordarmee. Große Begeisterung herrscht ferner, als durchsickert, daß Wellington den Franzosen bei Vittoria in Spanien eine entscheidende Niederlage zugefügt hat.

Allabendlich gegen 10 Uhr suchen Humboldt und Gentz Metternich auf, um zu disputieren, wobei sich im Gegensatz zu Ratiborschitz diesmal Humboldt in der Minderheit befindet. Manchmal, wenn die Julinacht lockt, wandern die drei auch durch die Straßen des alten Prag und blicken von der Karlsbrücke auf die Moldau und die Burg. So eine Nacht verleitet zum Schwärmen. Bei allen dreien sind die Tage von Ratiborschitz noch nicht vergessen. Da erörtert denn

der nie sonderlich diskrete Metternich auch sein Verhältnis zu Wilhelmine. Noch ringt er um sie. Aber er spricht mit dem ruhigen Vertrauen, welches einem großen Virtuosen die Gewißheit seines endlichen Erfolges gibt. Ihm ist der Sieg, seine ausschließliche Herrschaft im Herzen Wilhelminens, nicht mehr zweifelhaft.

Einige Tage darauf kommt die Herzogin selbst nach Prag. Ihr alter Freund, der böhmische Oberstlandmarschall Graf Wratislaw, hat ihr bei seinem Schwager in dem riesigen, von Wallenstein erbauten Palais Waldstein ein paar Räume besorgt, keine sonderlich günstigen, nicht die nach dem Garten zu, sondern auf den Straßenplatz blickende. Im Waldsteinpalais ist auch Gentz als ihr Nachbar untergekommen. In seinem Tagebuch notiert er ganz offen: „Zwischen der Herzogin von Sagan und Metternich bestand damals ein sehr intimes Verhältnis.“

Es sind jetzt in Prag eine Menge interessanter Menschen vereinigt. Es ist dort eine große Bewegung und Reibung der Geister und eine von den Begebenheiten dickschwangere Atmosphäre. Man hat Metternich endlich so weit. Ist bis zum 10. August kein Friede geschlossen, so wird auch Österreich Napoleon den Krieg erklären. Selbst Gentz glaubt jetzt nicht mehr an Frieden. „Krieg! Krieg!“ ist jetzt sein Lied. „Weil alle Welt Krieg will, so sei es Krieg!“ Diesmal kann sich Wilhelmine als Siegerin fühlen.

Endlich kommt Caulaincourt, jetzt französischer Außenminister, aus Dresden an. Zwar mit besseren Vollmachten als Narbonne, aber doch mit noch nicht ausreichenden. Am 6. August sucht er Metternich noch einmal für ein Umschwenken auf die französische Seite oder doch wenigstens zur Neutralität zu gewinnen. Mag er dafür beliebige Bedingungen stellen. Als man sich abends wie gewöhnlich zum Tee bei Wilhelmine trifft, findet Humboldt Metternich merkwürdig verlegen und unruhig. Am nächsten Morgen ist er wieder sicher. Er eilt nach Brandeis, um dem Kaiser Vortrag

zu halten, und kommt schon abends wieder mit dessen Ablehnung zurück. Am 8. August hat Metternich eine letzte Unterredung mit Caulaincourt. Um Mitternacht des 10. August erklären Anstett und Humboldt ihre Vollmachten für erloschen und verlassen um die gleiche Stunde Prag. Österreich erklärt Napoleon den Krieg. Es ist so weit. Wilhelmine atmet auf. Wenn das nur nicht so furchtbar lange gedauert hätte! Wie viel schwerer wird jetzt der Krieg werden, wo die Armeen in der Zwischenzeit um so viel stärker geworden sind.

Es folgen noch einige bewegte Tage in Prag. Zar Alexander – am 14. August hat er sich erneut in Ratiborschitz aufgehalten und Strobl von Ravelsberg weiß uns die Legende zu berichten, damals sei auch Kaiser Franz und der König von Preußen zur feierlichen Begegnung nach Ratiborschitz gekommen, man habe, um keinen der Herrscher zu verletzen, vereinbart, daß alle drei gleichzeitig, jeder durch eine andere Tür, den Empfangsraum betreten sollten, und Wilhelmine habe zur Erinnerung daran über jeder der Türen die Büste des Monarchen anbringen lassen, der über diese Schwelle geschritten sei – Zar Alexander also kommt mit Nesselrode und großem Gefolge, in ihm der Freiherr vom Stein. Der König von Preußen trifft mit dem Staatskanzler Hardenberg und über fünfzig weiteren Personen ein. Die Engländer, an der Spitze Lord Cathcart, erscheinen mit etwa zwanzig Mann. Nach ein paar Tagen ist das alles verrauscht. Wilhelmine fährt ab, da auch Metternich seine Abreise ins Hauptquartier der Verbündeten, nach Teplitz, vorsieht.

## 17

Die Herzogin von Sagan geht auf ihre Herrschaft Nachod zurück. Dort, in dem alten Schlosse, gibt sie Elisa von der Recke und deren ständigem Begleiter, dem Dichter Tiedge, eine Unterkunft für den Winter. Berlin, wo Elisa wohnt, ist

in dem bevorstehenden Krieg eine unsichere Bleibe. Über Sachsen, wo die Franzosen stehen, ist auch kaum dorthin zu gelangen. Elisa kommt aus Karlsbad, wohin auch Dorothea von Löbichau aus geflüchtet war. Dort hatten die beiden Schwestern ihr gemeinsames Patenkind Theodor Körner nach seiner Verwundung bei dem heimtückischen Überfall auf die Lützowsche schwarze Legion, mitten im Waffenstillstand, betreut. Er war dann wieder, dürstend nach Rache und Vergeltung, zu seiner Truppe geeilt, um am 26. August im Gefecht von Gadebusch zu fallen.

Dorothea aber hatte sich nach dem Waffenstillstand wieder nach Löbichau begeben. Als dann der Krieg von neuem losbrach, war sie nach Heidelberg und zu ihrem Schwieger-  
sohne nach Hechingen geflohen.

In Nachod hält es Wilhelmine nicht. Zu lange braucht ihr laufender Briefwechsel mit Metternich nach Teplitz und zurück. Sie muß wieder den Nachrichten und Ereignissen näher sein. Schon am 24. August erwartet man sie wieder in Prag. Wieder werden im Waldsteinpalais für sie Zimmer hergerichtet, und diesmal, da Graf Waldstein selbst zur Ehrengarde des Kaisers abgeht, bessere und ausgedehntere Räume als das letzte Mal, nach dem Garten zu.

Wilhelmine läßt so gerne auf sich warten. Endlich, am 2. September, erhält Gentz ihre Bitte, dafür zu sorgen, daß ihr um Mitternacht, wann sie anzukommen hofft, das Stadt-  
tor geöffnet wird.

In diesen Kriegszeiten ist schlecht reisen. Alle möglichen Strolche lungern auf Straßen, in Dörfern. Bis Brandeis reist Wilhelmine mit ihren eigenen Pferden. Die Postpferde, die sie von dort nimmt, sind rar und schwer zu beschaffen. So kommt sie endlich mit vielen Stunden Verspätung, nach einer höchst beschwerlichen Reise, von der sie eine Beschreibung macht, „bei welcher einem die Haare zu Berge stehen“, recht erschöpft am 3. September nachmittags in Prag an. Sie kann schon dem beiderseitigen Vertrauten der Liebe, Gentz, ver-

künden, daß sie in den nächsten Tagen ein Stelldichein mit Metternich haben werde, zu dem sie Gentz begleiten solle.

Drei Tage später fährt ihr Wagen in aller Frühe ab. Es ist eine kleine Reise nach dem Schlosse Laun, wohin sich Metternich und Wilhelmine verabredet haben. Gentz bemerkt „mit wahrer, inniger Satisfaktion“, daß sich seine „schöne und vortreffliche Gesellschafterin“ nichts weniger als ungerne auf den Weg begibt. Am späten Nachmittag trifft sich das Paar in Laun. Metternich ist in wunderbarer Stimmung, heiter, schön und voll ruhiger Hoffnung. Inzwischen haben sich die Dinge auch gut angelassen. Wenn auch der österreichische Angriff auf Dresden vor einer guten Woche mit dem Rückzug der Österreicher geendet hat, so hat doch Blücher an der Katzbach einen wichtigen Sieg errungen, und Bülow hat unter Bernadottes Oberbefehl die Franzosen bei Großbeeren von den Toren Berlins zurückgewiesen.

Schon am nächsten Tage muß Metternich wieder nach Teplitz zurück. Zur Ergänzung der Verabredung von Reichenbach müssen neue Verträge mit Rußland und Preußen geschlossen werden. Am gleichen Tage verläßt Wilhelmine mit ihrem Begleiter Laun. Nachmittags treffen die beiden wieder in Prag ein.

Einige Tage später taucht plötzlich Windischgrätz wieder einmal auf, der auch am 10. August in Prag um Metternich und Wilhelmine gewesen war. Es ist ihm wohl zu langweilig in Leitmeritz, wo seine Truppe – er ist zwischendurch Oberstleutnant im Chevauxlegers-Regiment Graf O'Reilly geworden – liegt. Es herrscht dort Ruhe wie im Frieden. Er denkt, einige Tage in dem unterhaltenden Prag verbringen zu können, wo Humboldt sein Palais Windischgrätz wieder geräumt hat. Um so erschreckter ist er, in Prag zu erfahren, daß Napoleon, der im Norden und Osten nicht weiter gekommen ist, bei Dresden aber Erfolge erzielt hat, mit seinen Truppen nach Süden, nach Böhmen vorstößt. Jetzt hat Windischgrätz seine Sorgen, ob seine Abwesenheit beim



Regiment wohl bemerkt wird und ob er es überhaupt so schnell wiederfindet. Seine Unruhe überträgt sich auf Wilhelmine, die dem netten Jungen schnell aus der Patsche helfen und ihn zurückexpedieren muß.

Der Einfall Napoleons in Böhmen wird blutig zurückgeschlagen. Das ist die Schlacht bei Kulm. Napoleon muß weichen und wird langsam aber sicher in Sachsen von drei Seiten umzingelt. Die Dinge gehen prächtig, und Wilhelmine hat keinen Anlaß, zu bedauern, daß sie bei der Kriegspartei war.

Bis sich Clemens Metternich das nächste Mal frei machen kann, wird Brief um Brief gewechselt. Die Berichte Metternichs aus dem Hauptquartier erhält Gentz, der während dieser Wochen die „Prager Zeitung“ leitet, durch die Herzogin. So weiß sie meistens das Neueste zuerst. Überhaupt ist sie voller Nachrichten. Von allen Seiten läßt sie sich sie zugetragen. Um sie bildet sich ein Kreis von Nichts- und Wichtigtuern, von allen Neuigkeitskrämern und Commères, die vom Morgen bis auf den Abend nichts tun, als die Stadt nach allen Richtungen um Neuigkeiten zu durchforschen und ihr nun ohne Unterlaß zubringen, was beim Generalkommando, bei der Polizeistelle, „bei den tausendmal tausend Russen“, bei den Bankiers eingeht, was der Baron Soundso im Kaffeehaus geflüstert hat und was die Kuriere von der Post erzählen. Die Gräfin Trogoff, Fontbrune, der wieder als Späher seiner Fürstin in Prag ist, und – siehe da! – Louis Rohan sind die wichtigsten unter ihnen. Wo könnte Louis auch fehlen, wenn sich ein Zentrum des Schwätzens bildet. Immer wieder läßt er sich Metternich wegen einer Verwendung ans Herz legen. Er fährt sogar selbst einmal zu ihm nach Teplitz. Aber was soll man mit so einem Salonhelden machen? Letztlich bekommt er ein paar kleine Besorgungen für Metternich in Auftrag, der ihn auch in späteren Jahren immer einmal wieder mit kleinen Beschäftigungen bedenkt.

So ist Wilhelmine ohne Unterlaß von Menschen umringt. Einer kurländischen Familienschwäche treu, treibt sie die

Liebenswürdigkeit selbst gegen neue Bekannte so weit, daß diese sich manchmal nach acht Tagen häuslich bei ihr niederlassen und ihr nun vom Morgen bis in die Nacht nicht mehr vom Halse gehen. Da ist der blutjunge russische Gesandtschaftssekretär Alexander Michailowitsch Obreskoff, ein Frechdachs, in dem etwas Pikantes liegt. Er hat sich bis über die Ohren in die schöne Frau verliebt. Da ist George Vernon, der spätere 4. Baron Vernon, den die anglophile Herzogin vielleicht ihrerseits heranzieht. Oft wird ihr selbst das alles zu viel, zumal wenn sie sich mit einer so ernstesten Sache wie der Betreuung der Verwundeten befassen muß, die nach dem Kulmer Kampf in Prag eintreffen und für deren Versorgung die Herzogin reiche Mittel auswirft.

Zu dieser Zeit wird Wilhelmine auch gelegentlich der General Freiherr von Langenau und sein Adjutant, ein junger Major, Graf Schulenburg, vorgestellt. Diese beiden Sachsen sind hauptsächlich dadurch bemerkenswert, daß sie, voll Verdruß über die unverständliche Treue ihres Königs zu Napoleon, ihren sächsischen Offizierdienst aufgekündigt haben und in das österreichische Heer eingetreten sind, wo Langenau sich schnell große Schätzung erwirbt.

Zwischendurch führt Wilhelmine ihren Briefwechsel mit Metternich weiter und schickt ihm dies und das ins Hauptquartier, mal eine selbstgefertigte Samtkappe à la mode, ein andermal Bouillontabletten, dann wieder den ersten Teil von Goethes „Dichtung und Wahrheit“, der vor nicht zu langer Zeit erschienen ist. Und die Kuriere bringen auch von Metternich Briefe und Pakete.

Sie hat, wie Gentz zugeben muß, „sehr gute Nachrichten“ Manchmal ziehen sich die beiden gegenseitig mit der Güte ihrer Informationen auf. Daß Bayern und der Befehlshaber des bayrischen Heeres, Graf Wrede, geneigt sind, sich den Verbündeten anzuschließen, weiß sie beispielsweise erstaunlich früh. Sie macht aber auch ihre Vorschläge. Als der Streit um den Oberbefehl der verbündeten Armeen geht, schlägt

sie dringend Bernadotte vor. Gar kein schlechter Gedanke! Er war einmal ein Feldherr von Weltruf, ist ein Draufgänger, ist an den Streitpunkten, die zwischen Rußland, Österreich und Preußen immerhin doch bestehen, uninteressiert und beinahe selbst Monarch; daher kann er sich gegenüber den anderen Herrschern, die sich im Hauptquartier festgesetzt haben, vielleicht noch am besten durchsetzen. Man wird ja sehen, was der Österreicher Schwarzenberg, der endlich den Oberbefehl bekommt, für Schwierigkeiten haben wird. Aber kann man von einem Franzosen erwarten, daß er mit Ungestüm gegen seinen einstigen Herrn und Lehrmeister antritt?

Im übrigen ist sie jetzt, anders als Metternich, der vor Optimismus strahlt, etwas skeptisch. „Sie sieht sehr klar“ und fühlt wohl, daß Napoleon nicht, wie man jetzt glaubt, mit einem Schlage zu erledigen ist.

Im Trubel des Hauptquartiers sinnt Metternich, wie er ein neues Zusammentreffen mit Wilhelmine ermöglichen kann. Irgendwie werden sich schon einmal vierundzwanzig Stunden frei machen lassen. Wieder in Laun? Wilhelmine lehnt das ab. Sie ist inzwischen zu sehr von Klatschmäulern umgeben, die gleichzeitig Aufpasser sind. Einen zweiten Ausflug wird sie nicht maskieren können. Wenn es irgend geht, soll Metternich doch heimlich nach Prag kommen. In der großen Stadt kann er am besten unerkant bleiben. Natürlich nicht im Gasthaus wohnen, im „Erzherzog Karl“ oder „im Bade“ Gents besorgt ein kleines Quartier, ohne zu sagen für wen, im Fürstenbergschen Haus, hinten im Hof, wenig bemerkt, ganz abgesondert, nahe beim Waldsteinpalais. So kann man das Inkognito schützen. Ans Stadttor wird ein Briefchen gelegt, an „Baron Binder“ gerichtet. Den Torleuten wird auf Leib und Leben befohlen, auf diesen Herrn von Binder genau acht zu haben. So wird auch eine wohlwöbliche Stadtpolizei getäuscht. Am 20. September kommt Metternich in Prag an. Am folgenden Tage fährt er wieder nach Teplitz, von seinem Adlatus Paul Esterházy begleitet.

In diesen Tagen taucht unter den Engländern in Prag eine Erscheinung von Distinktion auf, in glänzender Uniform, ordengeschmückt. In diesem Klatschneste spricht sich sofort herum, wer er ist, soweit sein Ruf ihm nicht schon vorausgeeilt ist. Notfalls nimmt man das genealogische Handbuch vor. Es ist Charles William Stewart. Den politischen Kreisen ist er besonders darum von Bedeutung, weil er als Sohn des Grafen Londonderry ein Stiefbruder des Viscount Castlereagh ist, des englischen Außenministers, der bald in Châtillon und auf dem Wiener Kongreß eine führende Rolle spielen wird. Mehr noch interessiert Charles Stewart die Militärs und die Frauen als Offizier und Kriegsheld. Drei Jahre lang war er in Spanien Generaladjutant Wellingtons gewesen, der seit seinem Siege von Vittoria der Abgott des franzosenfeindlichen Europas ist. 1813 hat Castlereagh seinen Bruder als britischen Gesandten nach Berlin geschickt. Aber, Soldat durch und durch, hat es ihn bei dem Kriege gegen Napoleon nicht in den Schreibstuben und Vorzimmern des preußischen Königs gehalten. Er hat seine Uniform angelegt, den Säbel geschliffen und ist zu den preußischen Truppen gegangen. Der Schlacht bei Lützen hatte er nur als Beobachter beigewohnt. Bei Bautzen hatte er schon seine Pistolen geladen und sich aktiv beteiligt. Er hatte an Blüchers glänzendem Kavallerieüberfall bei Haynau teilgenommen und bei Dresden eine der Redouten stürmen helfen. Als dann die Zivilisten mit ihrem Schreibkram fertig geworden waren, hatte er im Hauptquartier der Verbündeten am 26. August 1813 seinen Namen unter den förmlichen Bündnisvertrag zwischen Großbritannien, Rußland und Preußen gesetzt. Dann aber war er wieder aufs Pferd gestiegen und war den Franzosen entgegengeritten. Drei Tage später wurde er in der Schlacht von Kulm erheblich verwundet. Nun kam er nach Prag, um sich nach seiner Ausheilung ganz wiederherzustellen. Am 22. September wird er der Herzogin von Sagan vorgestellt.

Daß der Herzogin dieser Mann neben den Etappenschwätzern und klatschenden Gevatterinnen auffällt, versteht sich. Engländer sind ihr ohnehin gefährlich, und wenn sie von Natur schon dem Typus des kriegerischen Mannes zuneigt, so wohl jetzt noch mehr in diesen von Vaterlandsliebe und Feindeshaß durchglühten Zeiten. Das ist kein entzückender Junge mehr, wie Windischgrätz, für verworrene mütterliche Zärtlichkeitsgefühle. Das ist ein fertiger Mann, älter als sie selbst, umstrahlt vom Ruhme freiwilliger Heldenhaltung.

Sofort haben sich die beiden gefunden. Stewart, der nur mit einem kurzen Aufenthalt in Prag gerechnet hatte, beschließt, zwei Wochen zu bleiben. Wilhelmine stürzt sich in Unkosten, um ihm das Leben in der fremden Stadt angenehm zu machen, und der kleine Obreskoff sieht verdutzt, daß seine geliebte Herzogin nicht einmal mehr zu einem Lächeln für ihn kommt. Gentz, der sich für das Verhalten der Herzogin in Prag seinem Herrn gegenüber durchaus verantwortlich fühlt, versucht, sie zur Ordnung zu rufen, und berichtet brühwarm an Metternich, wobei er zu unserem Vergnügen die gegenseitigen begeisterten Blicke und Einladungen zum Essen als „Illegalität“ bezeichnet. Man kann eben auch sehr genau sein in puncto Verhalten der Damen. Den Lord findet Gentz – er ist doch schon völlig verösterreichert – schon wieder „im Grunde etwas langweilig“. Übrigens kürzt Stewart seinen Prager Aufenthalt dann doch wieder etwas ab. Er muß zu einem neuen Vertragsschluß in Teplitz sein.

Ist Metternich, der so gerne einen endgültigen Sieg im Herzen Wilhelminens erringen will, durch die Nachrichten über Wilhelmine und Stewart beunruhigt? Jedenfalls legt er seine Geschäfte so, daß er – kaum ist die Tinte des Teplitzer Vertrages, diesmal zwischen Österreich und England, getrocknet – am 4. Oktober für drei Tage in Prag erscheint. Er verhandelt mit dem von König Murat geschickten Gesandten und mit dem dänischen Botschafter Bernstorff.

War eine Verstimmung zwischen Metternich und Wilhelmine eingetreten: dieser Besuch macht sie wieder gut. Wilhelmine und Gentz schwärmen gemeinsam von ihrem Grafen. In einer gefühlvollen Laune zieht die Herzogin sogar aus dem Waldsteinpalais in das Fürstenbergische Haus, in eben die Räume, die Metternich bei seinem heimlichen Besuch in Prag bewohnt hatte. Gentz ist das ganz recht. So verliert sich endlich das Gelaufe und Geschnattere der „Höflinge“ Wilhelminens in den Fluren vor seinen Zimmern, das ihn ganz nervös machte.

Aber seine Sorgen hat er doch mit der Herzogin. Am 8. Oktober, am Tage nach Metternichs Abschied auf lange Zeit, vernimmt man in Prag ein loses Gerücht, daß bei dem Korps Klenau ein unglückliches Gefecht stattgefunden habe. Und bei Klenau ist der junge Windischgrätz. Wenn ihm nur nichts zugestoßen ist! Dem scharf beobachtenden Gentz entgeht Wilhelminens Unruhe nicht. Diese fatale Zärtlichkeit für Alfred! Es ist natürlich keine Liebe, kein Schatten davon, aber sobald von diesem Burschen die Rede ist, wird die Herzogin „schwach, klein und gewöhnlich“ Es reizt sie zur Wehmut, wenn sie ihn in Gefahr weiß. „Wäre er doch bloß nicht bei der Armeel!“ denkt Gentz. Was wäre er denn im Bürgerkleide und ohne die Gloriole des Krieges?! Diese fatale Zärtlichkeit für Alfred! Alles andere an der Herzogin ist doch sonst wirklich „in einem großen, kraftvollen, fast männlichen Stil“. Glücklicherweise kann sich die Herzogin bald wieder beruhigen. Windischgrätz ist wohlbehalten wie immer. Und Gentz kann im Laufe der Zeit Metternich berichten, daß auch diese kleine Zärtlichkeit ganz der großen Liebe für ihn gewichen sei.

Als Napoleon Mitte Oktober bei Leipzig entscheidend geschlagen und Metternichs Brust mit neuen Orden, sein Haupt mit dem Fürstenhute geschmückt wird, ist in Prag natürlich heller Jubel. Der Kurier mit der Siegesbotschaft kommt nachts um 1 Uhr zu Gentz. Am Abend hatte

Wilhelmine diesem noch ein Briefchen geschrieben: „Ich will Sie nicht belästigen, aber sagen Sie mir doch nur, bevor Sie schlafen gehen, was Sie von dieser schrecklichen Ruhe halten.“ Am nächsten Morgen bringt man ihr Gentz' Antwort: „Ruhe ist ein glücklicher Zustand. Ich möchte sie fast ebenso gerne finden, wie ich die Schlacht bei Leipzig gewonnen hätte.“

Gentz sieht die Herzogin in diesem Augenblick „in höchstem Entzücken und von Dankbarkeit tief durchdrungen“. Bei Leipzig haben ja nicht nur die Truppen gesiegt. Leipzig ist auch der Sieg Metternichs und sein Sieg ist Wilhelminens Sieg mit ihm und über ihn. Jetzt fällt auch ihre alte Skepsis gegenüber der Schnelligkeit der Erfolgsmöglichkeiten. Wie immer bei starken Erregungen – in Ratiborschitz war es der erste Besuch des Zaren und Metternichs, später das Bekanntwerden mit Stewart, jetzt zuerst die peinigende Stille, dann die Nachricht von dem Siege – versagen ihre Nerven. Kopfschmerzen zwingen sie ins Bett.

Von jetzt ab rücken die Geschehnisse von Prag weg. Das Hauptquartier, bei dem Metternich bleibt, zieht durch Sachsen und Thüringen immer weiter westlich, nach Frankreich zu. Wer beim Heer oder bei der Diplomatie zu tun hat, verläßt Prag endgültig. Die andere Gesellschaft hält noch zusammen. Der Briefwechsel der Herzogin mit Metternich bleibt rege. Auch Gentz berichtet nach wie vor über ihr Befinden und Verhalten. Für ihn steht jetzt Metternichs „Endsieg“ in Wilhelminens Herzensreich – „gewiß einem der herrlichsten auf Erden“ – außer Zweifel. Einmal gibt er Metternich eine Charakteristik von Wilhelmine, die verdient, im vollen Wortlaut wiedergegeben zu werden: „Mit der innigsten Überzeugung sage ich, daß die, welcher ich jetzt

täglich nahe bin, unter die Vorzüglichsten ihrer Zeit gehört. Ich habe jahrelang große Abneigung gegen sie gefühlt; je suis revenu de bien loin pour lui rendre justice; sie hat noch jetzt durchaus nichts von dem, was man Reiz nennt, für mich. Mein Urteil über sie ist also so frei, so rein, so sicher, als nur eins sein kann; ihre wahrhaft großen Eigenschaften allein haben mich unwiederbringlich für sie gewonnen und so fest an sie gekettet, als kaum die vollkommenste Sympathie es zu tun vermöchte. Ich begreife auch jetzt unbedingt, wie sie auf einen anderen, den ich verehere, wenn ich ihn selbst nicht begreife, den zu begreifen aber mein ewiges Streben ist, gerade so wirken konnte, als sie wirkte. Die ausnehmende Klarheit ihres Geistes, mit einer fast ebenso großen (bei einer solchen Frau höchst überraschenden) Klarheit, und fast möchte ich sagen, Transparenz des Gemütes vereinigt, war, neben ihrer großen Schönheit, das, was den Weg zum Herzen gefunden hat. Da in dem ganzen Wesen dieser Frau keine Spur von Empfindsamkeit, aber auch keine von Affektation irgendeiner Art zu finden, vielmehr alles an und in ihr echt und gediegen ist (dies Zeugnis will ich vor Gott und aller Welt geben), so muß jedes Verhältnis mit ihr bald einen festen und regelmäßigen Gang annehmen; und ich verstehe vollkommen, wie, wenn man einmal angefangen hat, sie zu lieben, man so bald nicht wieder aufhören kann.“

Der Briefwechsel zwischen Metternich und Wilhelmine von Sagan ist nicht auf uns überkommen. Metternich hat ihr ihre Briefe an ihn später zurückgegeben. Sie hat sie – einen ganzen Packen – später einmal ihren Pflügetöchtern gezeigt und teilweise vorgelesen. Dann hat sie alles vernichtet. Nur von der Wirkung eines besonders hervorragenden der Briefe Metternichs haben wir ein Zeugnis. Er hat ihn geschrieben, bevor er den eben wiedergegebenen Bericht vom 5. November erhielt. Als Gentz das Zimmer der Herzogin zu seinem fast täglichen Besuch betritt, hält sie ihm mit jubelndem



Gesicht den Brief entgegen. Er muß sich setzen. Sie muß ihm daraus vorlesen. Aber als sie beginnt, sind es doch lediglich zwei Stellen, die selbst er nur hören darf. Und auch dieses Vorlesen ist so zögernd, daß Gentz noch Unterschleife vermutet. Ein wahrhaft köstlicher Brief, der an Liebenswürdigkeit und Innigkeit alles übertrifft! Freudestrahlend erklärt sie: „Jetzt ist man gewiß mit mir zufrieden“ und fügt hinzu: „Und man hat auch Ursache, es zu sein!“

Wir kennen Metternichs Briefstil genau und kennen auch die Art seiner Liebesbriefe. Daher wäre es nicht schwer, den einen oder den anderen der vielen belegten Briefe Metternichs an Wilhelmine zu rekonstruieren. Aber das wären Kombinationen, die über die einem Biographen erlaubte und notwendige Freiheit hinausgingen.

## 19

Zwei Wochen später berichtet Gentz noch einmal kurz an Metternich: „Die Herzogin ist sehr glücklich und verdient es.“

Täuscht sich da aber der gute Gentz nicht, der so leicht von einem Extrem ins andere fällt, der Theoretiker, der von Frauen so gar keine Ahnung hat? Metternich hat da ein feineres Empfinden; er kann sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Wilhelminens Briefe sind so seltsam überschwänglich. Das paßt nicht recht zu ihrer kühlgeistigen Art. Man könnte meinen, irgendein Bedauern, ein Mitleid, ein Schuldgefühl bei ihr rufe solche Töne hervor. Und dann schreibt sie von festeren Bindungen, die Metternich ihrem Verhältnis geben solle, von offenem „Sichzueinanderbekennen“. Denkt sie etwa an eine Heirat? Denn seine erklärte Geliebte kann sie doch nicht werden wollen! Aber Heirat – welch ein unsinniger Gedanke! Er, der Staatskanzler Fürst von Metternich, soll seine kluggesponnene, kindergesegnete

Ehe zerreißen, die Grundlagen seines Lebens und seines Seins zerstören? Scheidung hieße für ihn, in ein anderes Land gehen, wo es diese Einrichtung überhaupt erst einmal gibt, alle seine österreichischen Ämter niederlegen, hieße auf die Kaunitzsche Erbschaft verzichten, sich mit den eigenen christkatholischen Eltern überwerfen. Das sind doch Hirngespinnste! Er liebt Wilhelmine, liebt sie sogar sehr, so stark, wie er seit seiner Jugend keine Frau mehr geliebt hat, liebt den Körper nicht weniger als den scharfen, ehrlichen Geist, ihren Stolz, ihre Haltung, den ganzen Menschen, wie er ist und wirkt. Aber er, Clemens Metternich, wird sich doch einer Frau wegen nicht ruinieren. Umgekehrt, umgekehrt höchstens. Soll er denn seiner Lebtag als Landjunker in Königswart oder Ochsenhausen oder gar als Prinzgemahl in Sagan herumstolzieren? Lächerliche Gedanken, all das. Es gibt nur eines: Wilhelmine muß zur Vernunft gebracht werden. Alles muß bleiben, wie es ist. Eine große heimliche Liebe. Es wäre doch die erste Frau, die er nicht wenigstens so weit bekommen und dort halten könnte.

Aber schreiben kann man das nicht. Geschriebene Worte wirken leicht so hart, wenn man sie auch noch so fein feilt. Da kann nur einer helfen. Der Vertraute dieser Liebe, der allgewandte Gentz, muß das in Ordnung bringen, das zurechtbiegen, das Wilhelmine klarlegen. Er bestellt Gentz zu sich ins Hauptquartier.

Gentz verläßt Prag nach „vier der schönsten Monate seines Lebens“ am 4. Dezember, noch ohne recht zu wissen, welcher Auftrag seiner harrt. In Freiburg im Breisgau erreicht er an dem Tag, an dem dort Kaiser Franz festlich einzieht, das Hoflager und Metternich. Er erhält seine Weisungen und ist am 29. Januar 1814 wieder in Wien.

Dorthin hatte sich Wilhelmine begeben, kurz nachdem Gentz Prag verlassen hatte. Nach halbjähriger Abwesenheit findet sie ihre liebe Wienerstadt verändert vor. Alles, was etwas bedeutet, was kriegerischen Glanz oder politischen

Verstand hat, ist fort, nach Frankreich zu. In Wien sind nur ein paar Diplomaten und ungeheuer viel Klugredner geblieben, Leute, die mit einem Gähnen die Bourbons schon wieder einsetzen, und andere, die eigentlich schon wieder alles falsch finden, Krittler, Angstmeier. Kein Mensch fragt, was geleistet worden ist. Vertrauen hat keiner. Wird man sich auch nicht mit zu wenigem begnügen? Wird man auch nicht zuviel haben wollen? Ein schreckliches Geweimere und Wichtiggetue, unerträgliche Schwätzerereien von Leuten, die weder gut unterrichtet sind, noch politisch denken können. Gentz ist unter ihnen noch einer der besten; aber auch er schwankt wieder einmal von einer Überspitzung zur gegenteiligen, je nach der Neuigkeit, die er gerade hat. Angewidert zieht sich Wilhelmine zurück. Es bleiben ihr nur ihre Briefe an Metternich und dessen Berichte. Durch diese weiß sie wirklich einigermaßen, was vorgeht, soweit man die Dinge vom Tage aus beurteilen kann. Diese Nachrichten gibt sie täglich an Gentz weiter. Mag der damit hausieren gehen und sich mit all den überklugen Besserwissern herumzanken. Sie ist nicht in der Stimmung dazu.

Wilhelminens Verdruß steigert sich noch weiter durch eine Klatscherei, die peinlich ist. Sie hat wohl kürzlich dem inzwischen wieder abgereisten Vicomte de Bruges, einem Royalisten, der nach Wien gekommen war, um Stimmung für die Wiedereinsetzung der Bourbons zu machen, angedeutet, daß Österreich, daß Metternich nach seinen Briefen an sie nicht abgeneigt sei, eine Hilfe für die Bourbons in Erwägung zu ziehen, Bruges hat geplaudert, und nun erzählt man sich in Wien: „Haben Sie schon gehört? Die Herzogin von Sagan hat Bruges einen eigenhändigen Brief von Metternich gezeigt, in dem dieser ihr schreibt, Österreich werde die Bourbons nach allen Kräften unterstützen“ Wenn so etwas nun Metternich hört, was muß er dann denken! Daß sie seine Briefe herumzeige und seine geheimen Gedanken austratsche. Es ist zu ärgerlich!

So, mit Mißmut über Wien erfüllt, sind auch ihre Briefe an Metternich. Gentz bestätigt, daß sie die Wiener Gesellschaft richtig beurteilt. Und was Gentz' eigene Klugschnakereien anlangt, die dem Staatskanzler von mehr als einer Seite zugetragen werden: Metternich bittet Wilhelmine, Gentz, wenn sie ihn wieder einmal „Sprüche machen“ höre, zu verstehen zu geben, daß er schon im Hauptquartier selbst sein müsse, um die politischen Ereignisse vernünftig beurteilen zu können. Nur durch seine Unkenntnis der Dinge entstehe das Auseinanderfallen der Gentzschen Grundsätze und des Weges Metternichs.

Gentz hat gleich nach seiner Ankunft in Wien nicht nur seine Funktion, laufend von dort zu berichten, angetreten. Er hat auch seine Sendung in Angriff genommen, die Herzogin zur Vernunft zu bringen. Aber er ist übereilig, wenn er am 5. Februar, nach einer langen Unterredung mit ihr, überschwänglich glaubt und „privatissime“ schreibt: „W. lebt nur noch in Ihnen; und Sie regieren unumschränkt in ihrem Herzen. Dies ist eine Wahrheit, für welche ich meine Seele verbürgen kann; und – was noch besser als alles ist – eine Wahrheit, die nie aufhören wird, eine zu sein. Dies Verhältnis trägt den Stempel der Ewigkeit und kann niemals zerfallen. Es ist kühn, einem Manne, der sich durch die größten Taten der Unsterblichkeit versichert hat, zu sagen, daß es in ihm etwas noch Höheres gibt, als was die Nachwelt am Minister bewundern wird. Und doch zwingt mich meine Überzeugung, dies zu sagen. Mehr noch, als in allen Ihren politischen Maßregeln, habe ich in der Art, wie Sie jenes Verhältnis geführt, nicht bloß die Herrlichkeit Ihres Gemütes – dieses wäre leichter zu begreifen –, aber selbst die Übermacht Ihres Geistes erkannt. Was Sie hier in sechs Monaten geschaffen haben, ist in meinen Augen wunderbarer als alles. Denn Sie haben nicht bloß den Tempel und das Priestertum, sondern in einem gewissen Sinne des Wortes auch den Gegenstand des Kultus, auch die Gottheit selbst

gebildet, die unter Ihrer meisterhaften Pflege das erst geworden ist, wozu der oberste Schöpfer nur den Stoff verliehen hatte.“

So liegen die Dinge nun doch nicht. Das sieht Metternich. So können sie nicht liegen. Gentz verwahrt sich zu stark vor dem Vorwurf der Liebedienerei, als daß er sich ihrer nicht schuldig fühlte. Die Briefe Wilhelminens sagen ganz anderes aus. Sie sind matt, weinerlich, unzufrieden. Gentz hat eben versagt.

Dieser ist, als Metternich ihm diesen Eindruck vermittelt, sofort wieder voll eifriger neuer Erklärungen. Zunächst sei Wilhelmine in einem Zustande fast beständigen körperlichen Leidens. Ihre Migränen rissen eigentlich kaum je ab. Daß sie trüb und verstimmt sei, wie könne das anders sein? In ihrer Umgebung sei nichts, was sie erheitern könne. Ihr Leben sei eintönig und leer. Nur Metternichs Briefe hätten für sie noch Reiz, und auch dieser Reiz könne die matten oder unmutigen Stunden nicht ausfüllen. Wilhelmine sei für ein regelmäßiges, ruhiges, reines, heiteres Verhältnis noch nicht genügend diszipliniert. Sie habe ihre früheren Jahre unter ungestümen Leidenschaften verlebt, die ihr nie etwas anderes als einen kurzen, krampfhaften Genuß, dann wieder eine lange Reihe von Qualen bereitet hätten; wenn sie überhaupt für das Glück noch empfänglich sei, werde sie in dem Sonnenschein eines vertrauten Umganges mit Metternich erst aufblühen. Vor dessen Rückkehr nach Wien sei keine günstige Veränderung in ihrem Gemüte zu erwarten und folglich auch nicht jenes lebendige Feuer in ihren Briefen, das Metternich vermisse

Die Verdrießlichkeit, die Unruhe, das Unbefriedigtsein Wilhelminens liegt letztlich nicht an der Langweiligkeit der Gesellschaft, nicht an deren Klatscherei, deren geringem

Geistesstand, auch nicht einfach an der Abwesenheit Metternichs. Wilhelmine spürt: Metternich will ihr nicht geben, was sie braucht, nämlich sich selbst, ganz und gar, und sie kann nicht das bleiben, wieder das werden, was sie ihm war, heimliche Geliebte.

Sie sieht durchaus die Schwierigkeiten für Metternich. Aber sie hält sie nicht für unüberwindbar. Gut, soll Metternich Österreich verlassen! Nur etwas Phantasie, Clemens! Sie hat im Norden Europas genug Menschen kennengelernt, die ein neues Land ihrer Wirksamkeit gefunden haben. War nicht der schwedische Kronprinz ein französischer General gewesen? Haben nicht Deutsche und andere Ausländer in Rußland höchste Staatsstellen inne? Kann Metternich nicht in Polen eine Hauptrolle übernehmen? Im Norden und Westen Deutschlands gibt es Länder genug, die einen Staatsmann von Format brauchen. Ist der Freiherr vom Stein etwa Preuße gewesen? Der preußische Staatskanzler Hardenberg, Hannoveraner von Herkunft, ist alt und müde. Wird Preußen, dem wohl die Rheinlande zufallen werden, nicht einen Rheinländer annehmen können, dessen Frau preußische Lehenfürstin ist? Dann wäre Wilhelmine sogar bereit, Vergangenes, das ihr der König angetan hat, zu vergessen. Es waren schon ganz andere Dinge in den letzten zwanzig Jahren möglich gewesen. Wilhelmine als Nordländerin und Protestantin kann sich nicht vorstellen, daß man im österreichischen Lebensraum, zu dem Metternich fast schon durch Geburt gehört und in den er dann völlig hineingewachsen ist, solchen Plänen nicht folgen kann.

Sie sieht in Metternich einen Meister der Staatskunst und Diplomatie. Sie weiß: er liebt sie, so sehr er lieben kann, also nie ohne Vorbehalte. Sie fühlt, daß das ein Mann ist, mit dem verbunden und verbündet ihr Leben Erfüllung fände. Und darum beschließt sie, noch einen großen Versuch zu machen. Metternich ist jetzt, nach der Einnahme von Paris und Napoleons Abdankung, mit den verbündeten Monarchen in der

französischen Hauptstadt. Dort wird über den Frieden verhandelt. Zar Alexander hat im Hotel Talleyrand Quartier genommen, bei Mutter und Schwester. Der Zar und der preußische König werden dann nach London gehen, und Metternich wird sie begleiten.

Hier sieht Wilhelmine Möglichkeiten. Von Paris und London aus werden die Dinge vielleicht auch für Metternich ein anderes als nur ein österreichisches Gesicht haben. Dort ist er einmal aus dem Wiener Klüngel losgelöst und, nach geschlossenem Frieden, ohne Hast, Bedrängung, Beratungen. Dort wird Wilhelmine Freunde um sich haben, die in anderen Maßstäben denken als in k. k. österreichischen und die ihre Pläne schon eher verstehen und unterstützen werden. Dort sind die ehrgeizige Mutter, die kleine Schwester, beide von großem Einfluß auf Talleyrand, der nach Napoleons Abgang das Heft an sich gebracht hat. Hat Talleyrand, der den Character indelebilis eines Priesters, eines Bischofs trägt, nicht auch für sich beim Papst die Erlaubnis zu einer Ehe durchgesetzt?

In London wird allerdings dann kein naher Helfer für Wilhelmine sein. Aber dort wird dann auch nicht Kaiser Franz Metternich täglich an seine Zugehörigkeit zu Österreich erinnern. Dort wird aber der Zar, bei dem sich Wilhelmine schon etwas erbitten könnte, weilen und der König von Preußen, der es sicher nicht ungern sähe, wenn Wilhelmine seinen Hof schmücken und ihre schlesischen Einkünfte in Preußen verzehren würde.

So beschließt Wilhelmine Ende April 1814, nach Paris und England zu reisen. Die Frage ihrer Begleitung taucht auf. Allein, nur mit der Dienerschaft, kann damals eine Dame kaum eine weite Reise unternehmen, geschweige denn eine Herzogin in so unruhigen Zeiten durch militärisch besetzte Länder. Zu dritt, mit den beiden Schwestern, ginge es schon eher. Zusammen erhält ihr Erscheinen erst das rechte Gewicht. Die Schwestern sind begierig, den berühmten Talley-

rand kennenzulernen, der so eng mit Mutter und Schwester verbunden ist, und die Entwicklung Frankreichs an Ort und Stelle zu beobachten. Dann werden sie in Wien erzählen und mitreden können. Vielleicht können sie auch der Mutter helfen. Jeanne nimmt noch eine Bekannte, eine Gräfin Plettenberg, mit. Aber gut wäre noch ein männlicher Begleiter.

Wilhelmine bittet Gentz um diesen Dienst. Anfangs gefällt ihm der Plan, aber bald besinnt er sich. In einem Brief an Metternich legt er entschuldigend die aussprechbaren Gründe dar, die ihn in Wien festhalten. Mit heimlichem Vorwurf erklärt er, sich nicht aufdrängen zu wollen, nachdem er seit einiger Zeit keine Nachricht mehr von Metternich erhalten und dieser auch nicht einmal in seinen Briefen an Wilhelmine sich seiner erinnert habe. Er wolle auch nicht seinen Wiener Auftrag im Stich lassen, wo er doch wenigstens manchmal Nutzen stiften könne. Er müsse ferner etwas für seine Gesundheit tun. Vielleicht lohne auch der Geldaufwand nicht. In Wahrheit wird es hauptsächlich seine Bequemlichkeit sein, die ihn zu der Absage veranlaßt; was soll er als fünftes Rad am Wagen lediglich den Reisemarschall spielen?

Da er bietet sich eifrig Frederic James Lamb, englischer Legationssekretär in Wien, als Begleiter. Er ist mit Lord Aberdeen, dem neuen englischen Gesandten am Kaiserhofe, nach Österreich gekommen. Schon in Prag hatte Wilhelmine Lamb kurz gesehen. Einer ihrer dortigen Gefolgsleute, George Charles Vernon, der auch mit Aberdeen gekommen war, hatte ihn dort bei ihr eingeführt. In Wien waren Vernon und Lamb in den engeren Kreis um die Herzogin aufgenommen worden. Für sie haben Engländer immer etwas besonders Anziehendes. Ruhig, ohne viele Worte, aber geradeaus im Denken und Fühlen. Oft von eigenartigen Sitten. Aber mit weltweitem Hintergrund und soliden Landsitzen und Konten.

Warum soll der hübsche, sympathische Lamb nicht ihr Begleiter sein? Mit seinen zweiunddreißig Jahren ist er in die



Herzogin verschossen, und sie ist nicht die Frau, solche Huldigungen von sich zu weisen. Er wird ein braver, folgsamer Geleitsmann sein und den drei Schwestern in London manches Haus öffnen können. Sein Vater ist der Viscount Melbourne und seine Mutter die berühmte Lady Melbourne, immer wieder von Reynolds gemalt und auch in ihrem Alter noch eine Sonne der englischen Gesellschaft. Melbourne House ist in London eines der reichsten und glänzendsten, der geistige Mittelpunkt der Whigs neben dem Palais von Lord und Lady Holland. Man wird dort mitten in der großen Londoner Gesellschaft sein. Den Brüdern Lamb, William, dem älteren, dem Erben des Melbournetitels, und George, dem jüngeren, sagt man ja eine große Zukunft voraus. William war schon Parlamentsmitglied. (Später wird er durch lange Jahre englischer Premierminister sein, und eine große Stadt wird seinen Namen tragen.) Von Williams Frau – heißt sie nicht Caroline Lamb?, ist sie nicht die Tochter von Lord Bessborough und die Nichte der Herzogin von Devonshire? – ist so viel die Rede. Man erzählt, sie sei die Geliebte Lord Byrons gewesen. Man wird vielleicht Byron kennenlernen, der durch seinen „Childe Harold“ der bewundertste Mann Londons geworden ist. Klingt sein berühmter Name nicht wie der eigene? Seinen soeben erschienenen „Corsar“ hat kürzlich Vernon Wilhelmine übergeben. Sie freut sich wirklich, daß Lamb nach London mitkommt. Das wird ein anderes Leben sein als in dem zum Gähnen langweiligen Wien.

Auch Gentz verspricht sich von dieser Reise viel für Wilhelmine, weil es „sie in andere Verhältnisse setzen und den Rost, den der träge, unschmackhafte Aufenthalt in Wien um ihr Gemüt gelegt habe, auflösen werde“. Er verspricht sich auch viel für Metternich. Er ahnt nicht, wie es eigentlich um die Herzogin steht.

Als er aber hört, daß Lamb sie begleiten wird, erschrickt er. Eifersüchtig für seinen Fürsten, hat er diese neue Be-

ziehung schon lange beobachtet, mißbilligt und berichtet. Wie kann die Herzogin auch nur den Anschein erwecken, als bestehe zwischen ihr und Lamb eine „Illegitimität“ Siehe Stewart! Für ihn ist Lamb, wie fast jeder Engländer, natürlich wieder nur eine „abgestandene Wassersuppe“.

Am 8. Mai ist der Aufbruch. Nach wenigen Tagen merkt Lamb, der sich offenbar von seinen Aufgaben auf dieser Reise falsche Vorstellungen gemacht hat, daß er wirklich nur Schützer und Geleiter sein soll. Mit leichtem Lachen wehrt Wilhelmine sein Drängen ab. So war das nicht gedacht, Sir Charles! Lamb bekommt einen roten Kopf. Plötzlich ergibt sich, daß dringende Arbeiten seiner harren. Leider, leider! Aber er muß schleunigst nach Wien zurück. Er wird Wilhelmine und ihren Schwestern alle Empfehlungsbriefe und alle Grüße mitgeben, die sie für England brauchen. Das wird fast ebenso gut sein, wie die persönliche Einführung durch ihn. Er hat es sich hin und her überlegt. Er ist untröstlich. Aber er kann nicht mitkommen.

In Wien, wo Lamb nach einer guten Woche wieder eintrifft, vermeidet er, von dieser Reise zu sprechen. Er erzählt nur, daß er sich als Nachfolger Aberdeens betrachte, der von Paris, wo er mit den anderen Staatsmännern weilte, nicht mehr nach Wien zurückkehren werde.

21

So reisen nun die kurländischen Schwestern doch allein. Wilhelmine nimmt den Zwischenfall nicht schwer. Ein kleiner Stachel aber ist doch in ihr geblieben. Was geht denn vor? Ist es schon so weit, daß die Männer ihr leichtsinnige Liebschaften zumuten zu dürfen glauben?

In Paris kommt man reichlich spät an. Die Friedensverhandlungen stehen vor dem Abschluß. Wenige Tage nach der Ankunft, am 30. Mai, wird der Vertrag schon unter-

zeichnet, und sofort beginnt der allgemeine Aufbruch. Die meisten Staatsmänner und Generale gehen nach London, wo der Frieden feierlich verkündet werden soll und der Prinzregent Feste und Feiern vorbereitet hat. Ihre Pariser Hilfstruppen kann Wilhelmine so in ihrem Ringen um Metternich nicht mehr einsetzen. Sie bleibt noch etwas länger in Paris als die anderen. Dann aber muß sie Metternich nach.

In London stellt sie ihn. Drei Wochen verbringen die beiden dort gemeinsam. Die große Auseinandersetzung nimmt sie ganz gefangen. Selbst der Briefwechsel mit den Vertrauten, der in damaliger Zeit eine so wichtige Rolle im Tagesablauf spielt, ruht. Gerade nur zu den wichtigsten Empfängen und Besprechungen begibt sich der österreichische Staatskanzler. Wenn er so verhindert ist, besucht Wilhelmine ihre englischen Freunde. Sie besucht Melbourne House mit seinen interessanten Menschen und trifft dort auch Lambs Schwester Emilie, die spätere Lady Palmerston. Sie macht Byrons Bekanntschaft. Einmal, bei Stewart, sitzt sie neben der Gattin des russischen Gesandten in London, der Gräfin Dorothea Lieven, die sich vier Jahre später noch sehr gut an diese schöne Frau erinnert.

Durch ihre Zurückgezogenheit fällt keiner der beiden den Engländern und den Freunden vom Festland auf. Metternich fühlt sich von den Staatsgeschäften beurlaubt. Er hat nun in eigener Sache zu tun.

Wenn bei dieser Zurückhaltung des Paares auch keine Aufzeichnungen aus diesen Wochen erhalten sind, so können wir uns doch vorstellen, wie die beiden – um nicht aufzufallen in bescheidener Verkleidung – durch die Straßen fahren, die berühmten Schlösser, Gärten und Sammlungen besuchen, wohl auch einmal für einen Tag nach Oxford reisen, das Metternich zum Ehrenbürger und Ehrendoktor ernannt hat.

Nun, Fürst Clemens, bewähre Deine diplomatische Kunst! Nun ist Deine Sache, an der Gantz scheitern mußte, auf Dich

allein gestellt. Hier gelten andere Mittel als zwischen den Staaten, hier gibt es keine Koalition, hier gibt es keine Kraft außer einem selbst, hier steht Mensch gegen Mensch.

Und auch Du, Wilhelmine, mußt jetzt zeigen, wie Du geworden bist in all den Jahren. Hier mußt Du Deine Persönlichkeit einsetzen in Liebe und Kraft, in Nachgeben und Fordern, um diesen Mann ganz zu gewinnen. Indes die Schwestern mit Humboldt Schals und Stoffe einkaufen, kämpfen die beiden in Zärtlichkeit und Verlangen, in Selbstbewußtsein und Hingabe umeinander, jeder mit einem anderen Ziel. Es zeigt sich, daß keiner von beiden nachgeben kann.

Da die Fronten unerschüttert bleiben, müssen auch die Möglichkeiten, einen Sieg Wilhelminens auszugestalten, ungenutzt bleiben. Der preußische König ist ohnehin schon wieder abgereist, um seine zurückgewonnenen Neufchäteler sich huldigen zu lassen, und der Zar ist mit den vielen jungen schönen Engländerinnen – Humboldt kann sie nicht genug rühmen und sieht sie als einzigen Reiz der Gesellschaften an – und besonders mit Lady Jersey viel zu sehr beschäftigt.

„Siehst Du, Clemens“, sagt Wilhelminens warme Altstimme mit kaum merklichem Zittern, „Du hast also keinen Mut, Dein Leben neu aufzubauen um meinetwillen und mir zu opfern, was Du geworden bist. Ich aber kann Dir nicht mein Leben und Sein opfern. Deine erklärte Geliebte kann ich nicht sein, und diese Heimlichkeit ertrage ich nicht mehr. Darum laß uns vergessen, was war. Es war schön und beglückend. Nun muß es zu Ende sein. Sei vernünftig, Clemens! Wir wollen nebeneinander leben wie vor Jahren, als Freunde, als gute Bekannte. Es wird manchmal ein bißchen weh tun, Dir und mir, aber es gibt keinen anderen Weg.“

Metternich schweigt endlich dazu. Er hat in seinem Leben nun schon zu oft gesehen, daß die Zeit so vieles ändert. Er ist still und glaubt, daß die Stunde seines Sieges doch noch einmal kommen werde.

Mit dem Juni endet auch die Festzeit in London. Am 1. Juli segelt Metternich mit Humboldt in mond heller, schöner Nacht von Dover nach Boulogne, wo ihn sein Wagen schon erwartet. Am 17. trifft ihn Gentz, der ihm entgegengefahren ist, in Melk. Am 20. wird ihm vor der Wiener Staatskanzlei eine feierliche Nachtmusik dargebracht.

Wenige Tage darauf treffen die drei Kurländerinnen auch wieder ein. Auf dieser Rückkehr erkennt Wilhelmine es klar: Diese Sache steht vor ihrem Ende, und so muß es sein. Es ist für sie kein Ende unter Qualen; dafür sind nordische Frauen zu herzenskühl. Pallas Athene war nie stark im Lieben. Aber es ist auch kein Ende, das keine Spuren in ihr hinterlasse. Es hat sich um eine Entscheidung ihres Schicksals gehandelt. Wer weiß, ob sich ihr je noch eine andere, des Kampfes werthe und gewinnbare Möglichkeit bietet?

Kopf hoch, Wilhelmine! Klage nicht! Vorbei, vorbei! Es lohnte nicht, Clemens ist nicht zu einem großen Opfer bereit. Man ist doch keine wie die anderen, wie die Bagration, die Murat, die Junot. Blicke vorwärts, Wilhelmine! Denke nicht mehr daran!

Baden, knapp zwei Wagenstunden von Wien am Fuße des Wiener Waldes gelegen, war vor zwei Jahren wieder zu dem bevorzugten Sommeraufenthalt der Wiener Gesellschaft geworden. Metternichs hatten damals dort gelebt und auch das Kaiserpaar selbst. Im letzten Jahre war Krieg gewesen. Jetzt, 1814, ging man von Wien sommers abermals nach Baden. In Paris hatte man verabredet, sich in Wien zu einem Kongreß zusammenzufinden, wo die zahllosen durch Napoleons Sturz aufgeworfenen Fragen zur Neuordnung Europas und besonders Deutschlands besprochen werden sollten. In Baden konnte man bequemer die Ankunft der fremden Monarchen und Staatsmänner warten, als beispielsweise in

Teplitz, das ohnehin noch die Spuren der Kriegszeit, des Quartierlebens und der Lazarette trug. In Baden waren jetzt die Fürstin Metternich mit ihren Kindern, die Fürstin Bagration, die Gräfin Fuchs, Mr. Lamb, jetzt englischer Geschäftsträger in Wien, natürlich auch Gentz, und viele, viele andere, die zur Gesellschaft gehörten.

Fürst Metternich begibt sich kurz nach seiner Rückkehr zu seiner Familie. Aber er findet sich da nicht mehr zurecht. Wilhelmine geht ihm nicht aus dem Kopf. Daß er auch bei dem langen vertrauten Zusammensein mit ihr in London nicht den endgültigen Sieg errungen hat, der ihm schon so lange als sicher vorschwebte, ist für ihn eine Niederlage. Und Niederlagen bei Frauen ist er nicht gewohnt. So wird er unruhig. Sein Optimismus ist zum erstenmal erschüttert. Immer und immer muß er darüber nachdenken. Je mehr er aber grübelt, um so mehr erhitzt sich sein sonst so kühler Kopf. Er muß diese Frau gewinnen, sie ganz und gar an sich ketten. Sie erscheint ihm als sein guter Geist. Seit er sich mit ihr verbunden hat, seit er ihr gefolgt ist, hat sich alles zu unwahrscheinlichem Glück und Erfolg gewendet. Er glaubt jetzt an diese Frau, und ihre Zurückweisung reizt ihn nur noch mehr, sie zu erobern. Er kann diese Göttin des Glückes nicht mehr von seiner Seite lassen.

Nicht als ob er das Verdienst für Entschluß und Tat nicht sich selbst zuschriebe. Es anderen zuzugestehen, davon ist er weit entfernt. Und auch wir wollen diese Darstellung nicht so auffassen, als ob die Herzogin von Sagan die maßgebliche Figur des Stückes und Metternich allein von ihr geleitet gewesen sei. Wir wollen nur erkennen, daß die Einflüsse, die sie geltend machen konnte, ohne Zweifel ihre Bedeutung, und zwar eine erhebliche Bedeutung hatten, gleichgültig, ob sich die Herzogin bewußt für eine Sache einsetzte oder sich, wie von nun an, bewußt fernhielt.

In seiner Überreizung verliert Metternich langsam die Kraft, die ihn bisher getragen hat, das Wartenkönnen auf den

richtigen Augenblick, den Gleichmut, alles sich entwickeln zu lassen und dabei der große Herr zu bleiben, der mit leicht spöttischem Verstehen, mit fröhlicher Höflichkeit auf das Menschentreiben herabsieht. Nun ist er selbst getroffen vom Leben, dieser Glückspilz, dieses sonnige Gemüt, dem alles so einfach und selbstverständlich erschienen war. In was hat er sich da eingelassen? Wilhelmine entzieht sich ihm, und er kommt nicht von Wilhelmine los.

Metternich ist kein „langweiliger“ Engländer, keine „abgestandene Wassersuppe“, die nichts sagt. Im Gegenteil: er sagt sehr viel. Reden und durch Reden bezaubern können ist eine seiner wichtigsten Gaben, die ihm geholfen hat, eine Zeit, die diese Gabe schätzt, zu erobern. Er kann nicht schweigen und eine Sache mit sich selbst abmachen. Sein Herz drängt auf seine Lippen. Das erste, was Gentz zu hören bekommt, ist die ganze Entwicklung seiner Stellung zu Wilhelmine. Immer wieder berät sich Metternich mit ihm, sucht in diesen Gesprächen diese Frau zu ergründen, zu finden, wie er ihr doch noch beikommen, sie doch noch gewinnen kann. Es ist, als ob die beiden ein schwieriges diplomatisches Problem zu lösen hätten. So erwägen sie alle Möglichkeiten, das Für und Wider, die Konstellation, hin und her. Nur eilig ist es dem Fürsten. Er hat auf einmal keine Geduld und Zeit mehr. Es beschäftigt und quält ihn zu sehr. Er hat sich so in diese Gefühle und Gedanken hineingesteigert, daß er kaum mehr an etwas anderes denken kann. Gentz ist ganz erschreckt von dieser Leidenschaft.

Wilhelminens Standpunkt ist ganz fest und klar. Sie hat ihre Bedingungen gestellt. Nimmt Metternich sie doch noch an – und innerlich zittert sie danach –, so wird es ein Glück ohne Maßen sein. Jedenfalls wird sie ihm den Abschied nicht

leicht machen, indem sie ihm fernbleibt. Sie wird im Gegenteil glänzender und verlockender denn je erscheinen.

Nach ihrer Ankunft in Wien begibt sie sich sofort nach Baden. Dort ist auch ihr Platz. Hier muß sie heller strahlen als je. Im Hause Eichelberg mietet sie eine Wohnung, gleich zwei Appartements, um ein recht großes Haus führen zu können. Vergessen soll man sie nicht. Sie wird ihre ganzen Geldquellen ausnutzen, wird einen kleinen Hof um sich bilden. Sie wird zeigen, daß sie nicht irgendwer ist.

Einer der ersten, den sie bei dieser kurzen Besichtigung in Baden trifft, ist Gentz. Eifrig und mit einer Vertraulichkeit, die seinen ganzen Mangel an Takt in Liebesdingen zeigt, sucht er für Metternich zu sprechen. Hofft er, auf einer kurzen Wagenfahrt mehr zu erreichen, als Metternich während dreier Wochen in London? Wilhelmine ist äußerst kühl zu ihm.

Am Abend trifft sie wieder in Wien ein, um die Vorbereitungen für den Badeaufenthalt zu treffen. Am nächsten Tage, montags, erhält sie einen Brief von Gentz, den dieser noch in der gleichen Nacht geschrieben hat. Bitter beklagt er sich darin über ihre Haltung gegen Metternich und auch gegen sich selbst. Er schreibt „sehr energisch“ „Dankbarkeit“, „Pflichten“ sind die Stichworte, die er bringt. Er versucht es einmal auf eine neue Weise, Wilhelmine zur Raison zu bringen.

Was denkt sich dieser komische Herr Gentz eigentlich? Am Dienstag, am 26. Juli, hat er schon seine Antwort. Die ist allerdings in Hochmut und Spott gebadet. „Mein lieber Herr Hofrat!“ beginnt sie, sehr von oben herab, und dann trifft ein Pfeil nach dem anderen seine Eitelkeit. So etwas gibt allerdings schlechte Laune. Ein wirklich insolenter Brief. Er eilt damit zu Metternich, um ihm diese Geschichte zu erklären.

So viel gekränkte Eigenliebe kann nur ein inneres Lächeln hervorrufen. Regelrecht verpatzt hat der gute Gentz da wie-



der mal alles. Metternich hat seine liebe Not, ihn zu beruhigen, und vergißt darüber, was das Lächeln von seinem Ärger zurückließ. „Das werden wir schon wieder in Ordnung bringen.“

Baden ist nahe bei Wien. Man kann schnell hin- und herfahren, ist bald in der Stadt, bald im Bad. Am 30. Juli findet in Wien ein großes Diner bei dem Fürsten und der Fürstin Metternich statt. Dazu ist auch Wilhelmine geladen. Hat sich auch die Lage gründlich geändert, so darf doch keiner, weder Metternich noch Wilhelmine, die Fühlung mit dem anderen verlieren. Auch Gentz kommt von Baden herüber. Er soll sich mit der Herzogin wieder aussöhnen. Nach dem Essen hat er mit ihr eine Unterredung. Er kommt mit einem blauen Auge davon. Sie macht ihm die Entschuldigung einigermaßen leicht. „Passablement désagréable“.

Nun wird das Spiel mit allen Registern gespielt. Zwei Tage darauf nimmt Metternich mit der Bagration wieder Fühlung auf, die auch gerade in Wien weilt. Wilhelmine soll einmal spüren, daß es auch noch andere Frauen gibt als gerade sie.

Die Fürstin Katharina war nun weit über ein Jahr in die Wüste geschickt gewesen. Alles hatte sich ohne sie abgespielt. Wenn sie sich einschalten wollte, hatte man abgewinkt. Sie störte nur. Einmal, als man im vorigen Sommer in Prag verhandelte, hatte sie noch einmal einen Versuch gemacht, der aber kläglich gescheitert war. Heimlich, um ja nicht aufgehalten zu werden, unter dem Namen ihrer Gesellschafterin Aurore de Marassé, hatte sie Wien verlassen, um sich nach Prag zu begeben. Aber sie war schon so schlecht unterrichtet gewesen, daß sie erst unterwegs erfuhr, die Prager Versammlung habe sich bereits wieder aufgelöst. So war sie voll Ingrimm zurückgekehrt. Und nun sagt sich plötzlich Metternich, der alte Liebhaber, inzwischen der zweite Mann im Reiche, der Geliebte dieser Sagan, für den Abend bei ihr an. Sie weiß nicht, wie ihr geschieht. Ist das aufrichtig? Was

geht vor? In ihrer Not läßt sie Gentz, der noch in Wien ist, bitten, um Himmels Willen doch auch zu kommen. Allein hat sie Angst vor einem so seltsamen Besuche.

Es stellt sich heraus, daß Metternich eigentlich gar nichts Besonderes will. Er ist liebenswürdig, ja herzlich, als ob nie etwas vorgefallen sei, als ob es gar keine Sagan gäbe. Man kommt in ein politisches Gespräch, sehr interessant, wenn man so lange nichts Zuverlässiges mehr gehört hat, und dann verabschiedet man sich. Katharina Bagration weiß auch nach dem Besuch das alles nicht zu deuten. War es wirklich nur eine Höflichkeit? War es vielleicht nur eine Fühlungnahme Metternichs, um, wenn der Zar nach Wien kommt, einen russischen Stützpunkt zu haben? Sie weiß es nicht. Jedenfalls wird Gentz schon dafür sorgen, daß dieser Besuch sich windesschnell herumspricht.

Unterdessen wandern Metternich und Gentz noch stundenlang durch die nächtlichen Straßen bis geschlagene drei Uhr früh, mit ganz anderen Gedanken beschäftigt als mit der Bagration oder der Politik. Sie reden, reden und reden — über die Herzogin von Sagan.

Das war am 1. August. In den nächsten Tagen ist wieder alles in Baden. Die Generale treffen mit ihrem neuen Kriegsrühm dort ein, die Diplomaten sind von ihren Reisen und Heimathöfen wieder zurück. Langsam rüstet man sich zu der großen politischen Aussprache, die alles anzieht, was mit-halten kann. In Wien wird sich etwas tun. Vorher aber geht man noch nach Baden. Wilhelmine hat ihre Wohnung bezogen. Bei sich hat sie als Gesellschafterin die Gräfin Trogoff, deren Mann, der Freund von Windischgrätz und Gast in Ratiborschitz, nach der Restauration in Frankreich geblieben ist.

In dem kleinen Baden kann man sich einander gar nicht entziehen. Fast täglich sehen sich Metternich und Wilhelmine, ob die Herzogin mit anderen Gästen nachmittags in seinen Garten kommt, ob er zu ihrer großen allgemeinen

Soirée geht oder ob sich das Ehepaar Metternich mit der Herzogin von Sagan und der Fürstin Bagration auf einem Fest des Grafen Dietrichstein im nahen Mörkenstein treffen. Doch Fortschritte will Metternichs Sache nicht machen. Am 13. August muß er für kurze Tage zum Kaiser nach Lubareck fahren. Da spricht er sich am Tage vorher nochmals gründlich mit Gentz aus. Aber nicht etwa über Staatsgeschäfte, leider, sondern immer wieder über Wilhelmine. „Es ist ein Unglück“, denkt Gentz. Er klagt seinem Meister, daß die Herzogin noch immer recht frostig zu ihm sei. Erst wenn das besser werde, könne er vielleicht Gutes stiften. Als Metternich sich dann von Wilhelmine verabschiedet, bittet er sie, Gentz doch nun ganz und endgültig zu vergeben. Sie nehme ihn wohl doch zu ernst. In einem hinterlassenen Briefchen Metternichs findet Gentz dann tags darauf die Anzeige von Wilhelminens Versöhnung, worauf er, immer noch verschnupft, notiert, das habe ihn nur mäßig interessiert.

Am übernächsten Tage aber macht er sich doch auf, und wirklich empfängt sie ihn freundlich. „Sed haeret lateri letalis arundo“, aber es ist doch etwas hängen geblieben, stellt er gelehrt fest. Und mit Mißfallen sieht er bei Wilhelmine den jungen Fürsten Windischgrätz, der auch seit einigen Tagen in Baden weilt.

Windischgrätz hat sich in dem Feldzug immer wieder ausgezeichnet. Für Leipzig trägt er den Wladimirorden und das Maria-Theresien-Kreuz. Er ist jetzt Oberst der Konstantin-Kürassiere, die nach Wien zur Aufwartung der Gäste kommandiert sind. Albrecht Adam hat ihn und sein Regiment in einer Szene des ruhmreichen Gefechts von Troyes gemalt. Er kommt gerade aus Turin, wo er für seinen Kaiser mit den Abgesandten der anderen Monarchen den wieder einziehenden König Victor Emanuel I. begrüßt hat. Jetzt prangt auch ein Großkreuz an der Brust des Herrn von Tachau und der reichsmittelbaren schwäbischen Herrschaf-

ten Egloffs und Siggen, die das Reichsfürstentum Windischgrätz bilden.

Die Baden-Wiener Gesellschaft, „nichtiger, leerer und eiförmiger als je“, wie Humboldt schreibt, der ab und zu von Wien herüberkommt, kennt natürlich Wilhelminens Schwäche für Windischgrätz. Und da auch Lamb in Baden ist – er weiß sich dadurch beliebt zu machen, daß er Wilhelminens Pflegetöchtern kleine Geschenke mitbringt –, zerreißen sich die Leute die Mäuler, daß sich „drei Prätendenten in das Reich teilten“ Wilhelmine sind diese Tratschereien ganz recht. Wenn Metternich, um sie zu sekkieren, augenfällig wieder mit der Bagration anfängt, so wird er schnell erfahren, daß sie Gleiches mit Gleichem vergelten kann. Und darum beläßt Metternich es auch bei jenem ersten und einzigen Ver- und Besuch bei der Russin.

„Der ewige Zwist der beiden nordischen Damen und der nicht zu entwirrende Klatsch, der damit zusammenhängt, ist der große und würdige Gegenstand, um den sich alle Gedanken und Unterredungen herumdrehen“, berichtet Humboldt damals an seine Frau. Da Baden überfüllt ist, hat jede der beiden Damen ihm gleich bei sich eine Wohnung für seine Badener Aufenthalte angeboten. Dazu hat man sich ja gerade so weitläufig eingerichtet, um Menschen heranziehen zu können, und der preußische Gesandte Humboldt als Hausgenosse und erklärter Parteigänger wäre für jeden der Salons ein wichtiger Gewinn. Doch Humboldt kennt die Wiener Gesellschaft schon seit Jahren und ist viel zu geschickt, um sich für eine der beiden Seiten zu erklären. Er verbringt seine Tage in Baden mehr mit der Bagration, die er länger kennt, die einfacher konstruiert und die als Russin dem Preußen auch politisch näher ist. Aber er vernachlässigt auch die andere Seite nicht. „Gentz hat nicht dieselbe Weisheit gehabt. Er hat sich auf das stürmische Meer begeben und sich nicht ganz, aber doch ziemlich stark von der Herzogin getrennt“ „Stürmisch“, das ist auch das

Beiwort, das Gentz selbst für den Aufenthalt in Baden nach Wilhelminens Ankunft gebraucht.

Am 19. August ist wieder große Soirée bei Wilhelmine, auf der auch der zurückgekehrte Metternich erscheint. Am nächsten Abend, auf dem großen Treffen bei der alten Gräfin Feketé, sehen sie sich erneut. Dann wieder am 22. auf einer weiteren Abendgesellschaft Wilhelminens. Aber Fortschritte macht Fürst Clemens nicht. Wieder zwei Stunden vertraulicher Unterredung mit Gentz. „Durchlaucht sollten sich doch vielleicht einmal ganz zurückhalten. Wilhelmine wird Sie vermissen, und das um so mehr, wenn die großen Ereignisse der nächsten Zeit auf dem Kongreß ihr politisches Geltungsbedürfnis und ihren Ehrgeiz anstacheln.“ Metternich hat schon gar keinen eigenen Willen mehr in dieser Leidenschaft. Wenn Gentz meint, so will er es versuchen.

Die Abendgesellschaften in Baden, und am häufigsten bei der Herzogin von Sagan, gehen weiter. Metternich erscheint nicht mehr. Gentz um so pünktlicher. Er war immer ein großer Spieler und hat für sein L'hombre in der Gräfin Trogoff eine treue Partnerin, von der er zwischendurch auch mancherlei über Wilhelminens Stimmung erfragen kann.

Metternich hält nicht durch. Nach drei Wochen ist Wilhelmine wieder auf einer großen Abendgesellschaft bei ihm. Windischgrätz ist auch da und Lamb. Wäre die Herzogin nicht leidend gewesen, so wäre sie mit dem Fürsten schon früher zusammengetroffen; aber eine Gesellschaft bei Wilhelmine, zu der sich Metternich schon angemeldet hatte, mußte im letzten Augenblick abgesagt werden.

Am Tage, an dem diese Gartengesellschaft bei Metternich stattfindet, ist in Baden auch die Nachricht eingetroffen, daß die ausländischen Minister, die sich in Wien beraten sollen, dort angelangt seien, für England dessen Außenminister Lord Castlereagh, für Preußen der Staatskanzler Fürst Hardenberg, für Rußland Graf Nesselrode. Talleyrand, der den König von Frankreich vertritt, wird erst in den nächsten

Tagen erwartet. Das sind die Abordnungsführer der vier Hauptmächte, zu denen Österreich als fünfte tritt. Als erstes wird den Ankömmlingen angedeutet, man könne doch die Beratungen gemütlich in dem reizenden Baden abhalten. Aber die fremden Herren wollen ja nicht in eine österreichische Sommerfrische, sondern wollen arbeiten und ihren Monarchen, für die in der Wiener Burg Wohnungen bereitet werden, nahe sein. Castlereagh setzt sich alsbald hin und fordert Metternich in einem „sehr ernstern und feierlichen Billet“ auf, nach Wien zu kommen und das große Werk je eher je lieber zu beginnen. Gleich am nächsten Tage fährt der österreichische Staatskanzler in die Stadt, um die Herren vielleicht doch noch für Baden umzustimmen; er sieht dann aber deren Gründe ein und bleibt gleich in Wien. Ihm folgt schnell alles nach, was beamtet ist.

## 24

Die Fürstin Bagration war – angeblich krankheitshalber – vorzeitig aus Baden abgefahren. Der Trubel des Badelebens war vielleicht wirklich so groß, daß man sich besser zu Hause in der Stadt erholte. Vielleicht hatte die Fürstin auch andere Gründe für die frühe Rückkehr. Bisher waren die Ereignisse fern von ihr vorübergezogen, ohne daß sie sie hätte erreichen können. Jetzt kamen sie zu ihr nach Wien. Nun wollte sie aber auch vorbereitet sein, um sich an die Spitze setzen und endlich die Nebenbuhlerin einmal in den Schatten stellen zu können. Die aus Baden zurückkehrende Gesellschaft findet bei ihr einen fertig gedeckten Tisch vor. Und da Katharina schon dafür sorgt, daß es sich herumspricht, der Zar habe sie seiner Gewogenheit versichert und seinen Besuch angesagt, ist es auch für Metternich ratsam, sich rechtzeitig an diesen Tisch zu setzen.

Als Wilhelmine ein paar Tage später wieder ihr Wiener Haus eingerichtet hat, zögert sie nicht, den Wettbewerb aufzunehmen. Auch sie hat ihre Beziehungen zum Zaren und zum russischen Hofe, die ersten eingetroffenen Russen haben sich auch bei ihr gemeldet, und dann kann auch sie einen Trumpf ausspielen. Es wird gemeldet, daß der große Talleyrand sein Haus in Wien nicht von seiner abgeschmackten Frau, sondern von seiner entzückenden Nichte führen lassen werde, von der Gräfin Edmond Périgord, von der Schwester der Herzogin von Sagan.

So wird diese wohl die gegebene gesellschaftliche Mittlerin zwischen Frankreich und Rußland sein, und wer die Sagan beherrscht, wird mit leichter Hand das Gewicht nach dieser oder jener Seite schieben können, wie er es für nötig hält. Für den 23. September ist die Ankunft Talleyrands gemeldet. „Da geht man am Vorabend am besten doch gleich noch einmal zu der spröden Frau“, denkt Metternich. Auch Gentz und andere sind dort. Es entwickelt sich eine außergewöhnlich lebhaft politische Erörterung. Wilhelmine blitzt voller scharfsinniger Gedanken und kühner Schlüsse. Sie ist dann besonders anziehend. Selbst Gentz, der seine Abfuhr noch immer nicht verwunden hat, gesteht, er habe sich an diesem Abend zum ersten Male bei der Herzogin wirklich wohl gefühlt.

Eine herrliche Frau, ebenso schön wie gedankenreich. Metternich hat gleich am nächsten Tage wieder eins seiner langen und vertrauten Gespräche mit Gentz darüber.

Als kurz darauf der Zar in Wien eintrifft – er war nach London noch einmal in St. Petersburg gewesen –, scheint ein glücklicher Umstand die Möglichkeiten, die man für die Herzogin von Sagan sieht, zu verwirklichen. Es gibt sich, daß der Zar auf einem der ersten Besuche, die er in Wien macht, die Herzogin trifft und nicht umhin kann, ihr beim Aufbruch einen Platz in seinem Wagen anzubieten. Das kann ein glückliches Vorzeichen sein. Aber es kommt anders.

Zar Alexander weiß natürlich von den Beziehungen Metternichs zu Wilhelmine. Noch kürzlich in London haben die beiden immer zusammengesteckt. Daß es sich damals um eine große Auseinandersetzung gehandelt hat und daß sich die Beziehungen seit langem gründlich geändert haben, wissen kaum ein paar Österreicher, geschweige denn der Zar. Metternich aber ist einer der Hauptgegner seiner politischen Pläne. Alexander, der seine Politik selbst zu leiten gewohnt ist, möchte zwar gerne jemanden zur Verfügung haben, der die Wiener Verhältnisse genau kennt, der sich für ihn umhört, ihm zuträgt, und durch den er Nachrichten, Gerüchte, Wahrheiten und scheinbare Indiskretionen lancieren kann; jemanden Unamtlichen von gesellschaftlichem Einfluß, nach alter Erfahrung am besten die Herrscherin eines Salons. Bei der Sagan muß er aber befürchten, selbst der Ausgehorchte zu werden. Da ist ihm die Bagration schon lieber, die eine Russin ist und danach dürstet, sich für ihre Zurücksetzung an Metternich zu rächen. Sehr bald ist der Salon der Bagration der Sammelpunkt der Russen und der Stützpunkt der russischen Gedanken, mit Anstett als geistigem Haupte.

Der Zar hatte es auch nicht unterlassen, persönlich diese Parteigängerin in Augenschein zu nehmen. Einer seiner ersten Besuche galt ihr. Die dann folgenden öfteren Tête-à-tête's zu nächtlicher Stunde beruhten vielleicht nicht nur auf seinem Bedürfnis nach politischer Orientierung, sondern auch auf seinem Wohlgefallen an dem jungen, weißen, zart rosa überhauchten Gesichtchen mit dem sanften, leicht erregbaren Ausdruck, mit dem kurzsichtigen Blick, der dem Antlitz etwas Ungewisses und Schüchternes gab, und an der kleinen Figur, in der sich, wie Graf de la Garde berichtet, „eine orientalische Weichheit mit andalusischer Grazie“ paarte.

Natürlich galt die Fürstin in dem Wiener Klatsch nach diesen Besuchen und dieser Bevorzugung alsbald als des Zaren Geliebte. Gewiß war der Zar alles andere als ein Ver-



ächter von Frauenschönheit, und die Fürstin Katharina hatte sich oft als sehr gefällig erwiesen und war, wenn ein Engel, so doch nur ein „belle ange nue“, wie man sie nach ihren außergewöhnlich tiefen Dekolletierungen nannte. Aber die Indizien, die man zunächst sah, sind nicht zwingend. Daß der Zar sie möglichst alleine sehen wollte, kann sich auch aus der Art der politischen Aufgaben Katharinas erklären, und die späten Besuchsstunden, die sich bis lange nach Mitternacht hinzogen, aus der damaligen Tageseinteilung. Betrachtet man den weiteren Verlauf und das spätere Verhalten des Zaren und der Fürstin, so spricht das meiste dafür, daß es sich doch wohl nur um politische Dinge gehandelt haben kann.

Jedenfalls versteht es die gerissene kleine Fürstin von Anfang an, den Zaren gegen Wilhelmine einzunehmen. Der Zar erkundigt sich natürlich, wie nach allen möglichen Personen, so besonders genau nach Metternich und läßt sich die Geschichte von Metternichs Verhältnis mit ihr erzählen, wie es sich abgekühlt hat, und warum der Fürst nun anscheinend ganz der Herzogin von Sagan ergeben ist. Daß man Wilhelmine gleich zu Anfang „ihm im Tête-à-tête in den Wagen gesetzt hat“, ist, wie Katharina dem Zaren einredet, natürlich nichts als ein plumper Kuppelversuch Metternichs, um so den Zaren durch eine Frau einzufangen. Vielleicht gar nicht einmal wider besseres Wissen, sondern wohl nur aus Unkenntnis, berichtet sie, die Sagan sei aufs engste mit Metternich verbunden; sie kann nur immer wieder vor dieser gefährlichen Intrigantin warnen.

Als ihre Vertrauten sie voll Neugierde fragen, was sie alles mit dem Zaren bespreche, läßt sie sich erst lange bitten. Dann aber erzählt sie doch unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit – damit es die nötige Wichtigkeit bekommt und sich nur um so schneller herumspricht –: von Wilhelmine habe der Zar gesagt, der Annäherungsversuch der Sagan habe bei ihm nicht verfangen können. „Er habe zwar

viel Verständnis für körperliche Reize, aber er brauche dazu auch Geist.“ Wenn etwas eine Erfindung der Bagration war, so ist es dieses angebliche Wort des Zaren. Frauenschönheit, mit der Katharina selbst aufwarten kann, spricht sie der Rivalin nicht ab, wohl aber, wirklich ganz zu Unrecht, den Geist, gegen den sie nur ihre Weibchenlisten einzusetzen hat. Von Metternich aber sollte der Zar ihr gesagt haben: „Metternich hat weder Sie noch die Sagan je geliebt. Er ist ein eisiger Mensch, glauben Sie mir, ein Kaltblüter. Sehen Sie sich doch diese Gipsfigur an. Der liebt überhaupt niemanden.“ Auch das ist offensichtlich eine eifersüchtig-plumpe Erfindung oder doch eine gehässige Ausdeutung des boshaft-kleinen Spatzenhirns. Zar Alexander war ein viel zu guter Menschenkenner, um im Ernst Metternichs Fähigkeit zu Begeisterung und Leidenschaft so zu verkennen.

Denkwürdig bleibt in diesem Kampfe der Damen der 1. Oktober 1814. Dieser Tag sollte die feierliche Eröffnung des Kongresses sein – eine solche Eröffnung hat dann aber nie stattgefunden – und darum hatte die Fürstin Bagration gerade ihn für ein Abendfest ausgewählt. Dazu erscheint nun plötzlich der Zar, der sich zur vertrauten Besprechung für den Nachmittag angesagt, aber verspätet hat. Mit ihm kommt sein Trabant, der König von Preußen.

Große Sensation in Wien. Damals, ganz zu Anfang des Kongresses, hat sich noch nicht sein neuartiger gesellschaftlicher Stil entwickelt, der eben gerade neben den förmlichen Veranstaltungen des Hofes und der Diplomatie in zahllosen Privatgesellschaften bestand. Im weiteren Verlauf des Kongresses wußten die vielen schönen Damen Wiens allgemein die Standesunterschiede zu überbrücken und die fremden Herrscher, Prinzen, Staatsmänner und Diplomaten, die zum großen Teile jung und lebenslustig waren, in ihre Häuser zu ziehen. Bahn gebrochen aber hatte die Bagration, und zunächst kann man sich gar nicht fassen vor der Größe ihres gesellschaftlichen Erfolges. Das erste Fest, das der Zar, der

Befreier Europas, der Herr der stärksten Militärmacht, in Wien besucht, ist nicht beim Kaiser, nicht bei den Ministern, nicht einmal bei einem Großen der Monarchie, sondern in dem Salon der fremden, ganz privaten jungen Fürstin Bagration.

Zweihundert festliche Gäste sind zusammengepfertcht Augenzeugen ihres Triumphes, und diesmal hat sich auch die feindliche Nachbarin nicht ausschließen können. Diesmal liegt halt die Bagration vorn im Rennen. Wilhelmine muß doch einmal sehen, wie sie das macht, und rauscht darum durch das Treppenhaus hinüber. Bei so einer Gelegenheit darf man eben nun einmal nicht fehlen, um so weniger, als man Fühlung mit den Russen halten muß, wenn man nicht auf ein totes Gleis geraten will.

Auch Metternich ist natürlich da. Aber der Zar beachtet ihn kaum. Er zieht den preußischen Kanzler, den Fürsten Hardenberg, in eine Fensternische, und da er wegen dessen Schwerhörigkeit sehr laut sprechen muß, nimmt er ihn, um ungestört reden zu können, für eine viertelstündige Unterredung in das anstoßende Schlafzimmer der Bagration. Dann wird getanzt. Der erste Tanz des Zaren gebührt der Hausherrin; zum zweiten wählt der Zar die Herzogin von Sagan als Partnerin. Doch damit ist der Höflichkeit Genüge getan. Während des weiteren Verlaufes des Abends richtet er kein Wort mehr an Wilhelmine. Er zieht sich vielmehr zu einer sehr langen, ungestörten Unterhaltung mit der Hausherrin in deren Schlafzimmer zurück. Etwas verlegen verabschiedet sich der nebensächliche König von Preußen früh. Wilhelmine, die von früheren Zeiten diese nun festlich ausgeschmückten Räume fast wie ihre eigenen kennt, hat Muße, an vergangene Stunden zu denken, die sie hier freundschaftlich verbrachte. Wie anders waren die Verhältnisse vor noch nicht vier Jahren gewesen, als die Bagration einmal im Februar durch ein Unwohlsein verhindert war, an dem eigenen Souper teilzunehmen und Wilhelmine dann die Hausherrin

vertrat und den Abend zu einem guten Ende führte. Oder im März, als man hier im vertrauten Kreise gemeinsam mit Metternich zu Abend gespeist hatte. Um Mitternacht beginnt das Essen. Um vier Uhr morgens bricht der Zar auf, und die Gesellschaft, soweit sie durchgehalten hat, kann sich nun auch verabschieden.

Am nächsten Tage spricht man von nichts anderem in Wien als von diesem Feste. „Der Fürstin klopft das Herz vor Freude wegen des Erfolges, den sie über die Souveränin von Ratiborschitz, ihre glückliche Nebenbuhlerin bei dem Premierminister, davongetragen hat, indem sie als erste eine solche Auszeichnung vom Kaiser Alexander erfahren hat. – Die Feinde des Fürsten Metternich sind im Siebenten Himmel über dieses Ereignis. Sie sind im Augenblick für die russische Andromeda und gegen die kurländische Kleopatra. Sie hoffen, daß Alexander noch oft zu der ihrigen (der Fürstin Bagration) kommen wird und vielleicht überhaupt nicht zu der anderen. Wir werden sehen. Die Wetten sind offen, die Armeen in Stellung, und das Feuer ist schon eröffnet.“ So heißt es in dem Bericht des „Konfidenten“ der Geheimpolizei nach dem Feste.

Ja, wir werden es sehen, kleine Fürstin, und zwar ziemlich schnell, ob Dein Sieg nachhaltig ist. Schon am nächsten Abend ist Alexander wieder bei ihr, aber dann beginnt eine Pechsträhne für sie. Bei seinem nächsten Besuche findet der Zar – er kommt meist allein oder doch nur von einem Lakaien begleitet – den Hof des Palais Palm voller Wagen, glaubt, die Bagration habe Gäste und geht seiner Wege. Die Wagen gehörten aber den Gästen der Sagan. „Die arme Fürstin erwartete Alexander ganz allein und erwartet ihn immer noch.“

Und nicht nur auf den Zaren wartet die Fürstin Katharina, sondern auch auf eine Einladung zu dem ersten großen Hofball der österreichischen Kaiserin Ludovica. Auch hier wird sie enttäuscht. Was? Sie, die Verwandte des russischen

Herrscherhauses, die der Zar so auffallend begünstigt, sie wird beim österreichischen Hofe nicht zugelassen? Sie ist außer sich vor Zorn. Aber der Hof, noch ganz in den strengen Anschauungen der spanischen Etikette, verhält sich zunächst gegen die Russin mit dem reichlich fragwürdigen Ruf ablehnend, und erst die Fürsprache des Zaren öffnete ihr dann auch dieses letzte Heiligtum.

Aber sonst ließ sich der Zar kaum mehr blicken. Er hatte sich nun prächtig in Wien eingelebt. Die Österreicher, die zu ihrer Schande gesehen hatten, daß zwei Ausländerinnen allein ihre Häuser offen hielten und so die gesellschaftliche Führung an sich rissen, hatten nun auch ihre Palais entstaubt und nach der ersten Überraschung über die Freiheit und Leutseligkeit der Monarchen ihrerseits eine glänzende Gastlichkeit entwickelt. Der Zar hatte an mancher der schönen Frauen ein harmlos-eitles Gefallen gefunden und vernachlässigte seine erste Vertraute schändlich. Außerdem glaubte man zu wissen, daß ihm die unvorsichtigen und boshaften Schwätzereien der Fürstin Scherereien gemacht hätten; eine diplomatische Agentin hatte er sich doch wohl geschickter vorgestellt. Als er dann noch hörte, daß sie bei jedermann über seine „Treulosigkeit“ jammere und dabei nicht mit abfälligen Bemerkungen spare, sah er den Fall für erledigt an. Nur selten suchte er sie in den nächsten Monaten noch auf, um zu vermeiden, daß man von einem „Bruche“ sprechen könne, oder wenn er gelegentlich einmal eine Frage hatte, die nur sie ihm beantworten konnte.

Der Wiener Kongreß hatte nicht etwa den Zweck, einen Frieden zu schließen. Der Krieg gegen Frankreich war ja in Paris beendet worden, und Talleyrand wußte den Herren der „verbündeten Mächte“ auch geschickt und nachdrücklich

klarzumachen, daß dieser Sammelbegriff gegenüber Paris nicht mehr am Platze sei. Auf dem Kongreß sollten vielmehr die vielen Fragen gelöst werden, die sich aus dem Zusammenbruch des napoleonischen Europabaues ergeben hatten, die Wiedereinsetzung all der von Napoleon beseitigten Fürstenhäuser oder ihre Entschädigung, soweit es sich nicht empfahl, den alten Zustand wiederherzustellen, der Ersatz der Verluste, die man durch Napoleon und durch seine Bekämpfung erlitten hatte, kurzum eine ganz weitgehende Neuregelung der alten Welt.

Die fünf Hauptmächte bildeten mit Spanien, Portugal und Schweden den Achterausschuß für die Europäischen Fragen. Die innerdeutschen Angelegenheiten wurden in einem besonderen Ausschuß behandelt. Die Belange der Niederlande, Dänemarks, Skandinaviens, Neapels, des Kirchenstaates und all der deutschen und italienischen Fürsten zweiten und dritten Ranges wurden in Sonderbesprechungen oder schriftlich erledigt.

Viele und gerade die wichtigsten dieser Fragen waren natürlich schon vorher erörtert worden, und auch während des Kongresses wurde man sich nicht so sehr in den förmlichen Sitzungen einig, sondern während der Spaziergänge, Ausfahrten, Essen, Besuche, Feste und Abendgesellschaften. In den eigentlichen Konferenzen wurde das so Abgesprochene dann meist nur noch urkundlich festgestellt. Daß das eine Blütezeit für politische Salons sein mußte, ergibt sich von selbst.

Ursprünglich hatte man geglaubt, der schwebenden Probleme in einigen Wochen Herr werden zu können; doch schon zu Anfang des Kongresses zeigten sie sich in ihrer ganzen Fülle und Hartnäckigkeit. Mit den kleinen Fürsten und Ländern war schon fertig zu werden. Manche konnten froh sein, daß man sie beließ, andere, daß man sie wieder einsetzte. Notfalls wurde einfach ein Machtwort gesprochen. Wirklich schwierig waren nur die Ansprüche der befreundeten

ten Mächte zu erfüllen, die zu dem kriegerischen Erfolg beigetragen hatten und nun sieg- und waffenreich ihren Lohn forderten. Rußland wollte das ganze alte Polen haben, was einen Verzicht Preußens auf Gebiete bedeutete, die ihm in der dritten Teilung dieses Landes zugefallen waren. Damit war Preußen an sich einverstanden unter der Voraussetzung, daß ihm das ganze reiche Sachsen zufiele, dessen Grenzen in stets lästig gewesener Weise bis nahe an die preußische Hauptstadt reichten.

Österreich, das seine Vorherrschaft in Deutschland noch voll aufrechterhielt, konnte weder ein solches Erstarken, ein solches Vordringen Preußens bis an seine eigene böhmische Grenze zulassen, noch wollte es – mit England und Frankreich – einen derartigen Machtzuwachs Rußlands nach Europa hinein dulden. Metternich hatte dem Eroberungsprinzip des Zaren nach wie vor das Prinzip des Gleichgewichts und der Erhaltung entgegenzusetzen.

Schon seit den Zeiten, da das Hauptquartier der Verbündeten in Teplitz gewesen, hatte sich oft gerade Metternich den Plänen und Wünschen des Zaren entgegengestellt, der auch seine neuzeitlichen Ideen von Humanität und Menschenbeglückung an den weniger idealen, aber praktischeren Handlungsweisen der Österreicher immer wieder scheitern sah. Es war vorauszusehen, daß es zwischen diesen beiden Männern über der Frage, die man die polnisch-sächsische nannte, zum offenen Zerwürfnis kommen werde.

Unterdessen hatten sich an die hunderttausend zahlungskräftige Fremde in Wien eingefunden. Siebenhundert war die Zahl der beglaubigten Abgeordneten der verschiedensten Länder. In der Hofburg wohnten ein Kaiser, vier Könige, eine Königin, zwei Kronprinzen, zwei Erzherzoginnen und drei Prinzen als Gäste des Kaisers Franz. Allein die Kosten der kaiserlichen Tafel betragen täglich 50000 Gulden. Es war schon etwas los damals in Wien.

Noch ein Wort zur Tageseinteilung, wie sie damals an den Höfen und in der großen Gesellschaft geübt wurde. Man stand spät auf. Gegen eins nahm man das Hauptfrühstück ein. Der Nachmittag galt der Arbeit, den Besuchen, den Besprechungen. Dann konnte man das Theater besuchen. Gegen zehn Uhr abends begann dann die Hauptgeselligkeit, begannen die Diners, die Soiréen. Manchmal setzte man sich erst gegen Mitternacht zu Tisch. So wurden die Nächte kurz. Große Bälle endeten selten vor vier Uhr.

## 26

Wilhelmine war durch die Zurückhaltung des Zaren deutlich belehrt worden, wie gefährlich es für ihre Hoffnungen, Metternich vielleicht doch noch ganz zu gewinnen, und für ihre gesellschaftliche Stellung sein mußte, als ausgesprochene Parteigängerin zu erscheinen. Lehnte sie der Zar und sein Kreis als Vertraute Metternichs ab, so konnte sie für diesen die Stellung einer unabhängigen Macht verlieren und ihm belanglos werden. Als Kurländerin fühlte sie nicht österreichisch oder preußisch, sondern nur deutsch. Schon aus der Entwicklung ihres Verhältnisses zu dem österreichischen Staatskanzler heraus konnte sie nicht dessen Werkzeug werden. Die österreichischen Interessen gingen sie auch innerlich gar nichts an. Peinlich genug war es, daß der Zar sie als Vertreterin der österreichischen Partei ansah, schon deswegen peinlich, weil ja immerhin die großen Bezüge der Mutter aus Rußland kamen und dort während der Kriegszeiten zu einer recht stattlichen Summe angewachsen waren. Mit dem Zaren durfte man es also nicht verderben. Und auch mit dem König von Preußen nicht, aus dessen Land schließlich ihre eigenen Einkünfte zum größten Teil flossen. Wenn sie schon wegen früherer Begebenheiten ihren Lehensherrn nicht beachtete und die gleiche Kühle auch von seiner Seite



tragen mußte – der König setzte nie den Fuß in ihren sonst so reich besuchten Salon –, so konnte sie es sich doch nicht leisten, die Achtung des Königs vor ihrem Standpunkt dadurch in Feindseligkeit zu verwandeln, daß sie die österreichischen gegen die preußischen Interessen vertrat.

Der französische Standpunkt endlich kam für sie nun schon gar nicht in Betracht. Sie mochte den Onkel der Schwester, den alten Talleyrand, recht gerne und freute sich, wenn er ihr seine altmodischen Billettchen voll übertriebener Huldigung schickte, sie bei den vielen Empfängen, die er gab, mit Auszeichnung behandelte und ihrem eigenen Kreise durch seine häufige Anwesenheit eine erhöhte Bedeutung verlieh. Sie half ihm gerne, seine Kenntnisse der österreichischen Verhältnisse zu vertiefen, und auch dadurch, daß sie ihn auf dem Boden ihres Salons mit Menschen zusammenführte, mit denen er unauffällig Beziehungen aufnehmen wollte. Aber sonst hatte sie zu Frankreich nun wirklich gar keine Neigung.

Es war ihr daher darum zu tun, sich unter allen Umständen zu neutralisieren. Das mußte ihr auch einen Vorsprung vor der Bagration geben. Diese konnte bei ihrer einseitigen Bindung nie eine Mittlerin zwischen den Mächten werden, während die Herzogin von Sagan mit ihren Beziehungen zu allen Mächten dazu vorausbestimmt erschien. Nun wußte sie, daß man sie noch immer als die Vertraute Metternichs ansah und im ersten Stock des Palais Palm die rechte Wohnung, die ihrige, als Sitz der „Regierungspartei“ bezeichnete, die linke Seite hingegen als den Sitz der russischen „Opposition“. Dagegen mußte sie angehen. Sie behandelte Metternich noch um einen Grad kühler und versuchte, mit dem Zaren Verbindung zu bekommen, um das Vorurteil, das man ihm offenbar eingegeben hatte, zu beseitigen.

Daß Metternich, auf den doch in diesen Tagen wahrlich genug Arbeit wartet, sich mit dieser Zurückhaltung nicht abfindet, beweist am klarsten, daß es nicht politische Be-

rechnung ist, die ihn an die Herzogin bindet, und auch nicht ein psychologisches Experiment, wie er es später einmal selbst hinzustellen versucht. Sein Handeln weist nun alle Anzeichen eines völlig einer Frau verfallenen Menschen auf, die rührende und doch etwas lächerliche Figur eines hoffnungslos Liebenden, eines sinnlos Vernarrten.

Metternich ist wirklich „das Gelächter aller jungen Leute, wovon er doch jeden unendlich übersieht“ Auch die Russen, so melden die Gesellschaftsspäher der Geheimpolizei, „finden den Minister in Rücksicht seiner Weibereien lächerlich“. Nur der gute Humboldt, der wohl wenigstens sieht, daß es sich hier nicht um ein Liebesgetändel, sondern um eine schicksalhafte Leidenschaft handelt, tritt der Erbitterung der Österreicher wegen der Aufführung ihres Staatskanzlers entgegen. Aber die anderen Preußen haben ebenfalls kein Verständnis für Metternich, „der sich vor Liebe und gekränkter Eitelkeit nicht zu fassen weiß und jeden Vormittag verbringt, indem er nie vor zehn Uhr früh das Bett verläßt und, kaum angezogen, zur Sagan seufzen geht, fünf bis sechs Stunden. Er behält kaum so viel Zeit, um unter vierzig Menschen, die jeden Tag mit ihm zu sprechen haben, kaum drei bis vier vorzulassen, so zwar, daß oft Hudelist, Gentz usw. stundenlang warten müssen“.

Wenn dann aber Gentz glücklich vorgelassen ist, so ist noch lange nicht gesagt, daß man über die politischen Dinge sprechen kann. Politik soll man nicht forcieren, das ist stets Metternichs Ansicht gewesen. Die hat Zeit. Am 14. Oktober gegen Mittag hat Gentz wieder einmal eine Unterredung mit Metternich „über – ach ja – die unselige Beziehung (der Herzogin von Sagan) zu Windischgrätz, die Metternich noch immer mehr zu interessieren scheint als die Geschäfte der Welt.“

Also nun quält ihn auch noch Eifersucht. Natürlich kommt auch Windischgrätz, wie die vielen anderen, zu Wilhelmine. Noch vor zwei Tagen hat er bei ihr mit ihrer Schwester

Dorothee Périgord, Gentz und weiteren Gästen zu Abend gespeist. Dem für seinen Herrn immer noch so wachsamen Gentz kommen auch diesmal wieder, wie vor einem Jahr in Prag, die schrecklichsten Verdachte. „Diese fatale Zärtlichkeit für Alfred“. Andere wieder „hinterbringen“ Metternich als Neuestes, Wilhelmine halte es mit „einem Engländer“; die alte Geschichte mit Lamb wird wieder aufgewärmt.

Noch am selben Abend ist Metternich in Wilhelminens Salon, wo er den Prinzen August von Preußen, zwei Prinzen Reuß und natürlich den Stammgast Talleyrand vorfindet. Am nächsten Nachmittag diniert er wieder bei ihr, und wieder ist Talleyrand an der auch noch mit einer Reihe anderer Gäste besetzten Tafel. Es ist, als ob Metternich jede Stunde Wilhelminens überwachen wolle.

Er wird ihr geradezu lästig. Wie soll sie auf diese Weise von dem Ruf, zu seiner Partei zu gehören, loskommen?

Drei Tage später. Der 18. Oktober, an dem sich die Schlacht bei Leipzig jährt, wird den ganzen Tag über festlich begangen. Abends gibt Metternich seinen ersten berühmten Ball. Alle Höfe, alle Herrscher, alle großen Persönlichkeiten sind bei ihm versammelt. Hier sieht Wilhelmine den Zaren zum ersten Mal seit fast drei Wochen wieder. Diese Gelegenheit ergreift sie zu einem ostentativen Schritt. Als der Zar sie anspricht, bittet sie ihn sehr förmlich um eine Audienz. Da ruft der Zar lebhaft: „Von einer Audienz kann keine Rede sein. Ich werde Sie besuchen!“ Metternich, der immer um Wilhelmine herum ist, ist Zeuge dieser Szene. Er wird ganz bleich. Das also ist der Erfolg aller seiner Mühen, daß Wilhelmine mit seinem Erzgegner Fühlung aufnimmt!

Noch am nächsten Morgen ist er niedergeschlagen. Gentz, der mit ihm und der Fürstin Lorel frühstückt, findet an diesem Vormittag eine „recht düstere Konstellation“ vor. Mittags trifft Metternich Wilhelmine wieder auf einem Essen im Palais Kaunitz bei Talleyrands. Er bittet sie um eine Unterredung, aber Wilhelmine, die schon weiß, was er

wünscht, will von Vorwürfen jeder Art verschont bleiben. Sie weigert sich, ihn bei sich zu empfangen.

Wieder ein Tag später. Der 20. Oktober. Graf Wratislaw, der Wilhelmine nun schon so lange kennt, ist aus Prag angekommen, und sofort bittet ihn Gentz, seinen Einfluß bei ihr für Metternich geltend zu machen. Dann hat Gentz wieder eine seiner Unterredungen mit Metternich über den Stand dieser Dinge. Gegen elf Uhr wird er, wie ein Unterhändler zu einer feindlichen Macht, zu Wilhelmine geschickt „mit einem der merkwürdigsten Aufträge“. Endlich haben die Menschen um Metternich den Staatskanzler wachgerüttelt. Gentz hat Wilhelmine das Ultimatum zu überbringen, zwischen dem Zaren und Metternich zu wählen. Eine Annäherung an Alexander werde den Bruch mit Clemens bedeuten.

Wilhelmine fällt die Entscheidung nicht schwer. Hier sieht sie den Weg, ihre Unabhängigkeit wiederzuerlangen und zu beweisen. Sie lehnt ab. Noch einmal versucht es Gentz am nächsten Abend im Palais Palm. Ohne Erfolg. Der Zar hat sich für morgen bei ihr angesagt.

Und nun kommt der denkwürdige 22. Oktober. Zar Alexander erscheint, ganz allein, um elf Uhr bei Wilhelmine. Er frühstückt mit ihr und verabschiedet sich nach einem Gespräch von zweieinhalb Stunden. Der Polizeibericht-erstatte r meint, die Fürstin Bagration habe erwartet, daß der Zar auch bei ihr auf der linken Seite vorsprechen werde. Vergeblich habe sie auf ihn gewartet. Am gleichen Tage aber geht das Gerücht, daß man sich über die große polnische Frage, von der alle anderen abhängen, verständigen werde. Man sagte, Rußland werde seine umfassenden Forderungen wegen dieses Landes herabschrauben.

Zur gleichen Zeit, zu der Zar Alexander bei Wilhelmine weilt, erklärt Metternich feierlich Gentz, er habe nun endgültig mit der Herzogin gebrochen. „Ein Ereignis ersten Ranges“, notiert Gentz in sein Tagebuch.

Aber Fürst Clemens, seit wann „bricht“ man denn mit einer Dame seines Herzens? Wo bleibt Ihre so oft bewährte leichte Hand in solchen Dingen? Wieso dieses Pathos? Es scheint also doch ein besonderer Fall zu sein. Eine kleine Liebschaft läßt man doch einfach einschlafen; ihrer ist man doch Herr im Werden und Vergehen. Man „bricht“ doch nur mit einer Frau, die einen tief enttäuscht hat, die einen gezwungen hat, sie ganz ernst zu nehmen; wenn sich Liebe und Leidenschaft in Feindschaft verwandelt. Ja, Wilhelmine ist die erste Frau, mit der dieser Liebeskünstler bricht, und sie wird auch die einzige bleiben. Sie wird auch die einzige sein, die Metternichs Stolz so tief verletzt, daß er ihr nicht verzeihen kann, die einzige, von der er noch nach langer Zeit mit Bitterkeit spricht.

Aber von Bruch zu reden ist leichter, als sich innerlich von einem Menschen, den man bis zur Hörigkeit geliebt hat, wirklich loszureißen.

Nicht nur am übernächsten Tage noch hat Metternich wieder eine seiner langen Unterhaltungen mit Gentz „hauptsächlich über die Sache mit Wilhelmine“ Auch noch am 29. Oktober, nach zwei großen diplomatischen Besprechungen, behält Metternich Gentz für eine Stunde bei sich, um dieses Thema, von dem er nicht loskommt, zu erörtern. Noch eine Woche später, am 6. November, findet zwischen den beiden wieder eine große Unterhaltung über Metternichs „Herzensaffären“ statt. Noch am 11. November, fast drei Wochen nach dem Bruche, notiert Gentz: „Große Unterhaltung mit Metternich, wie immer mehr über die verdammte Frau als über die Geschäfte.“

Harte Worte sind das ja, die Sie jetzt für die Herzogin von Sagan finden, Herr von Gentz! Wie paßt das zu den Berichten, die Sie vor einem guten Jahr aus Prag Ihrem Herrn gaben. Schrieben Sie nicht damals einmal: „Sie hat ., wie bei allem, ihren großen Charakter nicht verleugnet; je mehr ich neben ihr lebe, desto mehr muß ich sie lieben und be-

wundern“? Auch Ihre Liebe scheint nicht standgehalten zu haben, Herr Hofrat! Vielleicht ist aber Ihre Bewunderung für diesen großen Charakter geblieben. Denn Sie werden sich ja immer wieder zu der Herzogin hingezogen fühlen, um vielleicht doch noch etwas für den Fürsten zu erreichen, der so gar keine Ruhe finden kann. Sie werden schon nach zwei Tagen wieder bei der „maudite femme“ sein, zu einer ernstesten und „sehr eigenartigen Unterhaltung über ihre verhängnisvolle Historie mit Metternich“.

Ja, schicksalhafte Geschichte scheint diese Liebe auch weiterhin bleiben zu sollen. Die Herzogin von Sagan, die so sehr geliebte und darum jetzt in Verkehrung der Leidenschaft gehäßte Frau, war nicht nur bei einem glücklichen Anstieg in Liebe Metternichs Schicksalsgöttin gewesen. Auch seit sie sich abgekehrt hat, scheint sie sein Schicksal noch in Händen zu halten. Ihretwegen wachsen über Metternich schwarz dräuende Gewitterwolken hoch.

Die Österreicher, anfangs nur verblüfft, daß zwei fremde Damen die gesellschaftliche Führung an sich gerissen haben, sind schnell erbittert, daß sich ihr Staatskanzler wegen der einen geradezu zum Narren macht und so geringen Einfluß auf den Verlauf des Kongresses hat, dem er doch vorsitzt. Milde Beurteiler meinen, diese lässige Art seiner Geschäftsführung sei wohlüberlegte Diplomatie gewesen, um gegen das fordernde Rußland Zeit zu gewinnen und eine neue Kräftegruppe sich bilden zu lassen. Das mag wohl auch für eine spätere Zeit zutreffen. Daß er nicht der Gestalter des Ergebnisses des Kongresses war, das er später als seine große Leistung hinstellte, kann aber als erwiesen gelten.

Zu diesem Zeitpunkt jedenfalls waren die Österreicher gegen den Staatskanzler einfach empört. Die einflußreichen Grafen Stadion und Wallis sprachen „ganz öffentlich und äußerst schimpflich von Fürst Metternich und hießen den Fürsten geradezu einen Buben“. Manche hofften, Stadion

werde wieder als Leiter des Staates zurückkehren, der „wenigstens ein anständiger Mensch“ sei.

Diese Stimmung wurde mit allen Mitteln vom Zaren geschürt, der Metternich nicht nur in seinem Amt, sondern auch in seinem privaten Leben zu treffen suchte. Von der Bagration hatte er sich wohl deren Briefwechsel mit ihrem früheren Geliebten zeigen lassen. Diese hatte, rachedürstend ob ihrer Zurücksetzung, den Russen alles erzählt, was sie durch ihre Freundschaft mit Metternich und durch ihren langen Aufenthalt in Wien an Ungünstigem vom Fürsten und den Österreichern allgemein kannte. Der Zar wußte schon, wo er Metternich am besten treffen konnte. Bei jeder Gelegenheit machte er sich über ihn vor aller Welt lustig. Seiner Mutter, der alten Fürstin, sagte er in deutlicher Anspielung auf ihn: „Ich verachte alle Leute, die noch nie eine Uniform getragen haben“, und sonst nannte er Metternich gerne einen „Skribenten“

Gleich nachdem Metternichs Bruch mit der Herzogin bekannt geworden ist, wird unter den Russen auch das unwahre Gerücht verbreitet, Metternich habe sich der Gräfin Julie Zichy, einer besonders schönen und untadeligen Dame der österreichischen Gesellschaft, genähert, und der Zar erzählt der Gräfin mit asiatischer Verschlagenheit, Metternich habe ihm selbst gesagt, daß sie ihm ihre Gunst schenke. Ein Sturzbach von Tränen erfolgt. Metternichs Proteste werden von ihr gar nicht angehört. Er wird geschnitten. So verliert er weiter an Boden.

Wie der Zar durch seine anfängliche Zurückhaltung gegen die Herzogin von Sagan ihr eine klare Stellungnahme abzuwingen und ihre innere Trennung von Metternich offenkundig zu machen versteht, wie er so den gegnerischen Minister mitten ins Herz trifft, haben wir gesehen. Und er läßt nicht locker: als er Anfang November auf einem Fest einmal die Herzogin mit dem Fürsten in einem anscheinend sehr angeregten Gespräch zusammenstehen sieht, tritt er

hinzu: „Herzogin, befassen Sie den Fürsten von Metternich doch nicht mit solchen Kleinigkeiten! Er hat viel Wichtigeres im Kopfe.“ Ein unverbindliches Wort. Und doch ein deutlicher Wink, daß ein Wiederaufnehmen alter Beziehungen zu Metternich bemerkt und nicht geschätzt werden würde.

In solchen für Metternich verletzenden Formen spielt sich auch die große Unterredung ab, die er am 24. Oktober mit dem Zaren hat. Daß Metternich hier nicht seinen persönlichen Vorteil sucht, sondern – vielleicht auch aus einem emporgewachsenen persönlichen Haß gegen Alexander heraus – starr die Belange seines Landes vertritt, ist einer seiner großen Entschlüsse.

Von vorneherein hat er sich von dem Zaren zurückgehalten, und dieser hat ihn weder mit Vernachlässigung noch mit gelegentlicher Umschmeichelung zu sich herüberziehen können. Auch in jener großen Auseinandersetzung bewahrt Metternich seinen Stolz und seine Haltung. „Wie soll ich Euer Majestät antworten, der Sie nicht, wie ich, nur Minister, sondern zugleich Souverän sind?“ Es kommt zu einem offenen Bruch. Metternich weigert sich noch wochenlang, dem Zaren gesellschaftlich aufzuwarten, und dieser veranlaßt seine Helfer, die Grafen Stackelberg und Rasumoffsky und die Fürstin Bagration, ihre Feste und Empfänge gerade so zu legen, daß der Zar einen guten Grund hat, die pflichtschuldigen Einladungen des österreichischen Staatskanzlers abzulehnen.

Endlich scheint alles für Metternich zusammenzubrechen. Der Versuch, Preußen mit England und Österreich in eine Front gegen Rußlands polnische Ansprüche zusammenzubringen, scheitert, obwohl sich Metternich sogar damit abfinden will, daß ganz Sachsen zu Preußen kommt. Der preußische König verbietet auf Alexanders Drängen seinen Ministern, in dieser Sache weiter zu verhandeln. Fürst Hardenberg legt dem Zaren zum Beweise seiner Loyalität



den Briefwechsel vor, den er in dieser Angelegenheit mit Metternich geführt hat.

So ist Metternich in seinen politischen Plänen und in seiner Stellung in Staat und Gesellschaft zu einem Tiefpunkt gekommen. Unter seiner weltmännischen Miene, der man kaum eine Spur seiner Bedrängnis anmerkt und die womöglich noch hochmütiger geworden ist, ist der Mensch tief verletzt. Man spricht ganz offen von seinem Rücktritt und erwägt schon den Nachfolger, der zwischen den Verbündeten am besten ausgleichen und den Kongreß wieder zum Marschieren bringen kann. Hinter Metternich steht nur noch einer, und das ist sein alter Kaiser Franz, der sich ihm aus altvererbtem dynastischem Instinkt heraus treu erweist.

Wilhelmine von Sagan ist mit dieser Entwicklung einverstanden. Hier sieht sie die letzte Hoffnung für ihre Liebe zu Metternich. Wollte er nicht um ihretwillen auf seine Stellung in Österreich verzichten, so kann sie vielleicht den gestürzten Minister, den enttäuschten Privatmann ganz für sich gewinnen. Darum gießt auch sie noch Öl in die züngelnden Flammen. Ein Satz in einem ihrer Briefe macht schnell die Runde durch Wien. Er bezieht sich auf Metternich. „Ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der das Vertrauen der fremden Mächte verloren hat, kann auf keinen Fall seine Stellung behaupten.“ Ein Satz nur. Aber wie ein Schuß aus dem schmalen Raum, den man noch für eine Rückendeckung hält. „Pfeile schärft und drückt sie ab“, wie der Weimarer Bertuch meint. Metternich kann das nicht übersehen. Das Gesetz des Handelns ist nicht mehr bei ihm. Er eilt zu dieser gefährlichen Frau und hat mit ihr eine „große Auseinandersetzung“ Warum sagt er sich nicht im voraus, daß sie zwecklos sein wird?

Und doch sticht Wilhelminens letzter Trumpf nicht. Sie selbst hat dem geliebten Gegner Karten zugespield, die er nun nutzt. Läßt sich, um den Zaren zu zähmen, Preußen nicht gewinnen, so müssen Österreich und England dann

eben mit Frankreich zusammenwirken. Die zur Tragfähigkeit eines solchen Bündnisses erforderliche Vertrauensgrundlage zwischen den Vertretern Österreichs und Frankreichs aber, zwischen dem umkämpften Geliebten Metternich und dem verschwägerten Stammgast Talleyrand, erwuchs sicher nicht zuletzt in dem Salon der Herzogin von Sagan. Als alles abgemacht ist, kann es sich Metternich nicht versagen, der Fürstin Bagration, die er sonst doch meidet, nach einem Maskenball sein Geleit anzutragen, um ihr boshaft – und natürlich zum Weiterberichten – zu erklären: „Der Haß Alexanders hat mir viel bei den Franzosen eingebracht. Dieser Haß hat mir gute Dienste geleistet, und ich kann mich wirklich nicht über ihn beklagen.“

Talleyrand, der vielgewandte Nestor dieser Diplomatie, der Fuchs unter den Füchsen, der hier in Wien als Vertreter des geschlagenen Frankreichs seine Meisterleistung vollbrachte, hatte auch seinerseits von Anbeginn als Programm eine Zurückdämmung der russischen Ansprüche (und damit eine Entfremdung Österreichs und Rußlands) mitgebracht. Aber ein heimliches, formgerechtes Bündnis mit zwei Mächten der feindlichen Allianz bedurfte doch noch aller möglichen diskreten Rückfragen und Sicherungen, die Zeit kosteten.

Inzwischen ließ Metternich die Wiener, den Hof und die großen Familien, und die Ausländer Fest über Fest veranstalten, Bälle, Redouten, Soiréen, Maskeraden, Turniere, Karussells, Schlittenfahrten. Die Abende im Hause Metternichs waren von besonderem Glanze, auch wenn der Zar mit seinem Anhang die Paralleleinladungen der Fürstin Bagration bevorzugte. Man konnte mit Paraden und selbst mit einem riesigen Brand beim russischen Botschafter Rasumoffsky aufwarten.

Man stelle sich das verständnislose Kopfschütteln der Bürokratie vor, als Metternich, statt sich „den Staatsgeschäften hinzugeben“, tagelang lässig die Proben eines Theaterstückes, des „Pascha von Suresnes“, überwacht, die

er sogar in den Kongreßsaal der Staatskanzlei verlegen läßt. Hierbei wirken Metternichs Tochter Marie und die Tochter der Kaiserin mit. Was den Wienern nur verantwortungslose Tändelei erscheint, ist in Wahrheit die Notwendigkeit für Metternich, sich, wo ihn alle bekämpfen, wenigstens der Huld der Kaiserin zu versichern, und der Wunsch, Müßiggang vorzutäuschen, ein Beispiel an oberflächlicher Vernachlässigung zu bieten und so Zeit, Zeit, Zeit zu gewinnen.

Nur ganz wenige kennen in Wien die wirklichen Zusammenhänge. Die Verzweiflung über die unverständliche Oberflächlichkeit und Vergnügungspolitik des Staatskanzlers sucht nach Schuldigen und findet sie kurzum in den beiden nordischen Damen, die sich so unbescheiden hervortun. Man erklärt es für unverständlich, daß das Palais Palm nicht unter schärfere Aufsicht der Geheimpolizei gestellt werde. Die Russin und die Kurländerin, so meint man immer wieder, hätten längst verdient, das consilium abeundi, die Ausweisung, von der Polizei zu erhalten. „Alle Leute sind indigniert über das moralisch und politisch skandalöse Tun der beiden Damen. Sie handeln mit politischen Rendezvous, verbinden Liederlichkeit mit der Politik. In den Annalen des Wiener Kongresses werden sie eine Rolle spielen.“

Man weiß eben nicht, daß es gerade Wilhelminens Zurückhaltung ist, die Metternich so rastlos und ratlos gemacht hat. Wenn man von Liederlichkeit spricht, so wirft man sehr bequem die beiden Unliebsamen in den gleichen Topf. Wenn Wilhelmine Sagan gerade in dieser Krise ihren starken Charakter am deutlichsten beweist, zeigt sie auch am klarsten den meilenweiten Unterschied zu der Bagration.

Diese entwickelt allerdings eine Liederlichkeit, gepaart aus Schwatzhaftigkeit, Unbestand und Unmoral, wie man sie selten so ausgeprägt finden mag. Was man ihr heute anvertraut, steht spätestens übermorgen in den Berichten an die Polizei-Hofstelle. Der Zar, von dem sie sonst in anbetendem Ach und Oh spricht, ist, wenn er ihr Mißfallen erregt

hat, vor ihrer Zunge ebenso wenig sicher, wie irgendwer. Wild schwankt sie von einer politischen Ansicht zur anderen. Beständig ist nur ihr Haß gegen Metternich und gegen Wilhelmine. Was sie über die Herzogin alles zu berichten weiß, lehnt selbst der Polizeiaгент als nur von der Mißgunst eingegeben und völlig unglauwbüdig ab.

In wenigen Monaten geht die lockere Kleine eine ganz beachtliche Zahl von Liebhabern durch. Erst ist der Großfürst Konstantin, des Zaren Bruder, ihr Intimus. Ganz vernarrt in das Weibchen hat sich der junge Prinz Karl von Bayern, der harmlose Junge. Man lacht über seinen ahnungslosen Idealismus. Dann frischt sie ihr altes Pariser Verhältnis mit Eugène Beauharnais wieder auf, der sich mit seiner liebenswürdig-soldatischen Art in Wien beliebt zu machen weiß, um aus dem Zusammenbruch des Stiefvaters noch für sich etwas zu retten. Aufsehererregend ist ihre dann folgende Verbindung mit dem Kronprinzen von Württemberg; denn dessen Verlobte, des Zaren Schwester Katharina, weilt doch selbst immerhin in Wien. Dann wird wieder der piemontesische Graf Bertone de Sambuy als ihr Geliebter genannt. Oh, man braucht der Bagration ihre Liebhaber gar nicht nachzurechnen. Sie zählt sie von selbst bereitwillig auf. Ganz stolz erklärt sie einmal, sie habe augenblicklich drei Anbeter, von denen zwei sie heiraten wollten. Diese beiden seien der regierende Herzog von Coburg und – Lord Stewart, der englische Botschafter. Der dritte und wichtigste ist natürlich der Württemberger, dem sie dann noch bei seiner Abreise eine rührende Szene vorspielt.

Der Salon Bagration hatte sich schnell zu einer Art russischer Spielhöhle herausgebildet. Sein Ruf wurde durch jenen Vorfall schon im November nicht besser, als ein Russe es beim abendlichen Pfänderspiel verstanden hatte, die junge Prinzessin Starhemberg in ein abgelegenes Zimmer zu locken und die Zimmertür zu verschließen. Der erst besorgte, dann empörte Vater hatte die Türe mit eigener Hand

aufbrechen müssen. „Die Leute sagen, bei der Bagration ist ein Bordell, dahin gehört kein Töchterlein mit ihrer Mutter.“

Nein, aller Verdruß über den Einfluß der Sagan auf das Verhalten des Staatskanzlers kann ihr nicht Schwatzhaftigkeit und nicht Liederlichkeit vorwerfen. Das Spatzenhirn der Bagration macht es mit Verschwendung und Laszivität, die Sagan mit Klugheit und Würde. Darum verstummt auch schnell die Meinung, die nach dem denkwürdigen Besuch des Zaren bei Wilhelmine aufkommt, bald würden die beiden Parteien des Palais Palm verschwinden und es werde nun eine Herde und ein Hirt, „unum ovile et unus pastor“ sein.

Nach diesem Besuch des Zaren hat Wilhelmine noch manches zu tun, um sich als neutrale Macht zu stabilisieren. Das macht ihr viel Kopfzerbrechen. Die Versucher nahen sich ihr, um sie festzulegen, an den Zaren zu binden oder wieder mit ihm zu entzweien. Wenige Tage nach jenem Besuch: Soirée bei Wilhelmine. Der Haudegen Stewart, seit vorigem Jahre Lord, wendet sich plötzlich an die Hausfrau und fragt sie vor aller Welt: „Was halten Sie von Alexander? Für mich ist er ein Verrückter, ein ehrgeiziger Betrüger! Das ist meine Ansicht. Und Sie? Was sagen Sie dazu, Herzogin, wie finden Sie ihn?“ Einen Augenblick nur ist Wilhelmine verlegen. Alles blickt gespannt auf sie. Dann lächelt sie: „Ich finde, Mylord, daß Sie durchgehen, wie das Pferd, das Sie meiner Schwester Dorothee gaben und das versäumt hat, sich dabei im Prater den Hals zu brechen!“ Dann erhebt sie sich und spricht, den Lord stehenlassend, mit jemand anderem.

Auf solche Weise kommt die Herzogin allmählich in die Stellung, die sie anstrebt. Sie wird eine kleine, aber unabhängige diplomatische Macht, weder dem österreichischen Staatskanzler hörig, noch vom russischen Kaiser vorgeschoben, geschweige denn auf Frankreich oder gar Preußen gestützt. Sie wirkt durch ihre Klugheit, ihre Schönheit und ihre fürstliche Haltung, die durch kleine Schwächen

– ihre ewige Unpünktlichkeit, die Zartheit ihrer Nerven – nur menschlicher und liebenswürdiger werden. Zwar hat die Bagration vor ihr gelegentliche Besuche gekrönter Häupter, des Zaren und seiner Planeten, voraus. Aber dafür kommen in den rechten Flügel des Palmschen Stadthauses viele der kleineren Fürsten, viele Prinzen, die sich in Wien umzutun haben, viele Minister und Bevollmächtigte von da und dort, alle mit dem Wunsche, einen Rat, eine Empfehlung oder eine Verbindung zu erhalten. Von einem besonders zuverlässigen Berichterstatter, dem Freiherrn vom Stein – er ist in den Räumen von Pauline Hohenzollern untergekommen – wissen wir, daß sich selbst der Zar, beunruhigt durch die sich gegen seine Pläne entwickelnde Konstellation, an die Herzogin wandte, um wieder in ein besseres Verhältnis zu Metternich zu treten.

Auch sonst ist zu den Russen keineswegs jede Beziehung abgebrochen. Wie es sich für Mächte ziemt, unterhält jede der beiden Wohnungsnachbarinnen bei der anderen in stillschweigendem Übereinkommen einen Vertrauten. Über einen so wichtigen Platz wie den Salon der anderen, den man nicht selbst betreten will, nicht unterrichtet zu sein, würde ein unverzeihlicher Fehler sein. Der abenteuerliche Fontbrune, Katharinas Vertrauter, wohnt bei der Herzogin von Sagan, was bei der damaligen großen Raumnot nicht weiter auffällt. Die Gesellschafterin der Fürstin Bagration aber, Demoiselle de Marrassé, jene junge Emigrantin, die als arme Kirchenmaus mit ihrem entzückenden französischen Charme die größten Herren familiär und unbefangen um Dienste bitten kann und die in ihrer Dachkammer im Palais Palm Botschafter, Minister, Geschäftsträger empfängt, jene amüsante Nebenfigur des Kongresses, die auch die Könige eines Wortes würdigen, ist beschützt und notfalls unterhalten von – der Herzogin von Sagan und ihren Schwestern.

Der Salon der Herzogin wirkt wie ein Katalysator unter den Staatsmännern der verschiedenen Nationen, zwischen

den Franzosen unter Talleyrand, den Engländern, mit denen sie enge Fühlung hält, und den Österreichern, deren Staatskanzler durch Gentz vertreten ist und dessen Gegner sich in gleicher Weise bei ihr einfinden, unter ihnen nicht zuletzt Windischgrätz, der ein treuer Verehrer der schönen Frau bleibt.

Windischgrätz ist nicht nur zu den allgemeinen und zwanglosen Treffen bei der Herzogin zu sehen, wenn abends L'hombre gespielt wird; der liebe Junge ist auch bei den familiären Gelegenheiten zugezogen, ob es nun zum Sylvesterabend 1814 ist, wo wir bei der Herzogin ihre beiden Schwestern Jeanne und Dorothee treffen – Pauline Hohenzollern ist auf ihren schlesischen Besitzungen – ferner den Stiefbruder Schwedhof, Gentz und den Grafen Clam-Gallas, den eine junge Leidenschaft mit der Gräfin Périgord verbindet, die Gentz ebenso begönnt wie die sich ansinnende Verbindung der Kaiserin Marie Luise, Napoleons Gattin, mit ihrem Generaladjutanten, dem Grafen Neipperg. Schon am nächsten Tage wieder findet sich der junge Fürst bei der verehrten Freundin zum Glückwunsch an der Tafel ein. In diesem Jahre 1815 tritt auch Wilhelmine aus ihrer sonst geübten Zurückhaltung heraus und erlaubt Windischgrätz, ihren Geburtstag, den vierunddreißigsten, mit einem feierlichen Essen in seinem Palais zu begehen.

Inzwischen ist Metternich fertig geworden. Heimlich seinen neuen Plänen nachgehend, hatte er nach außen so lange die Dinge scheinbar laufen lassen und hingehalten, so lange die Rolle eines Hohlkopfes, eines Prince Papillon auf sich genommen, bis endlich selbst der vergnügungssüchtige, eitle Alexander stutzig geworden war und auf Erfüllung seiner polnischen Ansprüche gedrängt hatte. Da aber war es für ihn schon zu spät gewesen. Die neuen Fäden hielten schon. Selbst eine Drohung mit Gewalt, mit einer Aufkündigung des Bündnisses, wirkte nicht mehr. Als der Zar den Kaiser Franz stellte und ihm sagte: „Ich sehe es kommen,

daß wir uns innerhalb zweier Jahre die Kriegserklärung zuschicken, wenn wir kein Arrangement treffen können“, konnte sich der Habsburger aufrecken und antworten: „Nicht in zwei Jahren, Majestät, sondern augenblicklich, wenn es Ihr Wunsch ist.“ Am 3. Januar war das Geheimbündnis zwischen Österreich, England und Frankreich gegen Rußland in Wien unterzeichnet worden.

## 27

Kein Fest von Belang gibt es, auf dem die Herzogin von Sagan nicht erscheint und durch ihre kluge Schönheit, ihre hoheitsvolle Haltung, ihre bestrickende Liebenswürdigkeit Beachtung findet und Bewunderung erregt. Im Palais Kaunitz, wo Talleyrand Hof hält, ist sie bei den Galaabenden, deren Versammlung „großartig und einzigartig“ ist, zweite Hausfrau. Bei den lebenden Bildern, die unter Leitung des großen Isabey auf einem Hoffeste von den schönsten Frauen gestellt und von gesungenen Romanzen begleitet werden, wird sie an erster Stelle genannt. Einmal stellt sie Van Dycks Prinzessin von Taxis dar, ein anderes Mal Maria von Burgund, wie sie dem letzten Ritter vermählt wird. Da steht sie, allen bekannt, im hellen Licht der Kerzen, „begeistert für alles, was heroisch ist und Größe hat“, wie Comte de la Garde sie beschreibt. „Ihre außerordentliche Schönheit ist der geringste ihrer Vorzüge“, fährt er fort. Und auf die anderen beiden anwesenden kurländischen Schwestern übergehend, sagt er von Dorothee, ihr Gang, ihre Bewegungen und der Ton ihrer Stimme bildeten ein Zusammenspiel, das bezaubere. Sie habe mit ihrer Figur und ihrer ganzen Person jenen unwiderstehlichen Charme, ohne den die vollkommenste Schönheit nichts vermöge. Sie sei wie eine Blume, die den Duft nicht zu kennen scheine, den sie ausströme. Die dritte aber von den drei kurländischen



Grazien, die Herzogin von Acerenza, vereinige in sich alles, was wir in den beiden anderen bewunderten.

„Augen und Gestalt einer Armida“ habe die Herzogin gehabt, so berichtet eine andere Stimme von diesem Fest, und ihre Schwester Périgord „den Blick einer Medea“

Bei solchen öffentlichen Schaustellungen blendete Wilhelmine durch einen bisher unbekanntem Glanz des Auftretens. Auf einem Maskenball, bei dem die vier Elemente von vier Damen dargestellt wurden, war ihr die Erde zugefallen. Sie trug, begleitet von ihrer gleichgekleideten Schwester Dorothée, ein Gewand in Gold und Silber. Beide hatten wie Kronen edelsteinbesetzte Körbe voll Rosen auf den Häuptern. Bei einem der „Großen Carrousel“, einer Art von Reiterquadrillen in mittelalterlicher Kleidung, das Wilhelmine in der „Spanischen Reitschule“ der Hofburg mitritt, trug sie eine Robe, die ganz mit Diamanten brodiert war. Da sie nicht selbst genügend zueinander passende Steine besaß, hatte sie sich die notwendige Zahl von verschiedenen ihrer Bekannten zur Verfügung stellen lassen. Schmunzelnd berichtete man, in ihrer Freude am Werke habe sie sich den Orden vom goldenen Vlies des Herrn Fürsten Staatskanzlers geben lassen und aus ihm in großzügiger Unbekümmertheit mit eigener Hand den Diamanten herausgebroschen, den sie gerade so nötig als Mittelpunkt eines Gerankes gebraucht habe. Aber so selbstverständlich sorglos sie mit anderer Leute Schmuck umging, so wenig war sie auch mit ihrem eigenen kleinlich. Einer ihrer Freundinnen hatte sie ihr herrliches Diadem geliehen. „Nein, so geht es nicht, meine Liebe! Es wirkt zu groß und schwer.“ Schnell bricht sie es zurecht, und als dann einige Steine aus den zerstörten Fassungen gefallen und verloren sind, macht ihr das weiter nichts aus. Manchmal sind die Wiener Damen, die sich auf diese Weise schmücken, in rechter Verlegenheit, aus den zusammengewürfelten Bruchstücken und Steinen ihr eigenes und das Eigentum der Verleiher herauszufinden.

So ist die Herzogin von Sagan nun, unbeirrt von allen Abtriften, in klugem Gegensteuern und Durchhalten gerade dorthin gelangt, wohin sie wollte. Sie spielt nicht ohne Größe die ihr als Lehensfürstin zukommende Rolle, ist anerkannt und als der größten Damen eine geehrt. Ihre gesellschaftliche Stellung ist unbestritten. Politisch aber ist sie ungebunden und doch von Einfluß. Auf Varnhagen von Ense, einen der beobachtenden Außenseiter, dessen Allgemeinsicht nicht durch zu viele Einzelheiten verwirrt wird, wirkt sie zu dieser Zeit so: „Die Herzogin von Sagan bildete wie immer den Mittelpunkt eines lebensvollen Kreises, der diesmal durch Vornehmheit und Bedeutung noch gesteigert war. Das einnehmende, so mild gütige als schwungvoll kräftige Wesen dieser schönen Dame wirkte mit siegreicher Macht, und es schien nur von ihr abzuhängen, auf große Entscheidungen Einfluß zu gewinnen. Daß sie dergleichen Ehrgeiz, bei solcher Befähigung dazu, nicht hegte, sondern gern und leicht auf das den Frauen eigenste Gebiet sich beschränken mochte, erhöhte nur den Reiz ihrer Liebenswürdigkeit.“ So sehen sie auch andere, die ferner stehen. Graf Karl Nostitz meint ebenfalls: „Es hätte von dieser merkwürdigen Frau nur abgehungen, durch ihren überlegenen Geist einen großen Einfluß auf die ernstesten Geschäfte sich anzueignen; ihr Urteil war eine Autorität; aber sie mißbrauchte dieselbe nicht.“

Im Glanze dieser Zeit empfindet die 34jährige Frau, daß sie auf einem Höhepunkte ihres Lebens steht. Sie läßt sich von Frick, der von ihrer Schönheit ganz bezaubert wird, malen.

Und doch sieht Wilhelmine, daß die Karten, die sie zuletzt gegen den geliebten Mann ausspielte, um ihn für sich zu gewinnen, versagen. Er ist nicht gestürzt, sondern gewinnt wieder an Boden – und er wird noch jahrzehntelang, Jahre

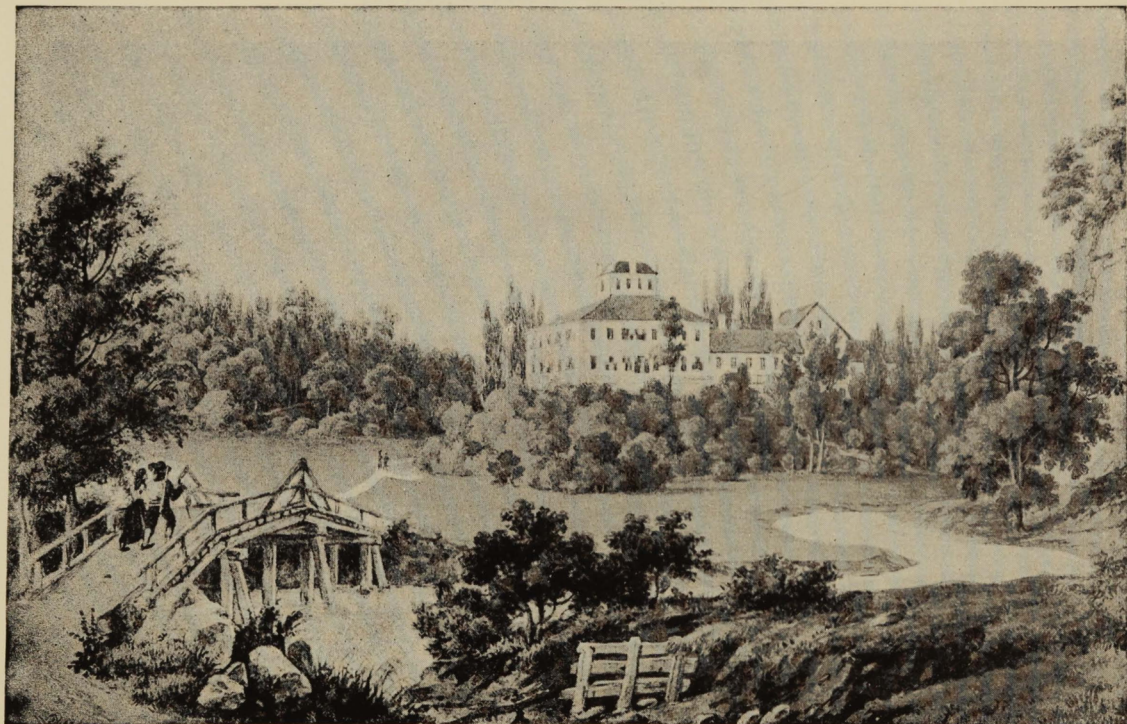
über Wilhelminens Lebensfrist hinaus, der mächtigste Mann Österreichs, wenn nicht Europas bleiben. Auf ihre Zurückhaltung und die Schaffung ihrer glanzvollen Stellung hat er nicht, wie erhofft, mit verstärktem Begehren erwidert, sondern mit Trennung, die ihm endlich auch innerlich gelungen ist. Alle Mittel, mit denen Wilhelmine noch zu gewinnen hoffen konnte, hatte sie einsetzen können, und doch haben alle ihre Erfolge nur zur Niederlage geführt. Noch nie hat sie sich so hoffnungslos verlassen gefühlt, wie jetzt als Blickpunkt im festlichen Gedränge halb Europas.

Der Mann, an den und über den sie zwei lange Jahre hindurch ausschließlich gedacht hat, den sie geführt und mit dem sie gerungen hat, ist aus ihrem Leben verschwunden. All die Sorgen und klugen Pläne, die Mühen und Ängste, unter denen sie manchmal den Kampf schon hatte aufgeben wollen – im November hatte sie ernstlich daran gedacht, sich nach Ratiborschitz zurückzuziehen –, sie waren vergeblich gewesen. Das stolze Aufraffen, das Durchhalten, hatte nichts genützt. Die inständige Hoffnung, nach einer verpfuschten Jugend die große Fahrt des Lebens sicher und ruhig antreten zu können, ist verblaßt. Sie zerrinnt in einem Augenblick, in dem Wilhelmine an dem Scheitelpunkt ihres Lebens angelangt ist und in dem sich der Bogen langsam wieder senken muß. Je tiefer er sinken wird, um so fahler werden die Hoffnungen werden.

Die ehrgeizige Frau ist nicht nur einsam, sondern wird auch unruhig und durch ihren Mißerfolg unsicher. Sie sieht die kleine Schwester, die Dorothee, die sie nie ganz ernst genommen hat, in eine Stellung hineinwachsen, wie sie sie für sich selbst erträumt hat und wie sie ihr auch angemessen gewesen wäre: die Egeria eines mächtigen Staatsmannes zu werden. Der aufkeimende Neid gegen die junge Schwester vermehrt ihre Unruhe.



Die Staatsmänner des Wiener Kongresses  
1815



Der Landsitz Ratiborschitz in Böhmen

## V

Wenn die Herzogin so in der Verlassenheit und Unrast ihres Herzens ihre Lage überdenkt und die Menschen im Geiste durchgeht, auf die sie sich stützen und verlassen kann, die sie nicht, wie die meisten, nur respektieren, sich aber jederzeit abwenden würden, wenn das Glück sie verliesse, so sieht sie nur wenige. An Frauen sind es die Schwestern, vor allem die lieben „Schutzengel“, die sie anbeten, und die ferne Mutter, sodann die Gräfin Laura Fuchs, die „Königin“, die eine wirkliche Freundin ist. An Männern ist da Windischgrätz, der schlanke junge Mann, den sie so gerne sieht und dem sie mütterlich wohlwill, dann Charles Lamb, der sie unentwegt verehrt. Aber Lamb wird demnächst mit Lord Castlereagh nach England zurückkehren. Jedoch Castlereaghs Bruder, Charles Stewart, der englische Botschafter, wird in Wien bleiben. Schade, daß sie mit dem etwas außer Fühlung gekommen ist. Kürzlich noch mußte sie ein paar seiner Einladungen ausschlagen, eine davon deswegen, weil er gleichzeitig die Bagration eingeladen hatte. Stewart war doch noch die größte Persönlichkeit von allen echten Freunden, die sie um sich hatte.

Er hat zwar vielleicht nicht die zartesten Sitten, aber das muß man einem Krieger, der oft genug im Pulverdampf gestanden hat, wohl nachsehen. Jedenfalls ist er ein ganzer Mann, ein Held, und der Vertraute seines Bruders Castlereagh, dem man noch eine große staatsmännische Zukunft voraussagt.

So schreibt Wilhelmine an Stewart ein französisches Kärtchen:

Wien, den 7. März 1815

Ich habe jedesmal, wenn ich das Vergnügen haben sollte, bei Ihnen, Mylord, zu dinieren, so viel Pech gehabt, daß ich mir, um diesen Bann zu lösen, den Vorschlag erlaube, Sie möchten am Donnerstag dem 9. März um 6 Uhr zu einem ganz kleinen Diner zu mir kommen.

An diesem gleichen 7. März trifft in Wien, mitten in die sich hinschleppenden Kongreßverhandlungen, die Nachricht von der Flucht Napoleons aus Elba ein. Hinter grand-seigneuraler Ruhe sucht man seine Verstörung über diese Meldung zu verbergen. Talleyrand kann die erste Frage seiner besorgten Nichte, ob nun etwa die schönen Einladungen, die schon geplant seien und auf die man sich vorbereitet habe und freue, ausfallen müßten, in väterlichem Tone verneinen. Wenn man sich auch nicht darüber hinwegtäuscht, daß Frankreich Bonapartes Ziel ist — man zieht eine Parallele zu seiner einstigen Flucht aus Ägypten —, so sucht man sich doch damit zu beruhigen, daß sich Napoleon in Frankreich vielleicht nur Ludwig XVIII. als Führer der französischen Armeen gegen König Murat anbieten wolle.

Sehr bald aber sieht man dann doch, daß Napoleon wieder einmal aufs Ganze geht. Am 13. März unterzeichnen die Mächte nach bewegten Beratungen eine von Gentz verfaßte Entschliebung gegen Napoleon, in der die Acht über ihn ausgesprochen wird. Zwei Wochen später wird die schimpfliche Flucht Ludwigs XVIII. aus Paris gemeldet. So besteht die Gefahr, daß das ganze Werk des letzten Jahres wie eine Seifenblase zerspringt. Nun rafft man sich aber doch zum Handeln auf. Napoleon hat den Zeitpunkt nicht glücklich gewählt. Nicht nur die Minister der verbündeten Mächte, sondern auch ihre Herrscher sind noch in Wien vereint.

Schneller als es sonst je möglich gewesen wäre, kann man zu gemeinsamen Entschlüssen gelangen. Die Heere treten wieder an. Die Militärs eilen aus Wien zur Truppe. Der Zar, der jetzt (in der stillen Hoffnung auf eine mögliche Spaltung der gegen seine polnischen Ansprüche gerichteten Front Österreich – England – Frankreich) seinerseits die Verhandlungen hinauszuzögern begonnen hat und immer wieder durchblicken und verbreiten läßt, wie herrlich es ihm in Wien gefalle, wird angesichts der Gefahr nun schnell zu einer Einigung bereit. Napoleon hat Metternich zu einem neuen Sieg und dem Kongreß zum Erfolg verholfen. An den Beratungen nimmt auch der Herzog von Wellington teil, der große Kämpfer gegen Napoleon, der Sieger von Vittoria, der zur Ablösung Castlereaghs Anfang Februar in Wien eingetroffen ist.

## 2

Wilhelmine kennt Wellington schon von London her. Er erfüllt am stärksten jenes Bild des bewundernswerten Engländer, das die Forster ehemals in sie gepflanzt hat. „Er ist von großer Statur, seine Haltung ist zuverlässig, einfach und fest, er trägt Kopf und Brust frei, hat eine sehr bestimmte, römische Nase, eine hohe Stirn.“ Ruhe und ein gefälliger Ernst strömen von dem großen General aus. Sein aufmerksamer Blick beim Zuhören und seine soldatisch kurzen Antworten geben den Eindruck der Sicherheit und Einfachheit. Als er einen seiner ersten Antrittsbesuche bei der Herzogin macht, läßt sie ihre ganze Liebenswürdigkeit spielen; der Recke ist begeistert von ihrer immer wieder hervorleuchtenden bewundernden Verehrung.

Stewart ist auf Wilhelminens Einladung erschienen. Wie reizvoll ist doch diese Frau, so ganz anders als die vielen anderen Damen der Wiener Gesellschaft, so schön und ge-



pflegt diese auch sein mögen; wie viel klüger und lebensvoller. Wie reizend ist sie eine Woche später auf seinem Essen für den Herzog von Wellington mit diesem umgegangen, wie geschickt hat sie ihn erfreut, wie hat sie seine Gespräche mit Talleyrand und dem tauben Hardenberg gefördert und locker gehalten. Sie hat die Versammlung zu einem Erfolg gemacht, als ob sie die Hausfrau gewesen wäre.

Am folgenden Tage gibt Gentz ein Essen. Er ist so lange in Wilhelmine gedrunken, bis sie endlich, wider ihre sonstige Gewohnheit und Haltung Gentz gegenüber, zugesagt hat. Es ist eine kleine, aber bedeutende Gesellschaft; selbst Metternich und Talleyrand sind erschienen, dazu Windischgrätz und einige andere feudale Österreicher; an Damen sind nur die vier kurländischen Prinzessinnen da und Frau von Trogoff, die kürzlich mit Pauline aus Schlesien zurückgekehrt ist. Zum ersten Male seit langer Zeit sitzen Wilhelmine und Metternich wieder Seite an Seite. Hat Gentz vielleicht gar an eine Versöhnung gedacht? Zuzutrauen wäre ihm das bei seinem Mangel an menschlichem Verständnis; er sieht in den Menschen immer nur politisch-diplomatische Figuren. Die Stimmung der Gesellschaft bleibt kalt, was Gentz auf die schlechten Nachrichten aus Frankreich – die Napoleon entgegengesandten französischen Truppen sind zu ihm übergegangen – zurückführt. Aber einen Gewinn hat dieses Wiedertreffen des Menschenpaares doch: als die beiden sich verabschieden, wissen sie, daß die Zeit die alte Flamme gelöscht und auch die letzte Glut erstickt hat. Die Wunden sind geschlossen, wenn auch die deckende Haut noch jung und zart ist. Sie können jetzt wieder einander begegnen, ohne sich zu quälen; jetzt können sie wieder freundschaftlich zusammen sprechen und die Dinge erörtern.

Am gleichen Tage treffen noch weitere wichtige Neuigkeiten in Wien ein. Es sind keine erfreulichen Tatsachen, die zu berichten sind, mit denen Metternich taktlos vor Wilhelmine prunken könnte. Es sind weitere ärgerliche

Ereignisse in Frankreich eingetreten. Sie Wilhelmine wie einem Kameraden als erste wissen zu lassen, wird sie in doppelter Weise freuen. Metternich, der Equilibrist der Gelegenheiten, nimmt gleich seine Stunde wahr. Noch am Abend sucht er mit Talleyrand und Humboldt die Herzogin auf, deren Gäste durch die Unglücksbotschaften ebenso betroffen sind wie durch die Tatsache dieses ersten Besuches des Staatskanzlers bei der Herzogin nach so langer Zeit.

Die Herzogin ist Metternich für diese aufmerksame Bevorzugung dankbar. Der Bann ist gebrochen. Von nun an treffen die beiden wieder häufig zusammen, nicht mehr auf den großen Festen — diese fallen nun wegen der Unruhe und Bedrängnis der Zeit fort —, sondern auf zahlreichen Essen, die der vertrauten Fühlungnahme der Diplomaten untereinander dienen.

Gleich zu dem großen Diner, das Wilhelmine zwei Tage nach der Wiederannäherung an Metternich dem Herzog von Wellington gibt, erscheint auch der Staatskanzler. Der Salon Sagan gewinnt entschieden noch weiter an Bedeutung, zumal die Russen durch des Zaren Verzicht etwas in den Hintergrund gerückt sind.

Ob am 21. März Fürst Hardenberg Wellington, Metternich und Talleyrand bei sich sieht oder einige Tage später Talleyrand Wellington und Metternich bewirtet: stets sind die vier kurländischen Schwestern zugegen, die jetzt, wo die Österreicher ihre Häuser wieder schließen, fast allein auf der Flur der Geselligkeit verbleiben. Zu ihnen hat sich ihre Mutter, die Herzogin von Kurland gesellt, die bei Napoleons Annäherung an Paris zu ihren Töchtern und dem Freunde Talleyrand nach Wien geflüchtet und am 24. März dort eingetroffen ist.

Die Herzogin Dorothea hatte aufgeatmet, als sie endlich wieder wohlbehalten bei den Ihren gewesen war, die sie so unvorhergesehen lange in Paris allein gelassen hatten. Am meisten Spaß machte ihr die Ansammlung von Schwieger-

söhnen, die, von ihren Frauen getrennt, zum Kongreß Wien bevölkerten.

Da war der Hechinger, der in der Reihe der kleinen süd-deutschen Fürsten durch Zurückhaltung bestrebt war, seine besondere Anhänglichkeit an Napoleon vergessen zu machen. Er konnte noch am ehesten als Gatte angesehen werden und erschien auch in angemessenen Abständen bei seiner Schwägerin Wilhelmine. Seine Frau aber hatte es vorgezogen, sich diesen Annäherungsversuchen durch eine Winterreise nach Schlesien zu entziehen.

Da trieb sich auch der unmögliche Francesco Acerenza herum; aber in der Nähe der Kurländerinnen ward er nicht gesehen. Er war seit einiger Zeit in russische Dienste getreten, gehörte zu dem Kreis um das Haus des Barons Bühler und galt wie dieser als ein Helfer des russischen Nachrichtendienstes. Seine Bemühungen, vom heimatlichen Hofe beider Sizilien eine diplomatische Mission zu erhalten, waren vergebens gewesen. So sah man ihn denn mürrisch und ledern bei den jüdischen Bankiers, besonders bei Arnsteins, herumsitzen und -tafeln, die unter den politischen und damit finanziellen Wirren immer stärker emporkamen. Leute wie Acerenza nahmen von ihnen Kredite und gaben ihre Titel als geschäftliche Aushängeschilder.

Daß Louis Rohan an einem Platze, wo so viel „los war“, wie damals in Wien, nicht fehlte, versteht sich von selbst. Sein Name und seine Plaudergabe machten ihn zu dem geeigneten Zwischenträger in der großen Welt, so daß sich Metternich seiner wieder einmal bedienen konnte, wie er auch Paul Esterházy, Wenzel Liechtenstein und jenen Grafen Karl Schulenburg für Lauscherdienste einspannte, der mit General von Langenau in österreichische Dienste getreten und jetzt Flügeladjutant des Fürsten Schwarzenberg geworden war. Aber auch für Talleyrand tat Rohan derlei Dienste. Er hatte stark an Boden gewonnen, denn die Wiedereinsetzung des französischen Adels unter Ludwig XVIII.

versprach dem Hause, dem er angehörte, wieder eine rechte Bedeutung zu geben. Der Wiener Kongreß hatte in einer seiner tausend Nebenaufgaben Österreich, Preußen und Sardinien als Schiedsrichter in einem Erbstreite von Louis' Bruder, dem Fürsten Jules Hercules Meriadec Rohan, ernannt, die diesem dann auch das Fürstentum Bouillon zugesprochen hatten. Bis aber die erhofften Gelder flossen, mußte sich auch Rohan nach greifbaren Mitteln umtun; er bevorzugte unter allen diesen jüdischen Eskeles, Elkam, Lämel und Rothschild den Bankier Hertz. Da er schließlich kein schlechter Kerl und auch, mit Maßen genossen, recht vergnüglich war, hatte er Zutritt zum Palais Palm, dessen rechtsseitige Herrin den früheren Gatten mit etwas spöttischer Freundlichkeit zur Kenntnis nahm.

Da war endlich der zweite Gemahl Wilhelminens, der schwere Russe Trubetzkoi, der allerdings kaum zu sehen war, da er wegen eines Beinleidens im ersten Stock des Hauses Kärtnerstraße 1087, den er mit General Tschernitscheff teilte, zurückgezogen leben mußte. Er war im russischen Zivildienst schnell zum Geheimrat emporgestiegen, während des Krieges dann als Generalleutnant zum Militär zurückgekehrt und als einer der Generaladjutanten des Zaren nach Wien gekommen. Seine Zeit vertrieb er sich unter anderem damit, sich malen zu lassen, und als der Künstler, eben jener Frick, der gerade auch an dem Bilde Wilhelminens arbeitete, ihm, wie man sich erzählte, die Schönheiten seines Modells pries, konnte er brummig bemerken: „Ich kenne das besser als Sie. Die Herzogin von Sagan war eine Zeitlang meine Frau!“

Angesichts dieser beiden verflorenen Gatten, die so spürbar an Wilhelminens Vermögen gezehrt hatten – die großen Ausgaben der Kongreßzeit brachten das wieder einmal ärgerlich in Erinnerung –, fand die Herzogin sogar einen schwachen Trost im Scheitern des großen Ehewunsches ihres Lebens. „Ich richte mich mit meinen Heira-

ten doch nur zugrunde“, sagte sie zu ihrer Freundin Laura Fuchs. „Ich werde mir solche Träumereien nicht mehr gestatten. Ich werde mir nie mehr einen Gatten nehmen.“ Die Trauben, die zu hoch gehangen hatten, waren eben doch nur sauer.

Ganz bequem war Wilhelmine die Anwesenheit der Mutter nicht. Durch ihr Alter, ihre Eigenschaft als einstige Souveränin und durch ihre engen Beziehungen zu Talleyrand war sie selbstverständliche Hauptperson. Es hieß nicht mehr „Die Herzogin von Sagan und ihre Schwestern“, sondern „Die Herzogin von Kurland mit ihren Töchtern“. So ist es auf dem Diner, das Talleyrand der Mutter am Tage nach ihrem Eintreffen gibt, und so ist es bei den zahlreichen Dinern im Palais Starhemberg, der britischen Botschaft, in denen eine immer stärkere Annäherung Stewarts an die Kurländerinnen offenbar wird. Und wenn Stewart Kurländerinnen sagt, so meint er Wilhelmine.

Als Wellington am frühen Morgen des 29. März schon wieder abreist, um zu dem englischen Heer in die Niederlande zu eilen, verbringt er den letzten Abend mit Metternich, Talleyrand, dem Herzog von Coburg und seinen englischen Herren bei der Herzogin Wilhelmine, deren aufrichtige Verehrung er mit wohlwollender Freude erwidert. Die kleine Emilie von Gerschau, Wilhelminens Pflögetochter, die mit ihren vierzehn Jahren jetzt manchmal vor den Gästen erscheinen darf, schleicht damals in stummer Bewunderung hinter dem berühmten Helden herum und streichelt verehrend seine Rockschoße. Zuerst ist der Engländer, der sich so berührt fühlt, erstaunt. Aber dann freut ihn doch die Huldigung des Kindes, und am nächsten Tage trifft als Andenken für Emilie eine goldene Gedenkmünze mit Wellingtons Bildnis ein.

Als sich der große Soldat geradezu zärtlich verabschiedet hat, schwärmt er seinem einstigen Adjutanten Stewart noch von dieser klugen, schönen Frau vor. „Well, Charles, helfen

Sie ihr, wenn sie in den kommenden Zeiten Hilfe brauchen sollte. Verlieren Sie sie nicht aus den Augen. Um meinetwillen kümmern Sie sich um sie. Ich bitte Sie darum.“ „Um meinetwillen“ hatte der englische Nationalheld gesagt; aber auch um seiner selbst willen erfüllt Stewart den Auftrag gewissenhaft.

Einer der ersten, der diese Entwicklung feststellt, ist Gentz, zu dessen Aufgabe ja derartige Beobachtungen gehören. Aber er registriert die Annäherung Stewarts an Wilhelmine nicht nur; er ist auch mit dem Herzen dabei, mit dem Herzen dagegen. Was? Jetzt, wo sich alles wieder zusammenziehen kann, wo sich das schöne, von ihm so lange betreute Bündnis zwischen Wilhelmine und Metternich wieder zu schließen scheint, jetzt will sich die Herzogin einem albernen Engländer zuneigen? Kein Wort ist dem in Liebesdingen so instinktlosen Enttäuschten hart genug, wenn er sich einmal seine Gefühle vom Leibe schreiben darf: „ Um 7 Uhr gehe ich zum Diner bey Metternich. Er hört mich, wie gewöhnlich, kaum an. Die ganze Curländische Huren-Gesippschaft war da, mithin für andere Menschen kein Sinn. M. hat diese Weiber seit 8 Tagen in alle politischen Geheimnisse eingeweiht; was sie wissen, ist ungläublich “ So berichtet er am Abend des 9. April von einem Essen, an dem unter andern „la duchesse de Courlande et ses filles“, Talleyrand und Lord Stewart teilnahmen.

Gegen Mitte Mai wurden auch die Aufpasser der Polizei auf häufige nächtliche Besuche des britischen Botschafters aufmerksam. „Lord Stewart verschwindet oft gegen ein oder selbst zwei Uhr morgens aus seinem Haus, um sich zu der Sagan zu begeben, von wo er nicht früher als zwischen fünf und sechs Uhr zurückkommt.“ Da ohnehin nicht viel zu melden ist, hält man die oberste Polizeihofstelle über diese Zusammenkünfte eifrig auf dem laufenden.

28. V „Lord Stewart fährt fort, fast jede Nacht bei der Sagan zu verbringen.“
2. VI. „Lord Stewart, der am 5. zum Generalquartier abzureisen beabsichtigt, ist wieder von sieben Uhr abends bis morgens fünffeinhalb bei der Sagan geblieben “
4. VI. „Lord Stewart verbringt die ganze Nacht bei der Sagan. Vor Mitternacht gekommen, ist er von dort erst gegen halb sechs Uhr früh zurückgekehrt.“
5. VI. „Lord Stewart hat um Mitternacht einen Brief von der Sagan erhalten, zu der er sich daraufhin alsbald begab, um erst um fünf Uhr früh zurückzukehren.“

Daß sich ein Besuch bis drei Uhr in der Nacht ausdehnte, konnte bei der damaligen Zeiteinteilung, bei der sich die Diners bis acht Uhr hinziehen konnten und die Abendessen oft erst um elf Uhr nachts begannen, nicht ohne weiteres mißdeutet werden. Aber fast allnächtliche Tête-à-têtes, die sich bis über fünf Uhr hinzogen, ließen nur einen einzigen Schluß zu: Lord Stewart und die Herzogin von Sagan liebten sich.

Die Aufmerksamkeit Wiens war auf die Kampfgefilde in Frankreich gerichtet, und da die Hofpolizei eben eine geheime war, blieb den Wienern dieser neue Anlaß zum Klatsch mehr verborgen als die Liebe der schönen Herzogin zu dem Staatskanzler, die trotz aller Vorsicht wenigstens von der führenden Gesellschaft in ihren einzelnen Phasen einigermaßen verfolgt werden konnte. So waren es nur wenige, die sich über die Spannweite eines Frauenherzens wundern konnten, dessen Saiten bei derart unterschiedlichen Tönen zum Mitschwingen gebracht werden konnten.

Wie anders war doch dieser Engländer als sein rheinisch-österreichischer Vorgänger. Beide waren sie vornehme, reiche und sehr selbstbewußte Herren, gewiß. Aber der Deutsche war geschmeidig und formvollendet, so daß er

nie wirklich anstieß. Der Engländer aber war eine so ungefeilt-ehrliche Haut, daß ihm sein Hochmut aus allen Taschen stach. Wie war doch noch damals das vielbelachte Ballgespräch zwischen Stewart und dem Vizekönig Eugène Beauharnais gewesen? Ja, so! Beim ersten Zusammentreffen hatte der Krieger Stewart nach der Vorstellung begonnen: „Ich freue mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, nachdem ich Ihnen in Spanien gegenübergestanden und Sie geschlagen habe.“ Worauf der flinke und kühne Franzose geantwortet hatte: „Vielleicht mögen Sie jemanden in Spanien geschlagen haben. Ich meinerseits war niemals in Spanien, und ich schmeichle mir, daß, wenn ich die Ehre hätte, Ihnen, Mylord, einmal gegenüberzustehen, ich Sie schlagen würde!“

Wie Metternich durch und durch Zivilist war, der sich nicht gerne schmutzige Füße holte, war Stewart aus Temperament und Herzen Soldat, den es immer dahin zog, wo gekämpft und geschossen wurde.

Wo Metternich mit überlegener Liebenswürdigkeit die Menschen bannte, spielte Stewart den freien Krieger, der sich gegenüber den „Eingeborenen“ in Österreich, kurz gesagt, schlechtes Benehmen herausnehmen zu können glaubte, wie damals auf einem der ersten Bälle, als er eine junge Dame in einen dazu ebenso einladenden wie unpassenden Körperteil kniff, oder ein andermal, als er mit einem Fiakerkutscher einen ausgewachsenen Krach bekam. Bis ihn dann das Ausbleiben von Einladungen zu gewissen maßgebenden Festen der Wiener Aristokratie belehrte, daß der Unterschied zwischen den Damen des Almack-Clubs und den Wiener Aristokratinnen doch nicht so groß war, wie er sich wohl eingebildet hatte.

Hatte Metternich immer einen blitzenden Einfall, ein witziges Wort, wenn man mit ihm sprach, auch wenn er überhaupt keine große Linie mehr sah, so schien Stewart den Wienern in einem fortwährenden Nebel zu sein, wie ein



alter Angler oder ein einsamer Golfspieler, der an einem Regentag über den verlassenen Platz zieht. Dafür wußte er aber unerschütterlich in jedem Augenblick, was er wollte, und wenn man ganz zermürbt von all den Wiener Zänkereien und Stänkereien zu ihm kam, war man gleich von Ruhe und Behagen umfungen.

Mochten die Wiener Stewart schlechthin für einen reichen Sonderling halten: eines hatte er vor Metternich voraus. Er verstand sich nicht auf Finassieren und Voltigieren, auf Hinhalten, Hinauszögern, Einschleichen, Durchwinden. Sein Ja war ein Ja, sein Nein ein Nein. Er war ein ganzer Mann, kraftvoll und ehrlich. Die enttäuschte und vereinsamte Frau war von ihm nach den Erfahrungen mit Metternich angezogen, wie Trubetzkoi sie – auf einer tieferen Ebene – nach Rohan angezogen hatte.

Zunächst hatte Stewart darauf gedrungen, daß sich Wilhelmine aus der unwürdigen und zerrüttenden örtlichen und geistigen Nachbarschaft zur Fürstin Bagration herauslöste. Durch den Abgang Windischgrätzens zu den Truppen war dessen Haus frei geworden. Wilhelmine mietete in diesen ihr vertrauten Fluchten die nötigen Räume.

Während sich nun der Kongreß unter dem Druck der Ereignisse schnell seinem Ende zuneigt und die Beamtenstäbe kaum wissen, wo ihnen der Kopf steht, um ihre Protokolle, ihre Schiedssprüche und Vertragsentwürfe zu beenden – „eine Zeit stürmischer Aktivität, wie ich sie kaum je erlebte“ notiert Gentz, der Generalsekretär des Kongresses –, läßt sich Stewart nicht im mindesten aus der Ruhe bringen. Er gestaltet diese Tage des Abschieds – denn auch er muß dem Schauplatze der großen Ereignisse naheilen – zu großen Liebesfeiern. An den Nachmittagen sieht man ihn mit der Herzogin in seinem Wagen neuester englischer Bauart, wie sie gerade in ganz Europa zusammen mit der englischen Herrenkleidung in Mode kommen, bespannt mit prachtvollen Pferden bester englischer Zucht, aus-

fahren, um den wunderbaren Spätfrühling zu genießen, der sich über dem Wiener Lande ausbreitet. Sie fahren durch den Prater zur Freudenau, nach Nußdorf, Laxenburg und Mödling.

Wenn der Wagen dann abends wieder vor dem Palais Windischgrätz vorgefahren ist, bleiben die beiden Glücklichen dort noch viele Stunden vereint. Zu langweilig, wenn der englische Botschafter dann und wann doch einmal für eine Besprechung zu Metternich gerufen wird. Am besten verläßt man Wien überhaupt, um ein paar ungestörte Stunden zu haben. Auf einer ihrer Ausfahrten gegen den Semmering zu hat ein altes Gasthaus in Reichenau Wilhelminens Gefallen erregt. In ihm hat Stewart ein Schmuckkästchen für ihre Liebe einrichten lassen. Dorthin fahren die beiden, wenn man es sich erlauben kann. Vormittags verlassen sie Wien, und erst am nächsten Nachmittag treffen sie wieder in der Hauptstadt ein, erfüllt von Sonne, von der Luft des Landes, von dem Anblick der Berge, Bäche, Bäume und Wiesen, von ungezwungenen Gesprächen mit den Landleuten und freundlichen, etwas schmutzigen Dorfkindern.

Wenn aber unumgängliche Geschäfte oder Einladungen die beiden in Wien halten, haben die Hofmeister, Diener, Kammerfrauen alle Hände voll zu tun, um die kleinen Feste im Palais Starhemberg vorzubereiten, auf denen Volkssänger mit Schrammelmusik und lustige Komödianten der Vorstädte zur Erheiterung beitragen.

Das alles mit einem Herzen voll Liebe mühelos zu erleben, ist so wunderschön und lustig und so wunderbar wohltuend nach den vielen Monaten voller Anspannung, Anfeindung, Berechnung, Schererei und nach dem schließlichen Mißlingen.

Aber schon sind die Tage der Trennung da. Am 11. Juni 1815 findet die letzte Hauptsitzung des Kongresses statt, und noch am gleichen Tage rollen nacheinander die Reisekutschen des Fürsten Hardenberg, des Fürsten Talleyrand und des Lord Stewart aus den Toren Wiens nach Westen.

Fürst Metternich folgt ihnen kurz nach Mitternacht des nächsten Tages. Talleyrand ist nicht, wie bei seiner Ankunft, von der Nichte begleitet, die noch irgendwo nördlich weilt, sondern von deren Mutter, der kurländischen Herzogin. Es bleiben nur noch die Sekretäre, um die restlichen Förmlichkeiten zu erledigen. Am 19. Juni wird der Kongreß nach einer Dauer von vollen neun Monaten geschlossen.

## 3

Stewart hatte seiner Herzogin noch einmal beim Abschied versprochen, sie alsbald zu benachrichtigen, wenn der Zeitpunkt gekommen scheine, daß auch sie zu den neuen Stätten, an denen Geschichte nun gemacht wird, eilen könne. Da aber vorläufig daran noch nicht zu denken ist, geht die Herzogin mit den Schwestern Jeanne und Pauline zu der Freundin Laura Fuchs auf deren Schloß Gutenbrunn bei Baden. Dort genießt sie den Sommer und die Erinnerung.

Baden ist dieses wie voriges Jahr der Sammelplatz der vornehmen Wiener Welt, soweit sie nicht mit den Ereignissen unterwegs ist. Die Fürstin Bagration allerdings – und die Herzogin von Sagan sieht das nicht ohne gewisse Genugtuung –, ist in Wien unabhkömmlich. Die ungeheueren Ausgaben, die ihr der Stil ihres Salons aufgezwungen hat, haben sie in schweren Vermögensverfall gebracht. Schon im Februar hatte man sich erzählt, daß ihr Koch, Meister Bretton, der bisher das Geld für die Speisen vorgeschossen habe, sich weigere, weiter die Tafel zu beschicken, wenn er seine Auslagen nicht zurückerhalte. Gegen Schluß des Kongresses sind dann die Gläubiger kaum mehr zu halten. Sie drohen zunächst mit Zwangsvollstreckung und lassen, als das ohne Erfolg bleibt, dann tatsächlich die Wohnung der Fürstin mit gerichtlichem Arrest belegen. Erst werden Tag und Nacht sechs Mann als Wache in die Räume gelegt, um eine Ent-

fernung der Pfandstücke zu verhindern. Dann bringt man alles, was Wert hat, die Möbel, die Nippsachen, den Schmuck, ins Lagerhaus. Der Fürstin droht das Schuldgefängnis. Fast 22 000 Dukaten, über 18 000 Gulden des neuen Konventionsgeldes und an 8 000 weitere Gulden rechnen ihr die Gläubiger vor. Verzweifelt erwartet die leichtsinnige Fürstin die Unterstützung ihres reichen Stiefvaters, des Grafen Litta Visconti Arese, seit kurzem Obersthofmeister in Petersburg, den sie durch seinen besten Freund, den Herzog von Serra Capriola um Hilfe hat anfehlen lassen. Aber Graf Litta läßt die auf ihn gezogenen Wechsel zu Protest gehen. Jetzt triumphieren die Damen der Wiener Feudalität, denen die Bagration mit ihrer Verschwendung gesellschaftlich den Rang abgelaufen hatte, über dieses Flittchen, das eine politische Rolle spielen wollte und dessen Wankelmut doch ebenso schnell auf den wieder erfolgreich einziehenden Korsen gesetzt hatte, wie es nach dessen Niederlage wieder auf Ludwig XVIII. schwor! Da waren die Kurländerinnen doch besser, die wenigstens von Anfang bis zu Ende starr in Frankreich den Urfeind des übrigen Europas gesehen hatten.

Was Wilhelmine in Baden am meisten abgeht, ist der Mangel an schnellen und zuverlässigen Nachrichten; sind sie doch eines der wichtigsten Mittel, um sich Einfluß zu schaffen und zu erhalten. Der in Wien gebliebene Gentz erhält ihre klagenden Billets: „Auf baldiges Wiedersehen, lieber Gentz! Um Gottes Willen, wenn Sie was hören, erbarmen Sie sich meiner und schreiben Sie es – wir sitzen hier wie die verwünschten Prinzessinnen, als wäre man am anderen Ende der Welt.“ Solche Rufe vermeldet der Herr Hofrat an Metternich weiter und bemerkt dazu sehr weise: „Wird es noch oft genug fühlen, was es heißt, einen solchen Korrespondenten, wie der Himmel ihr im Jahre 1813 beschieden hatte, verloren zu haben.“

Öfters fährt Wilhelmine selbst nach Wien und kommt mit den neuesten Neuigkeiten zurück. Wellington ist jetzt in

Frankreich! Louis XVIII. ist bei seiner Armeel Die Souveräne haben den Parlamentär Napoleons unbeachtet gelassen. Die Armeen haben Befehl, an allen Punkten vorzurücken.

Da treffen Anfang Juli auch über Gordon, den Wiener Geschäftsträger Großbritanniens, durch Kurier ein paar in Eile hingeworfene Zeilen Stewarts für die Herzogin ein:

Rheinzabern, 28. Juni 1815

Das Generalquartier wird sich nach Weißenburg begeben und das Schwarzenbergs nach Hagenau.

Jetzt steht nichts mehr im Wege, daß Sie nach Paris kommen.

Gar nicht schnell genug kann Wilhelmine die Fürstin Metternich diesen Brief lesen lassen. Ihre größte Freude aber ist ein Brief, den Wellington, der „eiserne Herzog“, am Tage nach der Schlacht von Waterloo seinem Wiener Liebling schreiben läßt. Unter anderen Gefangenen wird damals dem Herzog Napoleons General Mouton, Graf von Lobau, vorgeführt. Der Herzog hat ihn gefragt: „Also, mon général, was glauben Sie, was Bonaparte nach einer so vollständigen Niederlage zu tun übrig bleibt?“, und Mouton hat trocken geantwortet: „Er kann sich nur noch eine Kugel vor den Kopf schießen.“ Das ist eine Antwort, die die Niederlage in treffender Kürze kennzeichnet und die dem alten Haudegen daher besonders gefällt. Er muß an seinen Wiener Verzug denken, die Frau, die hartnäckig wie kaum ein anderer Feind des Korsen Vernichtung wünscht. Darum beauftragt er alsbald einen jungen Lord seiner Umgebung, diese Formulierung als Schlachtbericht an die Herzogin von Sagan weiterzugeben. „Das wird ihr Spaß machen“, meint er. Und es macht ihr Spaß! Zu denken, daß ein so großer Mann sich ihrer in einem solchen Augenblick erinnert hat! Ganz abgesehen von dem Inhalt der Nachricht selbst. Das ist eine wahre Wohltat in der Sterbenslangeweile des Wartens.



Herzogin Wilhelmine von Sagan mit dem Luisenorden  
1815

Das Löfflein ist noch weiß, o weig' und seine Seiten  
Aus brennem Spandau. Hier im albaun-Weißten Glidun  
adua waz gegriben stoff, befangen, immer Ost,  
Und gubten Thunnen verbindet das was ein gutal Wort.  
dem Teld ist kinfal Tuf, du liebe süßte Klein!  
du stoff noch feinem Thunnen süß Güte und süß Heine,  
den sülla Gott die und! So spreit und ganz die ein:  
"Jug main, du liebe Kind, so bin ich ewig dein!"

Wien d 26<sup>te</sup> Januar  
1815.

Wilhelmine

Diese Langeweile ermöglicht Wilhelmine, der Mode und ihrem immer ausgeprägter werdenden Hang, sich krank zu fühlen, zu folgen und unter die Hydropathen zu gehen. So sehen wir sie in einem der Badesäle, der zu den „öffentlichen Stunden“ mit Männern und Frauen bevölkert ist, die man aber auch stundenweise allein mieten kann, mit dem üblichen langen Flanellhemd im trüben Schwefelwasser stehen und plantschen, während die junge Pflügetochter Emilie, hübsch und blond, um die man sich allmählich etwas mehr kümmern muß und die man deshalb nach Gutenbrunn nachkommen ließ – selbstredend wird sie von den Klatschweibern als eine natürliche Tochter der Herzogin angesehen –, munter umherschwimmt. Wenn man sich etwas verspätet, trifft man auch mit der berühmten Rachel Varnhagen, der geborenen Levin, zusammen, der die folgende Stunde im Badesaal gehört. – Die jüdische Intelligenz kommt damals als Neuerscheinung gerade sehr in Mode, und so plaudert man denn bisweilen zusammen.

Nun kommt auch die Nachricht, daß die Verbündeten erneut in Paris eingezogen sind. Napoleon hat abgedankt und ist englischer Gefangener. Jetzt ist die Zeit gekommen, die Stewart voreilig herbeigewünscht hat. Jetzt kann man endlich wirklich die Koffer packen für Paris. Diesmal wird aber nicht Metternich, sondern Stewart der Vertraute sein.

Am Nachmittag des 22. Juli ist das Gepäck verstaut, und die Pferde ziehen an. Diesmal reist die Herzogin ohne die Schwestern, nur von der kleinen Emilie, kurz „Em“ genannt, begleitet. Sie will allein sein, um die Vergangenheit zu überdenken und sich auf die Zukunft zu freuen. Darum wählt sie auch den schönsten Weg, über Salzburg, über Innsbruck und den Arlberg, durch die Schweiz. Diese Strecke hat auch den Vorzug, daß sie nicht so sehr durch die Truppen führt, die um Paris lagern.



In der ersten Augushälfte ist sie wieder mit Stewart vereint, der „draußen am Ende der Welt“ in dem herrlichen Pariser Stadthause Montesquieu wohnt.

In Paris findet Wilhelmine wieder das gleiche Getümmel vor, wie vor kurzem in Wien. Alle Welt ist dort versammelt, die Monarchen – nur daß an die Stelle des Kaisers Franz König Ludwig XVIII. getreten ist –, die Russen, die Preußen, die Engländer und die Österreicher, fast die ganze Staatsmannschaft und die Offiziere, wie sie in Wien versammelt waren. Diesmal hält sich die Herzogin aber ganz zurück, und mit ihr bleibt auch Stewart im Hintergrund. Auch von Paris aus lassen sich bei dem prachtvollen Sommerwetter, das diese Wochen auszeichnet, herrliche Fahrten unternehmen. Nur ab und zu läßt sich die Teilnahme an einem großen Feste nicht vermeiden. Stewart muß selbst einen Ball geben. Dann kommt eine kleine Abschiedsfeier bei ihm, auf der man neben der Herzogin die wieder zurückgekehrte Frau von Périgord und den Grafen Clam sieht, eine Abschiedsfeier für Stewart, der – welch ärgerliche Unterbrechung! – beauftragt worden ist, in London dem Prinz-Regenten persönlich über die politische Lage in Paris zu berichten. Gottlob beeilt er sich sehr, kehrt schon nach einer knappen Woche wieder zurück und wird freudig begrüßt, da er seinen Monarchen für die Ansichten der Pariser Versammlung gewonnen hat. Zwischendurch hatte das große Diner stattgefunden, das Talleyrand am Geburtstag seines Königs, am 28. August, in seinem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten gegeben hatte und bei dem die Herzogin von Kurland, ihre Tochter Wilhelmine und einige hohe französische Damen den vierzig anwesenden Ministern die Honneurs gemacht hatten.

Später sieht man dann Stewart und die Herzogin da und dort mit der kleinen Emilie, mit dem alten Freunde Giamboni oder dem treuen Wallmoden in den beliebten Restaurants speisen, bei Massinot oder bei Robert im Salon des Étrangers

oder im Rocher de Cancale, sie streifen durch die „Boutiques“, um nette Kleinigkeiten zu kaufen, sie fahren in den Jardin des Plantes, sie erscheinen im Théâtre Feydeau zu lustigen Stücken, im Théâtre des Italiens und im Théâtre Français, wenn Talma eine Rolle hat, und zu Konzerten der großen Sängerin Catalani.

Zwischendurch läßt sich Wilhelmine von François Gérard malen. Sie legt dazu den neugestifteten Luisenorden an, den der preußische König seiner selbstbewußten Lehnsfürstin in Anerkennung ihrer Verdienste um das Vaterland als einer der ersten zu verleihen nicht umhingekannt hatte.

Dann aber, Ende September, mitten in den politischen Verhandlungen, sind Wilhelmine und Stewart aus Paris verschwunden. Man sagte, die Herzogin weile in Italien. Stewart kann ja schließlich die Arbeit auch den eigentlichen englischen Beauftragten, seinem Bruder Castlereagh und dem Herzog von Wellington, überlassen. Er möchte nicht gerne noch einmal nach London geschickt werden, wo er sich dann vielleicht nicht mehr so schnell losmachen kann wie das erstemal.

Erst im Februar 1816 treffen wir Wilhelmine in Wien wieder.

## 4

Wie still es doch in Wien geworden ist, wenn man es jetzt mit der Kongreßzeit vergleicht. Die Tausende von Ausländern sind fort, selbst die führenden Österreicher haben sich zurückgezogen, und die Wiener Gesellschaft, die während der Glanzzeit wahrlich genug Geldausgaben gehabt hat, sehnt sich nach Ruhe.

Die Herzogin findet in Wien nicht nur die beiden „Schutzengel“ vor, sondern auch die „kleine“ Schwester, die noch einmal nach Wien gereist ist, um dort den

Grafen Clam wiederzusehen, von dem sie sich gar nicht losreißen kann.

Der einzige Trost sind die Engländer. Robert Gordon, ein Bruder Lord Aberdeens – wie doch ein kleiner englischer Klüngel sich gegenseitig alle Stellen zuschanzt –, leitet in Stewarts Abwesenheit die Wiener Botschaft. Dort ist auch ein Mister Warrender tätig.

Warrender begeistert sich sofort für die kluge Herzogin, für die er „sich erklärt“, und Gentz, der seit den Mißerfolgen seiner früheren Vermittlungsversuche immer noch verärgert ist, meint boshaft, „alle Chancen sprächen zu seinen Gunsten“. So ist er nun einmal, der Finasseur und Hansdampf: jetzt, wo es politisch so still geworden ist, wo man die letzten spärlichen Quellen ausschöpfen muß und Wilhelmine sogar bereit ist, des öfteren bei Dinern und Soupers Gentz' Tischgast zu sein: jetzt versäumt er nie, zu diesen Gesellschaften auch Warrender einzuladen, um dann hinterher zu lästern.

Um sich sonst die Zeit auszufüllen, läßt sich die Herzogin sogar überreden, Gesangstunden zu nehmen. Es ist ein verzweifelt Beginnen bei ihrer Unmusikalität; Musik macht ihr mäßig Freude, und ein schlechter Gehörsinn läßt sie beim Singen allzu leicht ein wenig detonieren. Aber solche Künste gehören nun einmal – mit Anwachsen der Romantik immer mehr – zum Gesellschaftston. Sie führt kein Tagebuch, schreibt keine Romane, was damals bei den Damen sehr in Schwang kommt, dichtet nicht, wie Tante Elisa; sie malt und zeichnet weder, noch spielt sie ein Instrument. Lassen Sie es uns mit dem Singen versuchen! Ein alter Italiener, ein Cavaliere Scotti, den Schwester Pauline entdeckt und mit der Führung ihrer Wiener Geschäfte betraut hat, bringt auch, wie so viele Italiener, ein wenig Stimme mit und gibt den Unterricht. Daß er ganz heimlich stattfindet – nicht einmal die musikalische Schwester Pauline erfährt von ihm –, zeigt die eigenen Zweifel der Herzogin

und die Kenntnis von ihren Grenzen. Sie ist eine viel zu große Dame, um sich auch nur der Gefahr auszusetzen, vor andern lächerlich zu werden.

Immer mehr schließt sich der Herzogin die Gräfin Trogoff an, die sie schon von Prag her kennt und die dann zunächst häufiger Dauergast und Begleiterin Wilhelminens oder ihrer Schwestern und zuletzt Jahre hindurch regelrechte Gesellschafterin Wilhelminens wird. Wenn auch ihr Mann, der jetzt in Frankreich als Adjutant des Grafen von Artois Dienst tut, noch recht jung ist: die Gräfin hat man eigentlich immer nur als alt empfunden. Sie schnupft Tabak wie ein friderizianischer Korporal, hängt wie eine alte Jungfer mit ganzer Liebe an ihrem jeweiligen Hündchen, spielt mit Leidenschaft Karten, was Gentz seine häufigen abendlichen Besuche im Saganschen Hause verschönt, und spielt sich mit düsterer Arzeneikunst als weise Frau auf, was ihr wieder die Achtung Wilhelminens einbringt, die sich immer mehr mit ihrem Gesundheitszustand beschäftigt. Dazu kann sie Geschichten erzählen, wie der alte Münchhausen – manche davon erweisen sich dann sogar dennoch als wahr – und hat ein entschiedenes, schnellblütiges Temperament, kurzum, eine Dame, wie man sie, alt und imponierend, noch heute, wie alte Generäle Zigarren rauchend und von Pferden sprechend, auf weitläufigen Gütern antreffen kann. Der Herzogin führt sie die Rechnungen, und die Pflөгetöchter führt sie zu Bällen.

In jener Zeit verdichtete sich auch immer mehr die Freundschaft der Herzogin zum Grafen Ludwig Wallmoden, ihrem einstigen Mitkämpfer gegen den Napoleonglauben, dem österreichischen Feldmarschalleutnant, dem ruhmgekrönten Befehlshaber der Russisch-Deutschen Legion, eine Freundschaft, die den wackeren Soldaten bis zu seinem Tode an die kurländischen Damen band. Als weiterer Freund des Hauses ist noch der Landgraf Philipp von Hessen-Homburg zu nennen, der hoher Offizier in der österreichischen Armee

war, ein ewiger Junggeselle, der später dann, mit fast sechzig Jahren noch, heiratete. Von ihm, den man kurz Prinz Philipp nannte, werden wir noch später hören.

## 5

Ende März 1816 kündigt sich die Rückkehr Stewarts nach Wien an. Zuerst erscheint sein Adjutant, Captain Brown, der von Wilhelmine sofort zu einem Essen zugezogen wird. Die Klatschbasen nehmen ihn beiseite und flüstern ihm vielsagend zu: „Warrender und die Herzogin!“ So ist Stewart, als er Anfang Mai aus Italien eintrifft, sofort unterrichtet und über mehr, als eigentlich gesagt werden könnte. Der zärtliche Haudegen verliert seine Fassung. Das kalte und regnerische Wetter, das ungemütlich seine Reise begleitet hat und jetzt auch noch in Wien anhält, macht ihn noch gereizter. Er macht der Herzogin eine Szene.

„Aber Charles, was wollen Sie denn eigentlich? Ein junger Diplomat Ihrer Mission verehrt mich und macht mir den Hof! Bin ich dessen nicht mehr wert? Und sind Sie so verspießert, es für Unrecht zu halten, wenn ich mir das gefallen lasse und Freude daran habe? Ich habe Sie immer für einen Mann von Welt gehalten, der einen lustigen Flirt als das Recht und sogar die Pflicht einer Frau ansieht. Ich finde Sie als schulmeisterlichen Pedanten, ohne Selbstvertrauen und ohne Vertrauen. Sie führen sich auf als beleidigter Ehemann, ohne die Pflichten eines Ehemannes zu tragen. Sie gewöhnen sich Paschaallüren an, mein Lieber!“ Die Herzogin ist voll Unmut.

Als dann Stewart noch immer tobt und sogar den kleinen harmlosen Warrender aus Wien wegschickt, zieht Wilhelmine ihre Folgerungen. So läßt sie sich noch lange nicht behandeln. Sie packt kurzer Hand ihre Sachen zusammen und reist nach Ratiborschitz. Die beiden Schutzengel –

Dorothee ist inzwischen unverrichteter Dinge nach Paris zurückgekehrt – folgen ihr, fort aus Wien.

Nun wird Stewart doch stutzig. Ist er wirklich zu weit gegangen mit seinen Lagermanieren? Darf man eine deutsche Herzogin vielleicht doch nicht weniger zartfühlend behandeln als eine englische Lady? Er läßt Gentz zu sich kommen und berät mit ihm, was er tun solle. Gentz, der der Herzogin die neue Freundschaft neidet, nachdem die von ihm betreute vergangen ist, rät, sie doch nur laufen zu lassen. Um so ärgerlicher ist er, daß sich Stewart, sobald er dazu Zeit findet, dann doch aufmacht, um Wilhelmine nach Ratiborschitz nachzureisen. „Eine bodenlose Dummheit“ nennt Gentz das.

Nach Ratiborschitz hat Stewart den Grafen Clam mitgenommen, der inzwischen einer der Adjutanten des Fürsten Schwarzenberg und seit seiner Liebe zu Dorothee Périgord mit deren Schwestern immer vertrauter geworden ist. Am Ufer der Aupa an den ersten warmen Juniabenden und in der gemütlichen stillen Bibliothek schließen Wilhelmine und Stewart wieder Frieden miteinander. Nein, nach Wien will sie jetzt nicht mit Mylord zurückkehren. Aber nächstens wird sie wieder nach Baden gehen, und dorthin kann er ja dann auch kommen. Am 5. Juni trifft Stewart nach diesen Tagen in Böhmen wieder in Wien ein. Er hat alles wieder in Ordnung gebracht, aber er fühlt doch, daß eben eine kleine Narbe geblieben ist. Wieder bespricht er sich mehrmals mit Gentz, der ihm so in dieser Zeit näherkommt.

Wilhelmine hält Wort. Im Juli ist sie in Baden wieder mit Stewart vereint. Es ist fast wie früher, so sorglos bei dem schönen Wetter durch das Land zu fahren und sich von dem liebenden Manne verwöhnen zu lassen. Als beide dann gemeinsam nach nur kurzen Badener Tagen wieder nach Wien zurückkehren, gibt sich Stewart wirklich alle Mühe, die Herzogin zufrieden zu stellen und ihr einen glänzenden Rahmen zu bereiten. An der britischen Botschaft folgt Fest

auf Fest, auf denen Wilhelmine die Rolle einer Hausfrau übernimmt. Bald ist es ein Ball mit einem Souper, „eine Vereinigung aller hübschen Leute der ersten Wiener Gesellschaft“, bald ein Diner „mit der Elite der ersten Kreise Wiens“, bald ein Musikabend, auf dem unter anderen Tachinardi und Signora Bolognaro singen und an den sich ein großes Essen anschließt. Dann wieder kleine Essen mehr politischen Charakters. Ebenso oft empfängt aber die Herzogin von Sagan bei sich. Am 9. Februar richtet sie wieder einmal das Geburtstagsfest für Pauline aus – Madame Borgondis singt, der Bauchredner Alexandre macht seine Späße –, und auch Stewarts Geburtstag wird bei ihr begangen. So geht es durch den Winter und das Frühjahr. Bei aller Bewegung ein reichlich eintöniges Dasein, ohne viel geistigen und seelischen Verschleiß. Hoffen wir, daß der Sommer in Karlsbad einige Abwechslung bringt.

Anfang Juni, während in Wien der treue Windischgrätz seine sanfte Prinzessin Schwarzenberg heiratet, beginnt diese Zeit. Zunächst ist es noch recht unbelebt in Karlsbad. Aber auch als später der König von Preußen kommt, als Capo d'Istria, der Korfe und russische Minister, erscheint, als Fürst Schwarzenberg mit seinen verschiedenen Adjutanten eintrifft, wird die Stimmung nicht besser. Es sind viele junge Leute da, aber es fehlt das politische Element, das sonst die Badeaufenthalte so belebte. Es ist eben nichts mehr los in der Welt. Europa hat zu seinem Gleichgewicht zurückgefunden. Es gibt nichts mehr zu fürchten, zu umkämpfen, nichts mehr zu hassen, außer dieser Kirchhofsstille.

Stewart ist geradezu langweilig. Er nimmt sich zwar bei festlichen Anlässen recht prächtig aus in seiner roten Generalsuniform, aber was ihn in Kriegszeiten aufgerüttelt und glänzend poliert hat, wirkt nicht im tiefen Frieden. Er ist wie eine pensionierte Exzellenz. Jetzt übersieht man nicht mehr so leicht, daß das eine seiner Augen zum Tränen neigt, was ihm oft einen weinerlichen Zug verleiht.

Die aufmerksame Wilhelmine spürt auch, daß sie in den kurzen seit dem Kongreß vergangenen Monaten eine Art historischer Persönlichkeit geworden ist. Das junge Volk weiß nichts mehr von ihrem Ringen und ihrem Einfluß. Es kennt nur noch den alten Klatsch. „Seht sie da, die Exgeliebte Metternichs, die sich nun mit dem sturen Esel Stewart abgefunden hat. Wie schade, daß sie, mit Gaben ausgestattet, die einen ausgezeichneten Mann aus ihr gemacht haben würden, nur eine galante Frau wurde.“ Man respektiert sie, räumt ihr durchaus eine ehrenvolle Stellung ein. Aber man spricht dabei von blendendem „äußerem Schein“, man sagt, „ihr Gespräch sei so anmutig und fein, daß man sie im Salon für eine der besterzogenen Damen halten würde.“ Man hält sie also dann wohl in Wahrheit nicht dafür.

Das ist nun allerdings ein Ergebnis, mit dem Wilhelmine nicht gerechnet hat. Das ist schlimmster Abstieg. Hier muß etwas geschehen. Eine legitime Ehe nur noch kann ihr wieder Würde und Ansehen geben. Stewart — ja, das ginge. Sie könnte ihn in Kauf nehmen. Seine Stellung könnte, besonders wenn sie in England wohnten, schon genügen. Dort ist sein Bruder Castlereagh einer der einflußreichsten Männer. Aber sie macht Stewart nicht einmal eine Andeutung in dieser Richtung. Sie fühlt, daß dieser Mann sich nicht mit ihr für immer verbinden will. Neununddreißigjährige Männer pflegen nicht ihre sechsunddreißigjährige Geliebte zu heiraten, besonders wenn sie geradezu unbequem intelligent ist. Da und dort sieht der Lord schon recht unhöflich jungen hübschen Mädchen nach. Was soll ihm eine alternde Frau, die schon mehr im Gerede als in der Rede der Menschen ist?

Und doch zieht die Herzogin noch Menschen an. Gerade für die jüngeren Männer, die sie während der Kongreßzeit hoch oben wie ein Gestirn unter den politischen Stern-



bildern leuchten gesehen haben, ist sie von der romanischen Gloriole einer bedeutenden großen Frau umgeben.

Zu diesen jungen Leuten gehören Graf Felix Woyna, der spätere Feldmarschalleutnant, der ungarische Baron Rosty, Regimentskamerad von Woyna und früher Adjutant von Schwarzenberg („sein Verstand besaß Schärfe, Lebhaftigkeit und Witz, der anzieht“), Graf Karl Schulenburg, jetzt neunundzwanzig Jahre alt, Major und Rosty aus der Schwarzenbergischen Adjutantur befreundet, und der zwei Jahre ältere Prinz Heinrich XIX. von Reuß-Greiz, „gewiß das ehrlichste Wesen unter der Sonne, ausgestattet mit einem breiten Gesicht, einem Verstand, dem die Natur mehr als die Erziehung nachgeholfen hatte, mit einem unverfälschten Herzen“.

Die reußischen Prinzen haben schon immer mit Löbichau und den kurländischen Prinzessinnen gute Fühlung gehalten. Nun, meint man, habe sich des Prinzen Heinrich unverfälschtes Herz für die Sagan, diese Ninon de Lenclos, entzündet, und Lord Stewart habe sich schon im vornherein über die Rolle lustig gemacht, die dieser „zukünftige Gatte“ spielen werde.

An politischen Geschäften ist die Zeit so arm, daß Stewart die Führung der Wiener Botschaft Gordon überlassen kann. Er geht nach England, um erst wieder im nächsten Herbst – über Karlsbad – kurz nach Wien zu kommen.

Wilhelmine von Sagan aber macht in der Zwischenzeit den Versuch, ihre Vermögensverhältnisse zu ordnen. Die Kosten des Wiener Kongresses und die Reisen vorher und nachher, bei denen aus dem Vollen gewirtschaftet worden ist, haben auch in ihren Reichtum arge Löcher gerissen. Die Gräfin Trogoff mag ganz gut Schneiderrechnungen und die Küchenausgaben nachprüfen können; über das große Gesamtvermögen hat sie natürlich keinerlei Überblick. Von Nachod und von Sagan, wo sich die Herzogin schon seit Jahren nicht mehr hat sehen lassen, werden die Anfragen

der Bevollmächtigten immer dringender. Ob neue Belastungen aufgenommen werden sollen, ob Wald geschlagen werden könne, ob alte Leute in Ruhe treten und neue eingestellt werden dürften, und was dergleichen Entscheidungen einer Güterherrin obliegen.

So fährt Wilhelmine denn halt einmal nach Schlesien. Unterwegs verweilt sie sich einige Tage in Ratiborschitz. Dort kommt gerade der alte Feldmarschall Blücher durchgefahen, auch ein Stammgast in Karlsbad, und macht der Herzogin seine Aufwartung. Der alte volkstümliche General ergötzt die Anwesenden beim Mittagessen mit seinem drolligen Deutsch, in dem er seine lustigen und recht geistreichen Reden vorbringt. Zum Schluß bittet er sich von den Pflügetöchtern der Herzogin je einen Kuß aus, der ihm mit Begeisterung gegeben wird. Nach kurzen Stunden reist er schon wieder weiter. Aber man kann noch einmal lachen, als später der Förster der nahen Fasanerie berichtet, er habe beobachtet, wie der Wagen des Fürsten an einer einsamen Stelle gehalten habe, wie der Marschall ausgestiegen sei und auf einem Stein am Wege seinen Reiseanzug mit dem schwarzen Besuchsgewande gewechselt habe, unter freiem Himmel, wo doch im Schlosse genug Zimmer dafür zur Verfügung gestanden hätten. Ja, etwas komisch war der alte Blücher halt schon immer gewesen.

Nun muß Wilhelmine aber weiter nach Sagan. Eine schrecklich lästige und langweilige Aufgabe, solche Wirtschaftsfragen, für eine Frau, die nie zu rechnen brauchte und keine Ahnung von der Bewirtschaftung von Geld und Gut hat. Zu den Vorträgen der Verwalter sagt sie mit halbem Verständnis Ja und Amen. In dem winterlichen Saganer Schlosse, nach jahrelangem Schlummer zu notdürftiger Bewohnbarkeit gebracht, ist es zum Frieren kalt und einsam.

Aber auch in Wien, wohin Wilhelmine im Januar 1818 zurückkehrt, ist es nicht viel unterhaltsamer. Stewart fehlt, und die Gesellschaften sind uninteressant. Die „Schutz-

engel“-Schwestern fallen mit ihrer Zärtlichkeit mehr auf die Nerven, als daß sie erheitern. Dann vielleicht doch besser Sagan, um diese Grundlage der Existenz einmal würdig herzurichten. Eine längere Loslösung von dem Klatschnest Wien, das jetzt ohnehin so tot ist, wird vielleicht auch die peinlich werdende oder schon gewordene Erinnerung der Leute an die früheren Jahre verblassen lassen. Nachdem die Herzogin an ihrem Geburtstag noch die Glückwünsche von Windischgrätz und Gentz entgegengenommen hat, fährt sie wieder auf ihre schlesischen Güter.

Im Mai trifft in Sagan die Mutter Dorothea aus Kurland ein, wo sie ein Jahr auf den Gütern ihrer Brüder Medem verbracht hat. Sie wird langsam alt und hat das Bedürfnis nach Ruhe, Liebe und Familienleben. Die früheren Zerwürfnisse, Mißverständnisse und Entfremdungen sind langsam gewichen. Man sucht wieder aneinander Halt und Freude. Tante Elisa Recke findet sich ein und die Schwestern Pauline und Jeanne. Dazu die verschiedenen Kinder, die allmählich herangewachsen sind. Drei Wochen dauert dieses Idyll. Die Kinder tummeln sich fröhlich in den Sälen und Gängen des großen Schlosses, wenn ihnen das Wetter den Aufenthalt im Park verweigert. Man musiziert, tanzt und spielt besonders gerne auf der kleinen Bühne im Schloß Theater, wie es den am meisten ausgeprägten literarischen Neigungen der Damen entspricht. Ein alter General Vieth, ein anhänglicher Freund Dorotheas, führt die Regie und spielt selbst begeistert mit. Die jungen Mädchen übernehmen Nebenrollen. Man führt längst vergessene tragische Stücke auf, aber auch Szenen aus „Maria Stuart“

Bald sind diese Tage um. Die Herzogin Dorothea ruft es nach Paris zurück; sie nimmt Elisa bis nach Dresden mit. Pauline Hohenzollern geht mit Wilhelminens beiden Pflegetöchtern Emilie von Gerschau und Marie Wilson auf ihr Gut Hohlstein und reist dann in Begleitung von Freunden mit ihnen in die Schweiz über Ratiborschitz, wohin sich

Wilhelmine mit Jeanne d'Acerenza und ihrer dritten Pflegetochter, der kleinen Comtesse Klara Breßler, begeben hat.

In Ratiborschitz findet sich der und jener alte Bekannte und Freund ein, unter ihnen Graf Karl Rudolf Schulenburg. Wenn Schulenburg mit der Herzogin zusammentrifft, so ist er voller Respekt. Der Übermut, den er oft zeigt, wenn er mit Jüngeren zusammen ist, weicht seinem Adjutantenton, der ihm ohnehin liegt. „Der geborene Hofmarschall“, das ist der Eindruck, den man immer von ihm hat. Er ist ruhig, gut aussehend, blond, mit etwas allzufeinen, regelmäßigen Zügen, zu runden blauen Augen, um sonderlich männlich zu wirken. Wilhelmine weiß, daß Fürst Schwarzenberg ihn als einen ordnungsliebenden, praktischen Menschen hochschätzt. Sie bespricht mit ihm diese und jene geschäftliche Angelegenheit, er gibt mit seinem Gemisch von sächsischem Tonfall und österreichischem Armeedeutsch ruhig und sicher seine Ratschläge, die sich als einfach und gut erweisen. Er nimmt Wilhelmine das eine und andere lästige Geschäft ab, das sie bedrückt, zeigt sich dabei als sehr brauchbar und kommt immer mehr in ihr Vertrauen.

Der Sommer ruft dann wieder ins Bad. Wieder ist Karlsbad, wie im vorigen Jahr, ausersehen, zunächst nur für einen kurzen Aufenthalt auf der geplanten Reise nach Italien, für ein paar Wochen mit den alten Bekannten, dann aber doch für etwa fünf Wochen. Denn die junge Klara Breßler erkrankt plötzlich „am Nervenfieber“ und man fürchtet, da sie ohnehin zart ist, das Schlimmste. Aber dann erholt sie sich doch wieder; der Winter im Süden wird ihr nur gut tun.

Diesmal ist es etwas unterhaltsamer in Karlsbad. Ohne Stewart, ohne eine solche Bindung, die doch auch manche Zurückhaltung auferlegt, ist man freier. Es sind einige Verwandte da, neben Jeanne der Vetter Biron aus Schlesien, Klara Breßlers Vater, seine Schwester, die Gräfin Jeannette Löben, deren Mann unter dem Namen Isidorus Orientalis

seine Dichtungen veröffentlicht, viele alte Bekannte, unter ihnen Metternich, Gentz, Prinz Reuß mit seinem Greizer Bruder, dem Fürsten Heinrich LXIV., der Fürst und die Fürstin Schwarzenberg, Clam und später Windischgrätz. Louis Rohan wimmelt zwischen all diesen Menschen umher. Prinz Reuß gibt der Herzogin Wilhelmine ein großes Essen; er muß frühzeitig abreisen, aber will der verehrten Frau nach Italien folgen. Bei Biron trifft Wilhelmine wieder einmal mit dem Ende Juli eingetroffenen Goethe und mit der Modesängerin Catalani zusammen, die in Karlsbad Konzerte gibt. Gemeinsam mit der Fürstin Schwarzenberg veranstaltet Wilhelmine ein großes Frühstück. Dann gibt es Auffahrten, nach Eichen, Elnbogen und Schlackenwald – die Herzogin von Sagan im Wagen mit Schwarzenberg –, „Große Fußpromenaden“ mit Gentz und den beiden Reuß, Bälle im „Posthof“. Abends ist Gentz wiederholt bei Wilhelmine, die jetzt, wo kein Liebhaber Gentz' Laune verdirbt, wieder „sehr interessante Gespräche“ bis in die tiefe Nacht hinein führt.

Jetzt war auch wieder eine politische Atmosphäre vorhanden. Demnächst sollten sich die Herrscher Europas, wie vor einigen Jahren in Wien, so jetzt in der alten Kaiserstadt Aachen zu einem Kongreß zusammenfinden, um die Frage der Räumung Frankreichs von den Besatzungstruppen zu erledigen und um den französischen König dann in die 1815 zu Paris geschlossene „Heilige Allianz“ aufzunehmen. Hier in Karlsbad traf Metternich seine Vorbereitungen, hier wurden die Möglichkeiten erörtert.

Aber dieser Kongreß sollte ohne die Herzogin von Sagan vor sich gehen. Zwar waren genug Freunde da, die sich nach Aachen begeben wollten; aber keiner von ihnen drang in sie, die Reise nach Italien, die vielleicht doch nur ein Vorwand war, um das Fehlen in Aachen zu rechtfertigen und nicht zu sehr als einen Verlust an Bedeutung offenbar werden zu lassen, zugunsten der Beteiligung an dem Aache-

ner Treffen aufzugeben. In Aachen war niemand, wie in Paris Mutter und Schwester, durch die sich ein Erscheinen dort zwanglos erklärt hätte. Stewart aber dachte offenbar nicht daran, sich in Aachen mit der Herzogin aufzutun. Bewußt hatte er seit einem Jahre jede Gelegenheit, mit ihr zusammenzutreffen, vermieden, und man wußte, daß er sich in England einem jungen, reichen Mädchen aus großem Hause, der Lady Fanny Vane, so genähert hatte, daß man die Heirat absehen konnte.

## 6

So verläßt denn Wilhelmine am 10. August Karlsbad mit ihrer ständigen Begleiterin, der Tabak schnupfenden Trogoff, und der blassen kleinen Pflgetochter Klara, um derentwillen sie am liebsten die ganze Reise aufgab. Über Franzensbrunn und Eger geht es der Schweiz zu, wo sie in Lausanne Pauline und die anderen beiden Pflegekinder treffen wird, wo auch Paulines Sohn Constantin mit Fritz Piattoli auf der Schule ist und wohin auch Jeanne aus Karlsbad nachkommt.

Nach Italien gehen nur Pauline und die drei Pfleglinge mit. Dort findet sich auch Prinz Reuß ein, und man trifft auch Paul Esterházy, jenen Adlatus und Liebling Metternichs, der inzwischen Botschafter in London geworden ist und zu aller Erstaunen nicht an dem Aachener Kongreß teilnimmt.

In der Wärme und Schönheit Italiens lebt die Herzogin wieder ganz gut auf. Nachdem sie sich damit abgefunden hat, den politischen Ereignissen fernbleiben zu müssen, kann sie die Ruhe der Reise, die Liebe der Kinder, von denen nur Klara rechte Sorge macht, und die Schätze der Kunst aus ganzem Herzen genießen. Mit vielem Verständnis liest sie die bedeutendsten Schriften über die Stätten, die sie

besucht. Ihre Augen leuchten wieder, wenn sie ein schönes Kunstwerk betrachtet und die prachtvolle Landschaft an sich vorüberziehen sieht. Auch der Vater war ein Freund der Schönheit gewesen, und vielleicht klingen in ihr dunkle Erinnerungen ihrer Kindheitsreise mit den Eltern auf. So schön, sicher und ruhig war die Herzogin lange nicht mehr gewesen. Esterházy, der ohne seine Frau reist, und der junge Reuß begeistern sich in gleicher Weise für die fürstliche Frau.

Dann tritt in Florenz ein Aufenthalt ein. Klara Breßler, die sich noch immer nicht von dem Karlsbader Krankenbett ganz erholt hat und auch unterwegs kränkelte, wird erneut und schwer von ihrer Krankheit gepackt. Bald erkennt man, daß es keine Rettung mehr für sie gibt. Nach wenigen Tagen schon ist sie verschieden.

## VI

Der Verlust der siebzehnjährigen Klara geht der Herzogin näher, als sie es die Umwelt merken läßt. Je älter sie selbst wird und je größer die Pflögetöchter geworden sind, um so stärker hat sich in ihr das Gefühl mütterlicher Liebe entwickelt. Lange, seit des Vaters Ende, ist der Tod nicht mehr in ihrer Nähe umgegangen. Nun tritt er ihr schon in der jungen Generation entgegen. Ein ganz leiser erster Wink auch für die Mutter dieser Toten. Die Reise wird nur noch bis Rom weitergeführt, wo Thorwaldsen Skizzen für eine im folgenden Jahr gelieferte Marmorbüste der Herzogin fertigt. Reuß und Esterházy werden entlassen. Wilhelmine kehrt nach Wien zurück, während Jeanne noch nach Neapel weiterreist und erst wieder im Frühjahr nach Wien kommt.

Lord Stewart, der tapfere Soldat, hat sich auf die Kunde von Wilhelminens Ankunft bereit gemacht, Wien zu verlassen. Er muß ohnehin nach England, um dort seine Hochzeit mit der jungen Lady Vane vorzubereiten. Wenige Tage nach dem Eintreffen der Herzogin reist er ab, ohne sie noch einmal zu sehen. Das erinnert Wilhelmine an jene spaßige Flucht vor fast zwei Jahren, im April 1817, die sie miterlebte und bei der die ganze britische Mission mit dem Botschafter an der Spitze Wien verließ, um die mit dem Liebhaber Bergami unerwartet eintreffende Prinzessin von Wales nicht empfangen zu müssen. Stewarts ostentative Meidung verschließt Wilhelmine leider überhaupt den Verkehr mit dem englischen Kreise.



Dagegen trifft die Herzogin auch jetzt wieder öfters das Freundespaar, den Ungarn Rosty und den jungen Schulenburg, zum ersten Male gleich am 5. Januar, zwei Tage nach ihrer Rückkehr, bei Gentz, dann ein paar Mal bei sich zum Essen – Wallmoden, der die jungen Offiziere begönnet, ist ebenfalls zugegen. So geht es durch den Januar, in dem man häufig das Theater besucht, Rossinis „Othello“ in der Hofoper oder „Die falsche Primadonna“ im Leopoldstädtischen Theater ansieht, und auch durch den Februar. Schulenburg beschäftigt sich weiterhin mit den wirtschaftlichen Angelegenheiten der Herzogin. Feldmarschall Schwarzenberg rühmt ihr wieder seinen Ordnungssinn, seine praktische, ernste Art, seine Zuverlässigkeit. Wilhelmine ist froh, jemanden gefunden zu haben, dem sie all diesen lästigen Kram, für den ihr das Verständnis fehlt, anvertrauen kann. Insofern hält sie große Stücke auf Schulenburg. Und Schulenburg hält – um ihre Hand an.

## 2

Zunächst ist Wilhelmine so erstarrt von diesem komischen Vorschlag, daß sie dem Freier fast ins Gesicht lacht. Aber sofort hat sie sich wieder in der Gewalt. Schließlich ist ein ernst gemeinter Heiratsantrag ja doch die größte Huldigung, die ein Mann einer Frau darbringen kann. Er muß die Frau wenigstens rühren, wenn er auch noch so abwegig erscheint. Ihn mit Spott zu beantworten, ist auf jeden Fall undankbar und kann nur tief und bis zum Haß verletzen. Wo sie doch den guten Schulenburg ganz gerne mag und ihn für ihre Geschäfte so angenehm brauchbar findet! Ganz verwirrt eilt Wilhelmine aus dem Zimmer. Bleibt Schulenburg so ohne Antwort, so hat er doch auch keine Absage erhalten. Still verläßt er die Wohnung.

Wilhelmine wirft sich auf ihr Bett. In ihr kämpfen Empörung und Genugtuung miteinander. Also das mutet man ihr zu, daß sie, die Prinzessin von Kurland, die Gebieterin im Fürstentum Sagan, die reiche Herrin der Nachoder Herrschaft, die glänzende Frauenerscheinung der glanzvollsten Gesellschaft, einen österreichischen Major heiratet! Prinzen haben sich früher um ihre Hand beworben, bei denen dieser Schulenburg der Adjutant gewesen wäre, der er eben ist. Mit einem preußischen Prinzen hatte es angefangen, dann war ein französischer Prince du sang gekommen, dann ein russischer Fürst und nun hielt sich schon ein kleiner sächsischer Graf ihrer für würdig! War das etwa der berechnende Sinn seines Sichnützlichmachens, nur eine reiche Frau zu erhalten?

Es ist immer das gleiche im Leben: da strebt man einem Ziel nach und plant und müht sich, ordnet alles und legt seine Reusen aus, in die sich das Glück verfangen soll, und doch erweist sich das alles nur als eitles Tun. Und plötzlich, irgendwoher, woher man es nie vermutet hätte, steht dann das Erstrebte vor einem, ganz zwanglos, daß man es nur zu ergreifen braucht. Vielleicht nicht gerade in der erträumten Gestalt, aber doch genügend und beruhigend, wenn man sich nur damit bescheiden will. Wie machtlos wir doch sind! Von zwei Männern hat Wilhelmine nun jahrelang das Wort Heirat erhofft. So sehr sie sich in aller Vorsicht und Zurückhaltung bemühte, es von ihnen zu hören, es war vergebens gewesen. Und nun stand da eben ein junger, großer, blonder Mensch, den sie doch kaum kannte, und sprach es aus. Es ist eigentlich rührend.

Lange sinnt die Herzogin. Tagelang geht es ihr durch den Kopf. Eines weiß sie jetzt schon sicher: Schulenburg ist kein Abenteurer, der nur auf Geld aus ist. Mag er sehr durchschnittlich sein, so ist er doch gewiß ehrlich und treu. Wenn er ihr Geld auch als angenehme Beigabe ansehen wird: deswegen allein würde er nie heiraten. Wilhelmine

spürt deutlich, daß sie wirklich geliebt wird. Es liegt in dieser Liebe sehr viel von Verehrung und Ehrfurcht für Dinge, die der Mann sich selbst abgehen fühlt, für Großzügigkeit im Denken, Fühlen und Handeln, auch wohl eine Sehnsucht nach großer, unbekümmerter Lebensführung – in aller Ordnung. Bei dem trockenen Schulenburg spricht, ganz deutsch, das Herz und das Gemüt; er gehört nicht zu der Gattung der Liebhaber wie Metternich und hat auch nicht die berechnende Kühle wie Stewart.

Und du, Wilhelmine, wo stehst du selbst, wenn du es dir recht überlegst? Du bist jetzt achtunddreißig, kein günstiges Alter für eine Heirat mehr. Zwei Männer, die du an dich binden wolltest, haben von dir gelassen. Man spricht in Wien und in der Welt nicht allzuviel Gutes über dich. Es sind nicht mehr sehr viele Freunde, die dir mit aufrichtiger Hochachtung begegnen. Die Töchter wachsen heran. Ist hier nicht die Gelegenheit, die alten Gedanken zu verwirklichen und dich in Ehren zurückzuziehen? Hast du nicht deine Rolle gespielt und kannst jetzt abtreten? Ist es nicht Zeit, daß ein Mann dein Haus betreut, daß die Kinder einen Vater bekommen? Lockt es nicht, den Glanz der Welt, dessen Nichtigkeit du doch zur Genüge kennst, beiseite zu schieben und auf dem Lande und auf Reisen ein ruhiges, geehrtes Leben zu führen? Sieh! Schulenburg kennt dich seit so langer Zeit, seit den Prager Wochen. Er hat dich als Geliebte Metternichs gesehen, in Baden, in Wien, in Paris. Dein Leben mit Stewart hat er in Wien und Karlsbad beobachtet. Und doch liebt er dich und begehrt dich zur Frau. Nie wird er dir die Vergangenheit vorwerfen. Er weiß, daß du ihm keine Kinder schenken kannst, und will dich doch zur Ehe. Wenn du ihn auch nicht wiederliebst, so wird er dir doch ein treuer und ehrlicher Gemahl sein. Er wird in deinem Hause Ordnung halten. Nicht einmal auf deinen Herzogsrang wirst du zu verzichten brauchen, da du ihn aus eigenem Rechte trägst.

So bittet denn die Herzogin Schulenburg wieder zu sich. Sie danke ihm für die Gefühle, die er ihr entgegenbringe und durch die Ehe zu beweisen bereit sei. Sie habe gründlich über seine Bitte nachgedacht. Wenn sie ihm auch jetzt noch nicht ihr Versprechen geben könne, so halte sie es doch für möglich, daß sie seine ehrenvolle Bewerbung annehme. Sie bitte nur, ihr noch Zeit zu weiterer Überlegung und Sammlung zu geben. Schulenburg küßt ihr die Hand, und Wilhelmine fährt, Ende März, kurz bevor Stewart in England heiratet, mit der kleinen Em nach Ratiborschitz, in die Einsamkeit.

Ganz geheim ist diese Entwicklung nicht geblieben. In vertrauten Gesprächen erörtert man in Wien angelegentlich die Aussichten dieser Bewerbung und das Wesen der Herzogin.

## 3

Sieben Jahre lang wird Wilhelmine nun Wien meiden, das ihr doch zur eigentlichen Heimat geworden war. Sicher sind es nicht nur die Umstände, die dieses lange Fernbleiben veranlassen. Sie hat dort nichts mehr zu suchen. Als sie dann wiederkehrt, ist sie eine andere geworden.

Ein Erlebnis hat ihr noch zum Abschied die letzte Lust genommen, sich an dieser Gesellschaft weiter zu beteiligen. Es kommt von Metternich. Gleich nach Wilhelminens Rückkehr hat er sie getroffen und ihr dabei empörende Vorwürfe gemacht. Wie sie nur dem guten Paul Esterházy so den Kopf verdrehen und ihn nach Italien habe locken können? Das sei doch ein sonderbares Benehmen für eine Frau in ihrem Alter, zumal wenn ihre Verführungskünste einem so viel jüngeren und verheirateten Manne gälten. Nicht einmal richtigen Urlaub habe Esterházy gehabt. Metternich, sein Chef, hätte ihn so gut in Aachen beim Kongreß

brauchen können. Er sollte längst zurück sein in London auf seinem Botschafterposten.

Das sind ja ganz neue Töne, die Metternich da zur Verfügung hat. Moral und Pflichteifer nun auf einmal! Und dabei noch auf einen Fall angewandt, der nun wirklich denkbar unschuldig ist. Wilhelmine kommt das Weinen.

„Ich habe sie bittere Tränen über ihre Haltung vergießen lassen“, schreibt Metternich seiner neuen Freundin, der Gräfin Lieven, der Frau des russischen Botschafters in London, die er in Aachen auf dem Kongreß kennengelernt hat und mit der er seither heiße Liebesbriefe wechselt. „Sie hat“, fährt er fort, „mit Überzeugung geweint, wie es ihr immer geht, wenn ich ihr die Wahrheit sage – und morgen wird sie neue Dummheiten anfangen.“

Auch ein paar Wochen später ist Metternich noch immer überzeugt, daß Esterházy, der sich inzwischen in Wien wieder eingefunden hat und natürlich auch die Herzogin besucht – nach London zu gehen kann man ihm nicht zumuten, da sein Schwager sterbenskrank ist –, in den Netzen seiner einstigen Geliebten gefangen ist. Vergeblich sucht Wilhelmine ihm das auszureden, auf einem Essen, zu dem sie ihn einlädt, und auf einer Gegeneinladung bei ihm. Das ist der Fluch des Rufes, in den sie sich gebracht hat.

Wir sind nicht bereit, die allgemeine abfällige Beurteilung zu teilen, die dem Fürsten Metternich seit 1848 geworden ist. Wir sehen vielmehr manchen Zug von Bedeutung, manchen großen staatsmännischen Gedanken, manches entscheidende Verdienst bei ihm, wenn auch seine politische Schau, mehr erhaltend als Neues aufbauend, von der Entwicklung abgelehnt und er so zum bloßen Routinier wurde. Der „Fortschritt“, der ihn verdammt, ist von uns wieder zu weiterem überwunden. In manchem, besonders in der Idee des Deutschen Reiches, haben wir uns Metternich wieder genähert. Wenn wir aber auf den Menschen Metternich, auf seinen Charakter blicken, so offenbart er sich uns gerade in seinen

Briefen an die Gräfin Lieven, und bei ihnen gerade in den Stellen, die die Herzogin von Sagan behandeln, von seiner peinlichsten Seite.

Uns, die wir das Leben der Herzogin bis hierher verfolgt haben, sagen diese Briefabsätze wenig über Wilhelmine aus; um so mehr aber über ihren Schreiber. Mag er auch in Aachen von der kapriziösen und intelligenten politischen Dame auf die Herzogin, die der Lieven, wie aller diplomatischen Welt, als Metternichs Geliebte bekannt war, angesprochen worden sein, so ist das doch kein Grund, dieser nun ohne weitere Aufforderung über die Herzogin mehr zu berichten, als sie wissen will. Metternich schreibt über Wilhelmine so viel, daß die Lieven geradezu ängstlich wird wegen seiner starken Erinnerungen an die Frau, die, wie er, jetzt in Wien weilt. Metternich muß nun wieder weiter über sie schreiben, um seine neue Freundin zu beruhigen: „Wie konntest Du über das beunruhigt sein, was ich Dir von Frau von Sagan berichtet habe? Wieso bist Du nicht darauf gekommen, Dich – als Heilmittel – ihr – als Übel – gegenüberzustellen? Solltest Du meinen letzten Brief in derselben Stimmung gelesen haben, wie den ersten, so wirst Du als Liebe angesehen haben, was bei mir nur Mitleid und Abneigung war. Es war sogar überwiegend Abneigung, so daß sich mein Gefühl nicht in Haß verwandeln konnte. Frau von Sagan ist für mich gar kein lebendes Wesen, geschweige denn ein Wesen von Vernunft, angesichts ihrer übertriebenen Unvernunft. Sie ist für mich nicht mehr als ein Gegenstand des Widerwillens und wird auch nie mehr sein. Wie kannst Du glauben, meine Freundin, daß Du mein Herz nicht genügend ausfüllen könntest, um jede andere daraus auszuschließen.“

Also Mitleid und Abneigung sollen es jetzt gewesen sein, die ihn einst zu Wilhelmine geführt haben? Das soll man im Ernst dem Herrn Fürsten glauben? Auch Frau von Lieven glaubt es nicht, selbst wenn Metternich noch einmal

in einem weiteren Briefe die Herzogin mit ihrem angeblichen Verhältnis zu Esterházy anprangert. Wie wirr das alles ist! Einmal schreibt er, Paul „tröste sich“ bei seiner Schönen, er habe „das Glück“ gehabt, ihr drei Wochen länger als er hoffte, nahe zu sein, er sei – mehr wohl als die Herzogin – „bedrückt“, diese verlassen zu müssen, er würde „glücklich sein“, könnte er in Wien bleiben, und dann meint Metternich doch wieder, vorwiegend bestimmten wohl materielle Gründe diese – angebliche – Verbindung.

Er schreibt: „Mehrere meiner Freunde haben niemals begriffen, wie ich in die Herzogin verliebt sein konnte“ (Gentz wird doch wohl gewiß nicht damit gemeint sein; das würde doch dessen Briefen an Metternich zu sehr widersprechen). „Ich bin es auch niemals gewesen. Ich habe mein Unternehmen mit ihr geliebt und es durchgehalten, obwohl es unmöglich war.“ Wie paßt das zusammen mit der Stelle im nächsten Briefe: „Es gab einige Jahre, da ich viel dafür gegeben hätte, am gleichen Orte mit ihr zu weilen?“

Ist es Metternich im Ernst zu glauben, daß er Wilhelmine niemals von seiner Liebe zu ihr gesprochen habe? Und wenn er es tat, so muß er sie wohl doch geliebt haben; denn er beteuert der Gräfin Lieven: „Ich habe mir nicht vorzuwerfen, jemals einer Frau gesagt zu haben, daß ich sie liebe, wenn ich keine Liebe verspürte.“

Nein, es ist ganz offenbar nichts als brieffüllende Schwatzhaftigkeit schäbigster Art, wenn Metternich die frühere Geliebte gegenüber der neuen durchhechelt ohne anderen Grund, als sich wichtig zu machen und sich in das ihm passend erscheinende Licht zu setzen. Wahrheit und Erfindung paaren sich in diesen seitenlangen Schilderungen zu einem üblen Zerrgebilde.

„Frau von Sagan ist ein Mensch mit viel Geist, von starkem Selbstbewußtsein, von einem äußerst gesunden Urteil und von einer fast unzerstörbaren physischen Ruhe. Aber sie macht nichts als Dummheiten. Sie sündigt siebenmal am

Tage, sie faselt, und sie liebt, wie man diniert.“ „Frau von Sagan ist eine sehr wunderliche Frau. Mehr als das, sie ist entschieden verrückt, aber von einem Wahne, den ich, außer bei ihr, nicht kenne. Sie will immer, was sie nicht tut, und tut, was sie nicht will.“

„Ich habe das alles gewußt, als ich in einem Moment, da ich vom Himmel verlassen war, sie vernünftig in eine Aktion einschalten wollte. Ich habe dies Unternehmen mit Eigensinn weitergetrieben; ich habe mich ihm hingegeben, wie der Lösung eines Problems hoher Wissenschaft. Ich habe mich über mich selbst geärgert, ich war voll Groll gegen mich und habe mich für so dumm gefunden, daß ich mich bedauert habe; aber es liegt nicht in meiner Natur, leichthin einen Entschluß aufzugeben.“

„Hundertmal habe ich der Frau gesagt, daß ich sie nicht ausstehen könne. Sie hat in dieser Tatsache einen Grund zum Ehrgeiz gesehen. Es schien ihr verlockender, das Gefühl der Abneigung zu besiegen, als mit dem der Liebe zu leben. Wie ihr das gelungen ist?! Sie glaubte mich zu kennen, aber sie hat mich nie gekannt. Sie wollte mich bezwingen, aber man bezwingt mich niemals!“ ... „Sie liebte mich, weil ich sie nicht liebte“

„Ich hatte mir einen Termin gesetzt, und mit der gleichen Willenskraft, mit der ich das Unternehmen angepackt hatte, habe ich es – nicht durchgesetzt“ „Ich habe bankrott gemacht. Ich habe gesehen, daß Treue von allen Eigenschaften diejenige war, die man am wenigsten bei ihr finden kann. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, wie es immer bei schlechten Geschäften geht; ich habe fünf oder sechs Monate Geduld gehabt, mit Vorstellungen, mit Verdruß. Ich habe dann gebrochen, um nicht wiederzukehren. Am Morgen des Bruches wollte Frau von Sagan sich töten. Ich ließ es gut sein – und sie tötete sich nicht.“ „Ich habe es aufgegeben, wie der Mathematiker nach Jahren die Unternehmung der Lösung der Quadratur des Kreises aufgeben



würde. Ich war endlich wahnsinnig, wie es ein Mathematiker ist, wenn er sich von einer Untersuchung löst, die jenseits aller Erfolgsmöglichkeiten liegt. Meine Freunde haben nicht verstanden, wieso ich mich nicht mit gezogenem Messer mit dieser Frau entzweien konnte. Ich habe mich nicht mit ihr entzweit, ich hasse sie nicht, weil ich sie nie geliebt habe. Ich hasse die Zeit, die ich einer falschen Planung gewidmet habe.“ „Ich habe in meinem Leben wenige Torheiten gemacht, aber zu dieser bekenne ich mich, weil sie so stark ausgeprägt war“

„Von diesem Abschnitt meines Lebens bleibt mir ein peinliches und widriges Gefühl, das ich nur empfinden, aber nicht beschreiben kann.“

„Du siehst, daß sie für mich niemals mehr ist und sein wird als ein Gegenstand des Widerwillens“ „Meine Freundin, von allen Wesen der Welt ist mir Frau von Sagan jetzt das fremdeste und das, was mir am fremdesten bleiben wird für den Rest meines Lebens.“ „Heute ist mir ihre Anwesenheit weder angenehm noch unangenehm; sie bedeutet mir gar nichts.“

„Du wirst glauben, daß ich überhaupt nie lieben kann, weder heute noch morgen. Sei versichert, meine Freundin, daß das nicht zutrifft. Was die Herzogin betrifft, liegt außerhalb meiner Art und daher auf einer ganz anderen Ebene als der unseren.“

So geht es in den verschiedenen Briefen munter weiter, ohne daß es zu dem Bild etwas beitragen kann, das uns aus unbefangeneren Quellen von der Herzogin von Sagan fließt. Diese späten Ergüsse können nur noch einmal die Tiefe des Eindruckes aufweisen, den Wilhelmine in Metternich hinterlassen hat. Wenigstens die Ungereimtheiten wollen wir entschuldigen mit den Worten, mit denen Metternich seiner neuen Korrespondentin gegenüber die wiederholten Darlegungen über die Herzogin entschuldigt: „Ich schreibe Dir immer aus innerem Antrieb, ohne Ordnung,

ohne Berechnung, ohne lange Bemühungen. Ich schöpfe immer aus derselben Quelle: aus meinem Herzen. Mein Kopf hat mit meinen Briefen nichts zu tun. Ich nehme, was mir unter die Hände kommt und lege es auf das Papier...“

Herzogin Wilhelmine weiß natürlich nichts von diesem Briefwechsel. Aber irgendwie müssen sich diese Gedanken Metternichs schon in seinem Verhalten zu ihr während dieses letzten Wiener Aufenthalts ausgeprägt haben. Sein Ton ihr gegenüber ist alles andere als erfreulich. Es ist, alles in allem, kein Vergnügen mehr, in Wien zu leben.

## 4

Nach Ratiborschitz hat Graf Wallmoden Wilhelmine begleitet. Leider erkrankt der treue Feldmarschall dort schwer. Als es ihm wieder besser geht, läßt er sich nach Prag schaffen, von wo er, schnell erholt, nach Wien zurückkehrt. In Ratiborschitz tritt nun große Ruhe ein. In dieser Stille reift Wilhelminens Entschluß, Schulenburgs Werbung anzunehmen und das bisherige Leben aufzugeben.

Unter der Hut eines Mannes sollen fortan die Natur und die Familie, Mutter, Schwestern und Töchter, ihr Leben ausmachen. Politik und Gesellschaftsleben werden nicht mehr sein Inhalt, sondern nur noch Würze sein.

Das vorjährige Familientreffen in Sagan soll auf aller Wunsch in diesem Jahre wiederholt werden, und zwar sogar in weiterem Rahmen. Herzogin Dorothea, die nach dem Winter in Paris das Frühjahr in Karlsbad mit der Stiefschwester verbracht hat, hat für den Herbst nach Löbichau eingeladen.

Auf dem Wege dorthin nimmt Wilhelmine in Karlsbad Aufenthalt, wo sie sich mit ihren Schwestern trifft und wohin sie auch Schulenburg bestellt hat. Dort gibt sie ihm ihr

Jawort. Da dies eine formvollendete Ehe werden soll, muß Schulenburg sich natürlich noch vorher der Mutter seiner Braut vorstellen. Er soll nach Löbichau nachkommen, wenn die Zeit recht erscheint, wenn Fürst Schwarzenberg ihn entbehren kann, der auch in Karlsbad weilt.

Dort hebt jetzt, Ende Juli 1819, der Kongreß an, der am 1. September mit den berühmten Karlsbader Beschlüssen beendet werden wird. Wilhelmine nimmt an diesem politischen Leben keinen Anteil, obwohl es diesmal doch nun wirklich bequem liegt und manche Aufforderung dazu an sie ergehen mag. Aber sie bleibt fest. Sie meint es ernst mit ihrer Bescheidung und benutzt die Gelegenheit, ihre Umstellung allen, die sie von früher her kennen, deutlich werden zu lassen. Noch vor Beginn des August fährt sie mit ihren Schwestern nach Löbichau ab.

Schulenburg, der sich nun auf seine neue Aufgabe, das große Amt seines Lebens, vorzubereiten hat, benutzt mit seinem Freunde Rosty die Zwischenzeit, die Lage – die seelische und geldliche – seiner Braut möglichst genau zu erfassen, gründlich und zuverlässig wie er ist. Er hält sich da besonders an Gentz, der die Herzogin länger und genauer kennt als irgendein anderer, mit dem man solche Gespräche führen könnte.

## 5

In Löbichau findet Wilhelmine schon die Mutter und Tante Elisa Recke, die jetzt mit ihren 63 Jahren asthmatisch wird, sowie deren seit Jahren unzertrennlichen, noch drei Jahre älteren Dichterfreund Tiedge vor. In dem von Dorothea erbauten neuen Schloß wohnt nur diese selbst. Die übrigen Räume, der Saal, das Speisezimmer, das Balkonzimmer, mehrere Bücher- und Leseräume, sind dem geselligen Zusammensein vorbehalten. Elisa und Tiedge haben ihre ständigen Zimmer im nebenliegenden „Alten

Schloß“, das auch die meisten der vorüberziehenden Gäste aufnimmt.

Die drei Töchter dagegen sind im Schlöschchen Tannenfeld, das einst für Batowski gebaut worden war, untergekommen; Wilhelmine mit ihrer Kammerjungfer im Erdgeschoß, Pauline und Jeanne im ersten Stock.

Schnell beginnen sich auch die übrigen Gasträume zu füllen. Die Herzogin Dorothea hat auf ihrem letzten langen Besuch in Kurland alte Beziehungen wieder aufgefrischt und eine ganze Menge Kurländer eingeladen; an Verwandten drei Neffen Medem, Söhne der Brüder, junge Vettern Wilhelminens; den Adelsmarschall Baron Fircks, einen alten Besucher Löbichaus; ihre Hofdame Gräfin Chassepot aus Paris, eine Nachfolgerin Frau von Piattolis und wie diese eine geborene Baltin; Herrn von Groschke mit seinen Töchtern, von denen die eine später den Maler Wilhelm von Schadow heiratet; ein Ehepaar von Brinken nebst Tochter; einen Herrn von Völkersam mit Sohn. Manche dieser Gäste und weitere Besucher kommen in Löbichau nur für kurze Tage durch. Ein Enkel des alten Gegners von der Howen, in Jena Student, kommt ab und zu herübergeritten. Das sind etwa die Kurländer.

Aber man will ja nicht einfach ein Landleben haben. Man will sich auch geistig erbauen, man will etwas wie einen „MUSENHOF“ haben, man will „GEISTESFÜRSTEN“ um sich scharen. Tiedge – er hat zu seiner Zeit, hauptsächlich als Dichter der „URANIA“, wirklich einen Namen – bildet dafür den Stamm. Elisa lädt dazu den vierundsechzigjährigen Friedrich Schink ein, als Bühnenkritiker bedeutender denn als Dichter, den das Geschick arg herumgeworfen hat und dessen empfindsame Werke schon zu seinen Lebzeiten vergessen sind, einen Freund des großen Schauspielers und Dramaturgen Fr. Ludwig Schröder. Sie verschreibt sich ferner aus Berlin den berühmten Professor Marheineke, den Hegelianer, der demnächst als Prediger

Amtsgenosse Schleiermachers an der Berliner Dreifaltigkeitskirche werden wird. Tiedge hat die Erlaubnis erhalten, seinen Verleger Eberhard aus Halle einzuladen, der selbst literarisch tätig ist und dann auch mit seiner ganzen Familie erscheint.

Eine Persönlichkeit aus anderer Sphäre ist der kluge Anselm von Feuerbach, der große Strafrechtslehrer und Verfasser des Bayrischen Kriminalgesetzbuches, der jetzt Präsident des Appellationsgerichts in Ansbach ist. Er ist mit Elisa Recke befreundet – woher sie nur alle diese Menschen kennt?! – und bringt seinen ältesten Sohn Anselm mit, einen zwanzigjährigen rechten Melancholikus, der, wie alle seine Brüder, ein berühmter Professor werden und der Welt in seinem Sohn Anselm einst einen großen Maler schenken wird. Elisa wird sich im Anschluß an diesen Löbichauer Aufenthalt ein Jahr lang mit Tiedge dem jungen Menschen widmen, um ihn von seiner Menschenscheu und seinen Grübeleien zu befreien.

Welch ein anderes Leben ist das hier plötzlich als das, das Wilhelmine bisher geführt hat. Der Adel ist nur Zuschauer und läßt sich von dem gebildeten Bürgertum unterhalten. Politik und Intrige sind soweit ausgeschaltet, wie das im menschlichen Leben nur möglich ist. Einen „Geistesparnaß“ nennt man so etwas wohl. Es wird emsig Tagebuch geführt und gedichtet. Schink besonders wartet zum Lobe der Damen fast täglich mit einem neuen Lied oder einem poetischen Rätsel auf, die zur Teestunde in geselligem Kreise verlesen und dann als „Theeblätter“ wohl verwahrt werden.

Wilhelmine gibt sich dem Reiz dieses neuen Lebens hin. Neben der Mutter, der Tante Recke, neben Tiedge und Schink, diesen Alten, fühlt sie sich jung. Neben all der Jugend – bald kommt auch die Gräfin Trogoff mit den Pflgetöchtern, mit Emilie, Marie und Jeannes Pflgling Louise von Seignoret, an – wird sie wieder jung.

Es ist eine Eichendorffsche Stimmung in diesem ungewungenen Zusammenleben, in diesem „Arkadien“, dem die Mutter Dorothea als „Titania“ vorsteht. Man liebt sich und verehrt sich, man singt und tanzt, die Männer suchen sich Damen als Gegenstand ihrer romantischen Huldigung. Marheineke macht der Gräfin Chassepot schöne Augen, Feuerbach Vater ist von Fürstin Pauline Hohenzollern begeistert, und ein junger Baron Sasse schwärmt erst für Herzogin Jeanne, dann für die junge Emilie Gerschau.

Aber der Glanzpunkt des Treffens soll noch kommen. Am 21. August feiert man sehr sinnig den Geburtstag der fernen Schwester und Tochter Dorothee mit einem großen Ball. In poetischer Frage und Antwort erläutern Marheineke und Tiedge die Bedeutung des Tages. Und dann erwartet man einen der größten Dichter seiner Zeit, den Legationsrat Paul Richter, den wir als Jean Paul kennen. Dorothea hat ihn schon im Mai, auf der Durchfahrt nach Karlsbad, in Bayreuth für ein paar Stunden zu sich kommen lassen und nach Löbichau eingeladen. Er hat dann zwar später Arbeiten vorgeschützt, aber das hat ihm nichts genützt. Die alten Damen in Löbichau locken und drängen zu nachdrücklich. Als er sich dann aufmacht, findet er bereits in Hof den Adelsmarschall von Fircks und einen anderen Baron zu seiner Einholung vor. In Gera wird das Ehrengelait noch durch Marheineke, die Marquise Chassepot und eine weitere Dame vergrößert. Dann tritt der Meister – angekündigt durch seinen berühmten Pudel – spät abends vor seine neue Herrin für drei Wochen.

Nun muß man natürlich besonders unterhaltsam sein. Man plant, um die Dichtkunst zu ehren, ein Fest eigener Art, eine Dichterweihe, und ist dabei klug genug, die Feier nicht allzu ernst zu nehmen, ohne sie doch wieder so scherzhaft zu gestalten, daß die Betroffenen sich verspottet fühlen können. Der alte ehrliche Schink muß an den lebenswürdigen Scherz glauben – und er glaubt daran. Er ist ganz

gerührt, als er in poetisch-feierlicher Sitzung zum Dank für seine den Damen reihum verteilten Huldigungsgedichte, zum „Frauenlob dem Zweiten“ ernannt wird. Selbst dem fleißigen Tiedge, der die Reden gereimt hat, kommen die Tränen ob dieser Anerkennung seines Freundes. Alles ist wohl bereitet; es fehlt nichts von einer Seligsprechungs- oder Belehnungsverhandlung, nicht der blumenbekränzte Thron für Dorothea-Titania, wohlabgestuft umgeben von den Töchtern, den Mädchen und den anderen Damen, nicht der Lorbeer für Schink, nicht das Weihelied, nicht der „Kanzler vom Damenorden“, dessen Part der elegante Feuerbach, geschmückt mit vielen Orden und einer schwarzen Frauenschürze als Robe, übernimmt, noch der protokollführende Sekretär, den Tiedge abgibt, weder ein Herold, mit dem wohlbelebten Eberhard schlecht besetzt, noch Banner, die Paul Medem und Baron Fircks schwingen. Man ermangelt selbst nicht des Malers; der Zeichenlehrer Welker, der mit Wilhelminens Pfleglingen angekommen ist, zeichnet das Ganze und hält es in Aquarell für die Nachwelt fest.

Jean Paul wird geradezu ein wenig neidisch – er behauptet, es besonders wegen der Küsse zu sein, die Schink gemäß dem Zeremoniell von jeder der Damen erhält –, und darum muß man auch ihm ein Fest ausrichten. An einem schönen Abend beleuchtet man den Park magisch. Zwei auserwählte Damen führen den gefeierten Meister dann in romantischem Zuge seinen Verehreren und Huldinnen in diesem Elfenreich zu. Er sagt selbst: „Als auf dem Rückweg die ganze Gesellschaft Arm in Arm durch die ätherischen Freudenfeuer auf beiden Seiten mit dem gemeinschaftlichen Absingen eines deutschen Liedes zog, da hatte ich endlich jene Nacht des Himmels, nach der ich mich durch meine leere Jugend hindurch so oft gesehnt; eine Nacht, in der ich in der Jugendzeit mein unbewohntes Herz dahingegeben hätte.“

Jean Paul ist aber auch nicht müßig. Er schreibt Aphorismen, die er dann vormittags in Tannenfeld, die Zuhörer zu



Schinks Dichterkrönung  
Löbichau 8. November 1819



seinen Füßen auf der Freitreppe, verliert, etwa in der Art: „Man kann in dem paradiesischen Löbichau zu allen Mitseligen eher als zu sich selbst kommen.“ Er liest auch sonst der Gesellschaft vor – ausschließlich aus seinen Werken –, mit nicht sehr hinlänglicher Stimm- und Ausdrucksgabe und so eingehende Erläuterungen zwischenstreuend („goldbeschwingter Engel“, das ist ein Engel mit goldenen Flügeln; „rosige Morgendämmerungsstunde“, das ist die Zeit des Tagesanbruches), daß es den Herren manchmal zu viel wird. Zum Schluß seines Aufenthaltes, Mitte September, wartet er dann mit seiner in Löbichau geschriebenen „Erntefestpredigt“ auf.

Diese und spätere Sommertage in Löbichau sind schon so häufig im einzelnen beschrieben worden, daß wir uns zur Darlegung der Grundstimmung damit begnügen wollen, hier ein paar Sätze aus Jean Pauls eigener Schilderung wiederzugeben.

Er konnte diese vollkommene Freiheit, deren sich jeder dort erfreute, nicht genug rühmen: „Jeder Gast frühstückt mit sich selber und sieht aus seinem Fenster über dem Altan, wenn er so wohnt wie ich, bloß einzelne Damen durch die Park- und Morgenkühle wandeln oder Kammerjungfern, die noch nicht in heißem Feuer und Handgemenge mit dem ungeplätteten und ungefalteten Weißzeug stehen.“ Arbeiten oder Promenaden wechseln den Vormittag über, bis um zwölf Uhr zum „Generalfrühstück“ geläutet wird, das sich oft über mehrere Stunden ausdehnte. „Alle nötigen Sekten sind hier vereinigt, jeder kann die Meinung, welche er will, ergreifen – gegen oder für Magnetiseurs – gegen oder für Juden – gegen oder für Ultras und Liberale –, niemand wird etwas dagegen sagen – als höchstens seine Gründe; oft erscheint dabei die immer ruhige und heitere Dorothea auf dem Kampfplatz, um die brennend zusammengehenden Strahlen verschiedener Parteien sanft auseinanderzubrechen. Dieses Freisein im geselligen Sprechen wie im geselligen

Genießen ist nun der gesellschaftliche Vertrag (contrat social) in Löbichau; gebt aber nur Freiheit, so gedeihen sie beide, Freuden wie Kenntnisse, von selber; am Freiheitsbaum lassen sich die Freudenreben höher ziehen, so wie die Zweige des Erkenntnisbaumes.“

Die Ideen der Zeit gehen also auch an diesem Poetenwinkel nicht ganz vorüber. „Gebt nur Freiheit“, so lautet die Losung, die sich gegen die Karlsbader Beschlüsse, gegen die Auflösung der Burschenschaften, die Verhaftung Jahns und die Entsetzung Arndts richtet.

Aber dieses freiheitliche Treiben an dem „Kurländischen Hofe“ würde wohl Talleyrand und selbst Metternich nur zu einem feinen Spott veranlaßt haben, denkt Wilhelmine. Wenn es auch süß ist, sich diesem neuen Leben hinzugeben, so sind doch die „Geister“, die hier voneinander so viel Aufhebens machen, meist zu komische Figuren, als daß eine Dame der großen Welt sie ganz ernst nehmen kann. Feuerbach und prälatenhaft-salbungsvolle Marheineke mögen passieren. Der alte Tiedge ist zwar herzensgut, aber wirklich keine erhebende und anmutige Erscheinung mit seinem Klumpfuß. Noch kümmerlicher ist der naive Schink. Er hat zwar einen guten Kopf, ist aber zusammengeschrumpft und stottert ein wenig. Der berühmte Jean Paul ist dick und ungraziös. Seine Kleidung ist vernachlässigt, seine Wäsche oft geradezu schmutzig. Er zieht Geraer Doppelbier jedem anderen Getränk, besonders dem Tee, vor. Man kann sich kaum das Lachen verbeißen, als er nach drei Wochen zum Abschied der Herzogin Wilhelmine noch das Taschentuch vorzeigt, in das diese bei seiner Ankunft einen Wohlgeruch gegossen hat. Der „Hofmaler“ Ernst Welker ist nun gar ein Zwerg, kahlköpfig und zahnlos, obwohl erst Mitte der Dreißig. Und von den Damen ist Tante Elisa auch keineswegs mehr anziehend, wenn sie es mit ihren hervortretenden Augen und der mächtigen Nase je gewesen war. Sie wird immer humorloser. Witz nennt sie „die Krätze der Seele“ Ihr Edelmut

kennt besonders im altjüngferlichen Ehestiften keine Grenzen. Die Trogoff kennen wir schon. Die Markgräfin Chassepot hat, geradezu gesagt, Triefaugen.

Das wäre keine Versammlung für den Vater, den Herzog Peter, gewesen, der immer Wert darauf legte, nur schöne Menschen um sich zu sehen. Nur an den jungen Damen, eine reizender als die andere, mußte jeder sein Gefallen finden. Die schlanke Emilie Gerschau war zwar nicht eigentlich schön, fesselte aber durch ihre sprechenden blauen Augen mit dunklen Wimpern, durch ihre vornehme Blässe, durch ihr hellblondes, von einem Goldschimmer durchflossenes Haar. Sie war die geistreichste der Kinder und folgte leicht auch ernsten Gesprächen. Louise Seignorets kleines weißes Gesicht umrahmten dicke, brandrote Locken. Die kleine Marie Wilson, ein äußerst stilles Kind, war ein Engel an Schönheit und Güte. Auch sie mit wunderbarem blondem Haar, in das sie sich ganz einhüllen konnte. „Silberlilie, Feuerlilie und Amaranth“ nannte Tiedge die drei in einem Gedichtchen.

In diese Gesellschaft kommt Schulenburg spät und als Außenseiter, von Herzogin Dorothea und ihren Töchtern mit Auszeichnung empfangen, sonst aber ganz im Hintergrund bleibend. Erst als die Mehrzahl der Gäste abgereist ist, wird die bevorstehende Hochzeit bekanntgegeben, und wenige Tage später findet die Trauung im Saale des Schlosses Löbichau statt.

Da steht der neue Herr von Sagan und von Nachod, nach einem französischen und katholischen, einem russischen und orthodoxen, ein deutscher und evangelischer Mann als Wilhelminens dritter Gatte, groß, blond und ernst, wie der junge Angelsachse Athelstane in Scotts Ivanhoe. Nun hält er die Hand der schönen Herzogin, diese ebenmäßig feine und kleine Hand, die in ihrer zierlichen Weichheit so sehr dem Zeitgeschmack entspricht, daß man sie für wert hält, in Porzellan nachgebildet zu werden. Die Braut ist schon im

grauseidenen Reisekleid, mit weißseidenem Hut; denn sofort will das junge Paar abfahren. So kann man denn offen seine Tränen zeigen. Sie rechtfertigen sich durch den Abschied von Wilhelmine und gelten doch mehr einem anderen Abschied, von dem man weiß oder den man doch erfühlt: dem Abschied Wilhelminens von ihrem bisherigen Leben des Glanzes, der Geselligkeit – und des Klatsches zu einem Leben in Natur, Familie – und Ordnung.

## 6

Die Reise des neuen Paares geht nach Böhmen, nach Worlik, auf die Herrschaft des Generalfeldmarschalls Schwarzenberg. Mindestens Schulenburg hat seinem einstigen Dienstherrn, der seit drei Jahren vorzeitig vom Schlag gelähmt ist, seinen Dank abzustatten. Auch solche Schulden pünktlich zu begleichen, wird der korrekte Schulenburg nie vergessen.

Es sind kurze und sehr stille, schöne Herbstwochen, die Wilhelmine mit ihrem Mann bei dem siechen Fürsten und seiner originell-geistreichen Frau verlebt. So ganz das Gegenteil von dem geräuschvollen Getriebe in Löbichau. Nur die drei Söhne des Hauses und Emilie Gerschau beleben jugendlich die Ruhe.

Zu Anfang des Winters beginnt dann das neue Leben in Sagan. Schulenburg tritt als „Prince consort“ an. Es ist nicht immer leicht, erstlich den Herrn in Sagan vorzustellen und die Nachbarn, die schlesischen Dohnas und Arnims, die Stillfrieds, Stoschs und Strachwitze, alles Grafen, vor denen Schulenburg doch von Geburt nichts voraus hat, dabei nicht vor den Kopf zu stoßen, wenn sie in Sagan zu Gast weilen. Das Leben gleicht, bei etwas verringertem Personenkreis, durch die äußeren und inneren Gegebenheiten auffallend dem Saganer Hofe in den letzten Jahren

des vorigen Jahrhunderts, als Herzog Peter noch lebte. „Die Säle erglänzten von Wachskerzen, der Stall war mit stolzen Rossen gefüllt, die Jagddiners, bei denen wir manchmal bis acht Uhr auf die heimkehrenden müden, gährenden Jäger warten mußten, wechselten mit Bällen, Maskeraden und Theatervorstellungen.“

Man merkt aber doch die Einschränkungen gegenüber früher, die Schulenburg anordnet. Von einem Hausorchester oder einer Schauspielertruppe ist keine Rede mehr. Wichtiger aber als Schulenburgs Anordnungen ist die Ordnung, die er bringt und die eigentlich allein genügt, damit sich die herzoglichen Finanzen wieder ganz erholen. Welker gibt den Töchtern seinen Unterricht im Zeichnen und ist dabei komischerweise abwechselnd in eine der jungen Damen verliebt. Marheineke hat aus Berlin wunschgemäß einen jungen Theologen gesandt, der Marie auf ihre Konfirmation vorbereiten soll, der sich aber mehr als taktloser Tölpel denn als Seelenhirt erweist. Das Kind ist im übrigen in den Händen ihrer Erzieherin, Fräulein von Bomhard, der Tochter eines gelehrten Mannes, wie die Forster es gewesen war, aber leider nicht gescheit, wie diese, sondern „gelinde gesagt höchst beschränkt“ Es bleibt noch übrig, Monsieur Auguste zu erwähnen, den langjährigen französischen Koch Wilhelminens, dessen großer, von der Hausherrin verständnisvoll angeregter und auch wieder gemäßigter Kunst der Ruf der Saganer Gastlichkeit viel verdankt.

## 7

Auch der Sommer 1820 soll in Löbichau als großes Familientreffen verbracht werden. Die seltsam unwirkliche Stimmung dort, die Märchenromantik der alten Damen, „wo der Dichtung Welt Wahrheit und Wirklichkeit wird“, wie Schink singt, entspricht zwar Wilhelminens Anschauungen

von wohlverbrachten Tagen nicht in allen Stücken, und denen ihres Mannes schon gar nicht; aber man will doch der alten Mutter und der verehrungswürdigen Tante Elisa die Freude nicht nehmen, und diesmal soll es auch nicht für lange sein; denn man plant, die so traurig unterbrochene Italienreise von vor zwei Jahren freudiger zu erneuern und den Winter in Neapel zu verbringen. Karlsbad oder Teplitz kommen, darin stimmt Schulenburg seiner Frau zu, ohnehin nicht in Betracht, da man sich ja von der dort weilenden Wiener Gesellschaft lösen will. Schließlich wird die Anwesenheit der vielen jungen Leute in Löbichau, die Herzogin Dorothea in Aussicht gestellt hat, der Pfliegerochter Emilie vielleicht doch Gelegenheit geben, zu einem Manne zu kommen; Schulenburg sieht das neunzehnjährige, eigenwillige Mädchen fast schon als alte Jungfer an.

Bevor man aber nach Löbichau – diesmal recht früh im Jahre – geht, macht Wilhelmine mit den beiden Pfleglingen noch für einige Wochen einen Abstecher nach Leipzig, wo sich Fürst Schwarzenberg mit seiner Familie befindet. Einer von dessen drei Söhnen könnte doch vielleicht Gefallen an „Em“ finden; vorigen Herbst schien es nicht ausgeschlossen, daß es sogar der Älteste wäre. Aber noch mehr liegt der Herzogin daran, auf diese Weise den viel besprochenen Arzt Hahnemann kennenzulernen, in dessen Behandlung sich der früh gealterte Generalfeldmarschall begeben hat. Der stark umstrittene kleine alte Doktor mit seiner eigenartigen neuen Lehre von der Homöopathie ist so recht ein Gegenstand des Interesses der Herzogin, die sich unter dem Einfluß der Trogoff in noch immer steigendem Maße mit ihrer Gesundheit und mit der Heilkunde befaßt. Bedauerlich ist, daß die Kuren Hahnemanns ein recht karges Essen vorschreiben, was nach den Meisterleistungen Monsieur Augustes doppelt entbehrungsreich ist. Aber Hahnemann, der selbst täglich an des Fürsten Tisch ißt, glaubt offenbar wirklich, daß dem Menschen weniger und einfachere Nahrung,

als sie ein guter französischer Koch zu liefern gewohnt ist, bekömmlicher sei.

Da dem Fürsten überdies viel frische Luft verordnet ist – man denke nur! diese Neuerungen! –, werden im linden Mai häufige Spazierfahrten unternommen, eine davon auf den Feldherrnhügel, von dem aus Schwarzenberg die große Schlacht geleitet hat. Voll Lebhaftigkeit schildert der Fürst das einstige Hin- und Herschwanken des Sieges und überreicht dann jeder Dame ein Blümchen, das er an dieser geschichtlichen Stätte persönlich pflückt. Er stirbt, trotz Hahnemanns Kunst, noch im gleichen Jahre.

In Löbichau fand Wilhelmine außer den üblichen Sommerbewohnern, ihrer Mutter, den Schwestern, der Tante Elisa, Tiedge, Schink, dem Zeichner Welker, nur eine vergleichsweise kleine Gesellschaft vor. Vater Feuerbach war da, um seinen Sohn – recht gut erholt von seinem Mystizismus – wieder von der Baronin Recke und Tiedge abzuholen. Verleger Eberhard mit ganzer Familie war wieder für kurze Zeit aufgetaucht, und diesmal waren auch Körners aus Berlin als größter Gewinn erschienen. Der alte Staatsrat Körner, der bedeutende Anreger der großen deutschen Literatur, der hilfreiche Freund des längst verstorbenen Schiller, der auf dem Körnerschen Weinberg in Loschwitz seinen Don Carlos geschrieben hatte, der Vater Theodor Körners, war mit seiner Familie seit langem der Herzogin Dorothea und Elisa von der Recke freundschaftlich verbunden. Er brachte seine Frau Minna und deren Schwester, die Pastellmalerin Dora Stock mit, Töchter von dem alten Meister Stock, Goethes Lehrer im Kupferstich während seiner Leipziger Zeit, in der die Elegie „Alexis und Dora“ entstanden war.

Zuletzt kam noch, auch aus Berlin, der alte Hofrat Parthey, der einstige Hauslehrer von Medems in Alt-Autz, mit seiner Frau, seiner Tochter Lili und deren Stiefbruder Moritz an. Parthey hatte, nicht zuletzt durch die Förderung der Recke

und ihrer Schwester, inzwischen sein Glück gemacht; durch seine erste Frau, einer Tochter Friedrich Nicolais, war er Inhaber der bedeutendsten und einträglichsten Verlagsbuchhandlung Berlins geworden. Er hatte nie die Fühlung mit den alten kurländischen Damen verloren. Schon im Vorjahr waren alle – vor der eigentlichen Hauptzeit – einige Wochen in Löbichau gewesen, und jetzt befanden sie sich auf einer Reise an den Rhein, um unter anderem von dort den ältesten Sohn, Gustav Parthey, der in Heidelberg studierte, nach Hause zu holen.

Zu kürzeren Besuchen erschienen endlich auch andere gelehrte Leute, wie der Arzt und Naturforscher Sulzer, der Berliner Kunsthistoriker und Schriftsteller Friedrich Förster mit seiner Frau und der reichlich mißgestaltete Dresdener Archäologe Karl August Böttiger, der Elisas Italienische Reisebeschreibung herausgegeben hatte und bei ihr vormittags gelehrte Vorlesungen hielt. Da aber diesmal nur ganz wenige Kurländer gekommen waren, brauchten in Tannenfeld nur Emilie und Marie mit der Trogoff und der Bomhard zu wohnen.

„Es ist wirklich allmählich ein wenig zu bürgerlich in Löbichau“, muß Wilhelmine bei sich denken. „Das ist kein vornehmes Landleben mehr, zu dem man den einen oder anderen unterhaltsamen Gelehrten und Künstler heranzieht. Das ist bald eine Akademie der Wissenschaften und der Künste, die sich auf dem Lande breitmacht. Gut, daß Schulenburg bald kommt, um mich zu der Italienreise abzuholen. So lange wird es sich schon noch aushalten lassen!“ „Wohl, du liebliches Tal, in Altenburgs freundlichen Fluren, rings von schattigen Höh'n, kühlendem Laubdach geschützt, nenn' ich Elfenau dich“, wie Schink psalmodiert.

Tagsüber kommen immer irgendwelche Gäste aus der Umgebung oder aus Altenburg, Leute vom dortigen Hofe oder Geheimrat Budeus mit seiner Familie, der die deutschen Geschäfte der Herzogin Dorothea führt. Auch der Verleger



Brockhaus aus Leipzig, bis vor kurzem in Altenburg ansässig gewesen, erscheint auf einen Tag. Dann, als Schulenburg bereits eingetroffen ist („ein schöner, stolzer Mann“), kommt sogar eines schönen Julitages – Louis Rohan des Weges. „Er ist mit allen sehr fidel“, heißt es in einem alten Tagebuch von diesem Besuche. Wilhelmine behandelt ihn „mit Würde“. „Das liebe Mariechen“, das er zu besuchen gekommen, „behandelt er sehr zärtlich; sie gleicht ihm auch fast mehr als der Mutter.“

Nun ist der Tag der Abreise gekommen. Diesmal sollen die Töchter zurückbleiben. Die männliche Jugend soll ja erst noch erscheinen.

Unterwegs aber erhalten die Reisenden Nachrichten aus Neapel, die eine Fahrt dorthin unratsam erscheinen lassen. Anfang Juli war es da unter der Führung von Offizieren nach spanischem Vorbild zu Unruhen gekommen, die König Ferdinand gezwungen hatten, eine Verfassung zu verkünden und zu beschwören. Auf der Insel Sizilien hatte man dann ein eigenes Parlament haben wollen, was nun wieder den Neuerern auf dem Festland nicht genehm war, so daß man nun Truppen gegen Sizilien rüstet. Wilhelmine kehrt daher um, zu einem zweiten Aufenthalt in Löbichau.

Diesmal beherrscht ganz die Jugend das Leben. Die gelehrte Welt ist zumeist abgereist, Partheys mit Lili und Moritz sind von Heidelberg zurückgekehrt und haben ihren Ältesten, Gustav, den späteren Archäologen und schon jetzt ein grundgelehrtes Haus, mitgebracht. Mit ihnen sind Fritz von Piattoli, der Sohn Jeannes, ferner Josef von Brassier, der Sohn eines elsässischen Emigranten, welcher Hohlstein für Fürstin Pauline verwaltet, ein auf vielen Gebieten hochbegabter junger Mann, der später als preußischer Diplomat den Grafentitel erhält, sowie ein weiterer Studienfreund gekommen. Der junge Baron Sasse von vorigem Jahre ist schon längere Zeit in Löbichau, und auch die Vettern der Prinzessinnen, Graf Karl und die Brüder Peter und Paul

Medem, haben sich eingefunden. Das sind ihrer acht Studiosi. Selbst Schulenburg hat für heiratsfähige Junggesellen gesorgt und seinen Freund Rosty – er ist inzwischen schon Oberst geworden – sowie einen jungen Herrn Prokesch, einen Oberleutnant auch aus der Schwarzenbergschen Adjutantur, eingeladen, der mit Grillparzer befreundet ist und den auch einmal, nach glänzender diplomatischer Laufbahn, eine Grafenkrone zieren wird.

Die jungen Damen haben also wirklich nicht über Mangel an Herren zu klagen. Und so hebt denn auch ein lustiges Jugentreiben an. Es wird getanzt, gedichtet, heimlich in den Tagebüchern und zu den Freundinnen geschwärmt, natürlich auch im Komödienhaus Theater gespielt und viel gesungen. Besonders Emilie hat eine ausgezeichnete Stimme und kann neben alten englischen Romanzen „eine Menge österreichischer und toller Lieder, die alle sehr hübsch sind“ Fritz Piattoli hat ein ausgesprochenes komisches Schauspiel-talent und ist immer voll spaßiger Einfälle. Er erfindet ein ulkiges aktuelles Ballett, „Kotzebues Ermordung durch Sand“, bei der er den Kotzebue zum Totlachen darstellt.

Wilhelmine findet immer mehr Gefallen an dem jungen Volke. Ein besonderes Ereignis für die jungen Mädchen ist es jedesmal, wenn sie ins Erzählen kommt. „Man muß aber auch so erzählen können wie sie.“ Nun, sie hat ja genug erlebt und vieles gesehen und hat ein erstaunlich genaues Gedächtnis. Ob sie nun „die interessantesten Sachen vom österreichischen Hofe“ berichtet oder „die amüsantesten Geschichten von Ratiborschitz“, ob sie ihre Erlebnisse auf dem Prager Kongreß und in der darauffolgenden Kriegszeit schildert oder von Venedig spricht, immer findet sie in der jungen Generation ein andächtig und begeistert lachendes Publikum.

Die schwärmerische Verehrung der klugen kleinen Lili Parthey, die drei Jahre später, als sie mit Fürstin Pauline in Marienbad weilt, von dem alten Goethe selbst mit dem

reizenden Vierzeiler „An Lili“ beehrt wird, ist für Wilhelmine eine ganz neuartige, harmlose Freude. „Blendend-schön“, „die schönste Frau der Welt“, „meine Passion“, „es ist eine einzige Frau“, „schon sie anzuschauen, ist für mich ein Genuß“, „über alle Erwartung freundlich und gut“, „es ist eine Frau, wie es keine oder wenige mehr gibt, und ich verliebe mich alle Tage mehr“, „über die Maßen schön und noch viel unmäßiger liebenswürdig“ und, bei der Trennung, „und nun gar meine Herzogin: was war sie gut und herzlich, und wie unvergeßlich wird mir der Abschied von ihr sein“: so vertraut Lili fast täglich ihre Begeisterung dem Tagebuch an; so wirkt die schöne, kluge Herzogin auf ein gescheites, natürliches Mädchen. Aber auch die jungen Männer sind voller Verehrung. Karl Medem gesteht später eine romantische Leidenschaft für die schöne, so viel ältere Base, und selbst Gustav Parthey kann sich ihrem Scharm nicht entziehen.

Wenn die Jugend zu irgend etwas Besonderem gekommen ist, wenn man ein Duett eingeübt hat oder die Hauptprobe zu des dichtenden österreichischen General Steigenteschs „Mißverständnissen“ stattfindet: immer muß es Herzogin Wilhelmine als erste bewundern. Wilhelmine muß die Komödianten ausstaffieren und schmücken, Wilhelmine muß trösten und helfen, loben und anerkennen. Sie ist neben der Mutter die Person, um die sich letztlich alles in Löbichau dreht.

Aber nicht immer darf die Jugend nur tollen. Sie soll sich auch nützlich machen und muß daher im Verein die stark verwirrte große Bücherei des Schlosses ordnen. Heute werden „Geschichte“ und „Klassiker“ zurechtgestellt, morgen werden die „Memoiren“ fertig. So geht es fast jeden Vormittag. Es ist ein Erfolg des Schulenburgschen Einflusses. Wenn Wilhelmine dann zwischendurch mit Buttermilch und Brot erscheint, um es mit den Arbeitenden, die sie dann den Schnittern auf dem Felde vergleicht, zu verzehren, ist sie in aller Augen „unendlich reizend und liebenswürdig“

So sorgt sie für ernstere Beschäftigung, damit alles in Maßen bleibt. Sie ist die einzige, die manchmal der Lustigkeit auch Zügel anlegt. Sie weiß, daß Übermaß zur Langweile führt und Langweile die Sitten verdirbt. „Das Wort Langweile solltest du ganz aus deinem Wortschatz streichen; so etwas darf es für dich überhaupt nicht geben.“ Das ist eine der Lehren, die sie Emilie gibt und die dieser den stärksten Eindruck macht.

„Ein wunderschönes Bild verschönte mir gestern den heiteren, stillen Abend. Die drei jüngeren Herzoginnen saßen mit den jungen Mädchen auf dem Balkon, alle mit weiblicher Arbeit beschäftigt. Ein üppiger Blumenflor umrankt das eiserne Gitter des Balkons, und zwischen den hohen Säulen hindurch blickt man in das erquickliche Grün einer herrlichen Wiese, die rings von schönen Baumpartien umschlungen ist. Die Gipfel der höchsten Bäume glühten im Abendrot, und vor meine Seele trat das Bild der schönen homerischen Zeit, da die sinnige Penelopeia mit ihren Mägden den Webstuhl umwandelt.“ Das ist eine Stelle aus des jungen Anselm Feuerbachs Tagebuch während seiner Löbichauer Zeit, und wir wollen dies Bild als symbolisch für das gewandelte Leben nehmen, zu dem die Herzogin von Sagan heranreift.

Welch ein Gegensatz dazu ist das Erlebnis, das die Löbichauer Mitte September haben. Es ist wie ein grinsendes Zerrbild der Welt, die Wilhelmine verlassen hat, wie eine abscheuliche Maske des 18. Jahrhunderts, aus dem sie kam und von dem sie Abschied genommen hat, um ein neues Leben des romantischen 19. Jahrhunderts zu beginnen.

August Emil Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg, der Landesherr, hat sich „mit einem tollen Brief“ in Löbichau zum Essen angesagt. Mit der Ruhe des Hauses ist es dahin. Der Herzog ist klug und witzig, aber durch seine anomale Artung und weibische Aufmachung eine widerwärtige Erscheinung. Zu Hause trägt er häufig Frauenkleider, in Karlsbad trinkt er seinen Sprudel in verschiedenfarbigen,

seltsamen Gewändern. Die Finger strotzen von Ringen, die Arme von Spangen und Armbändern.

Zunächst muß das Haus von allen jungen Männern geräumt werden. Sie werden zu Ausflügen nach Gera und Altenburg verfrachtet. Um die jungen Damen braucht man keine Sorge zu haben. Vormittags um 11 Uhr erscheint dann der hohe Herr mit seiner Seelenfreundin, der häßlichen, alten, aber geistreichen und tugendsamen Stiftsdame Sidonie von Dieskau, und seinem übrigen Gefolge. Erst wird Tannenfeld besichtigt. Dann singen die Mädchen etwas vor; als Emilie dem Herzog von einem Hofmann als zweite Catalani vorgestellt wird, sagt er französisch zu ihr: „Ich hoffe, daß sie weder deren Präentionen noch deren Diamanten besitzen“, worauf die Pflegemutter antwortet: „Dazu hat sie keinerlei Grund, weder für die einen noch für die anderen.“ Dann interessiert sich der Herzog für den Park und mehr noch für die Schmuckschatullen der Damen.

Zum Essen dann hatten sich die Fürstinnen in großen Staat geworfen. Sogar die Kopftoquen hatten sie nicht ausgelassen, die die Damen nur zu den größten Gelegenheiten trugen. Die Herzogin von Sagan blendete mit einem roten, gelb besetzten Kleid aus Kreppseide – rot bevorzugte sie überhaupt –, trug als Kopfputz schwarzen Samt mit einer prachtvollen Agraffe, die weiße Reiherfedern hielt, und hatte „um den herrlichen Hals“ ihre berühmte Perlenkette gelegt, die sie bei ihrer ersten Vermählung vom Herzog von Bouillon erworben hatte – „Auffinden wirst du schwerlich eine gleiche. Ein fürstlich Weib hat sie dereinst getragen, verschwenderisch begabt an Leib und Seele“, wie später von dieser Kette gesungen ward.

Als dann der äußerst gesprächige – und nicht einmal schlecht sprechende – Landesfürst, mit hochgeschminkten Lippen und Wangen, gelber Perücke, den Frack mit Ordensbändern behangen, das Hemd mit dem Spitzenjabot fast bis zum Nabel offen und die weiße, fette Brust durch-

schimmern lassend, samt seinem mausgrauen Gespons abgerollt war, glaubte man, ein Phantasiestück in Callots Manier wie einen Geisterspuk an sich vorüberziehen gesehen zu haben. Eine vergangene Zeit hatte mit einer abschreckenden Fratze Abschied genommen.

Erst Mitte Oktober wurde der Aufenthalt in Löbichau abgebrochen, nachdem die fünfzehnjährige Marie Wilson in dem Kirchlein des zum Schlosse gehörigen Dorfes Groß-Stechau konfirmiert worden war, nicht ohne das Geharfe von Schink, der eilends seinen Pegasus bestiegen hatte, nicht auch ohne daß sich Welkers Stift gerührt hätte, um die kirchliche Feier in dem immer bereiten Skizzenbuch festzuhalten. Dann kehrte man nach Sagan zurück.

## 8

Dies ist nun der zweite Winter, den man in Sagan verlebt, und er gleicht dem ersten aufs Haar. Nachdem der Reiz der Neuheit vorüber ist, empfindet Wilhelmine dieses andere Leben langsam als lästig. Sie ist gewohnt, ihr eigener Herr zu sein und sich in allem, was sie tut, keinen sonderlichen Zwang aufzuerlegen. Sie möchte als „independent gentlewoman“ leben, möchte nur beachtet werden, wenn sie beachtet sein will. Das geht in Sagan nicht. Hier ist sie nicht so sehr ihre eigene Herrin, wie Herrin ihrer Lande, keine souveräne zwar, aber doch mit vielen Rechten begabt und mit manchen Pflichten belastet. Hier muß sie Bittsteller empfangen, neue Beamte einführen, da und dort Eröffnungsfeiern beiwohnen oder weltlich wie kirchlich als Patronin auftreten. In ihrem Fürstentum Sagan kann sie sich dem einfach nicht entziehen. Hier muß sie auf fürstliche Formen halten und eine Etikette mitmachen, die ihr gar nicht liegt. Sie tut das zwar alles mit viel Würde und ohne Schwierigkeit; aber sie fühlt sich dadurch beengt.

Wenn noch das Land ihr etwas böte oder die Menschen unterhaltsam wären. Aber die Nachbarn sind bestenfalls reiche Landjunker mit guten Manieren, die mehr von ihren Äckern und Waldungen verstehen als von den Geschehnissen der Welt, von den politischen ebensowenig wie von den geistigen, an denen man doch wenigstens in Löbichau teilnahm. Es sind Menschen, die im allgemeinen nicht über Berlin hinausblicken. Das Land aber ist trostlos bedeckt mit „ewigem“ Schnee, dessen Schönheit noch völlig unerkannt ist und den Wilhelmine haßt, wie es Nordländer gerade besonders oft tun. Wie anders waren doch die milden Winter in Wien, die frischen Frühlinge und die langen Herbste, als diese dunklen kalten Tage in Schlesien mit Regen und Frost. Wie leicht war man in Wien mit einer Fülle interessanter Menschen zusammengetroffen oder, wenn sie schon als Menschen nicht interessant waren, so doch mit Leuten, die wie selbstverständlich voller Neuigkeiten steckten.

Es sieht ja fast so aus, als ob man seinem Grundsatz, sich nie zu langweilen, untreu werden müßte. Für die Kinder darf das natürlich nicht geduldet werden. Zu Welker, dem Zeichenlehrer, und Marias Erzieherin, der Bomhard, läßt Wilhelmine ihre eigene alte Erzieherin Antonie Forster nach Sagan ein, damit die Töchter ihre englischen Kenntnisse vervollständigen.

Fast dreißig Jahre sind es nun, seit die Forster nach Kurland kam, und doch hat Wilhelmine diese charaktervolle Lehrerin nicht vergessen. Immer hat sie mit dem Fräulein, das während der letzten Jahre in Berlin unterrichtet hatte, eine entfernte Fühlung behalten. Wenn die Forster ihren einstigen Zögling, das Ergebnis auch ihrer Erziehung, mit strengem, prüfendem Blick ansieht, ist es der Herzogin gar nicht sonderlich wohl zumute. So tief sitzt der alte Respekt vor dem kleinen buckligen Wesen, und so meldet sich auch Wilhelminens Gewissen nach einem unerfüllten Leben.

Wieder ist die Forster nicht zu bewegen, an dem allgemeinen Treiben im Schlosse teilzunehmen. Stolz bewohnt sie ihre Räume, ohne sich sonst viel blicken zu lassen. Der eifrigen Pastorentochter ist ohnehin „zu viel Weihrauch in der Saganer Luft“ Kein Wunder, wo Wilhelmine in den langen Wiener Jahren, ja schon am Dresdener Hofe, zu schweigen von den französischen Aristokraten und jetzt der Trogoff, fast immer in einer katholischen Atmosphäre gelebt hat.

Mit Emilie hat man seinen Kummer. Alle Versuche, sie an den Mann zu bringen, sind an ihrer Schwierigkeit gescheitert. In Löbichau hat sie gar die förmliche Werbung des jungen Sasse, den ihr die Recke zgedacht hatte und der sie auf seinem baltischen Gut doch sicher glücklich gemacht hätte, ausgeschlagen. In elterlicher Sorge begrüßt man es, daß ihre Freundin, eine Gräfin Solms, eine geborene Breßler, die in Sagan zu Besuch weilt, sie mit sich zu den Winterbällen nach Dresden nimmt, wo man einen neuen Anwärter auf ihre Hand ausgemacht hat.

## 9

Während des Winters waren aus der Rue St. Dominique, Faubourg St. Germain, wo die Mutter in Paris nun wohnte, wichtige Neuigkeiten gemeldet worden. Dorothee hatte Ende Dezember im Palais Talleyrand – im Erdgeschoß wohnte „le prince“, im ersten Stock Dorothee mit ihren Kindern, im vierten, ganz verborgen, die alte Fürstin – das während des Sommers erwartete Kind geboren, sieben Jahre nach der Geburt ihres zweiten Sohnes. Der Herzog von Dino – diesen Rang hatte Fürst Talleyrand, als er beim Wiener Kongreß auf das zum Kirchenstaat gehörige Fürstentum Benevent hatte verzichten müssen, als Entschädigung erhalten und auf seinen Neffen Edmond übertragen – weilte





Herzogin Wilhelmine von Sagan  
um 1818

ausnahmsweise bei seiner Frau, damit das Kind nicht in den Ruf der Illegitimität komme. Die Pariser Geistlichkeit hatte die Herzogin Dorothea, die sich immer mehr zur Beschützerin der evangelischen Gemeinden in Paris aufgeschwungen hatte, nicht als Patin dieser Enkeltochter zugelassen. Einen solchen Widerstand hatte die alte, idealgestimmte Dame noch nicht erlebt; darauf war sie nicht gefaßt gewesen. Selbst ihr Schutzpatron Talleyrand konnte ihr, selbst der Kirche entfremdet, keine Genugtuung verschaffen. Das weiche Gemüt der Herzogin hatte sich durch diesen Verdruß ganz krank machen lassen, so krank, daß es den auftretenden körperlichen Schwächen keinen rechten Widerstand mehr entgegensetzen konnte. Um so stärker sehnte sie sich wieder nach ihrem schönen, stillen Löbichau.

Auch in diesem Jahre wollen die Töchter dem Wunsche der Mutter willfahren und dorthin kommen. Dieses Treffen wird früh gelegt, da man im Anschluß daran dann gemeinsam in die Schweiz und von dort noch südlicher, wenn nicht endlich nach Italien, dann vielleicht an die Riviera fahren will, die in den letzten Jahren von den Engländern als Sonnenparadies entdeckt und in Ruf gebracht worden ist.

Herzogin Dorothea trifft Mitte Mai in Löbichau ein, und kurz darauf erscheint auch die Karawane aus Sagan und das Schutzengel paar, von Tante Elisa ganz zu schweigen. Die Mutter hat schon ihre Reise krankheitshalber in Heidelberg für einige Tage unterbrechen müssen, und in Löbichau muß sie sich gleich wieder legen. Gottlob hat man für diesen Sommer keine besonderen Gäste eingeladen. Selbstredend sind Tiedge und Schink anwesend und was sonst zum Hause gehört, wie diesmal statt der Gräfin Chassepot Mrs. Waldron, die andere Gesellschaftsdame der Herzogin, eine alte, gutmütige Engländerin mit einem lahmen Bein. Auch Partheys, die für einen Monat aus Berlin kommen, kann man nahezu zur Familie rechnen.

Nach einigen Wochen fühlt sich die Herzogin-Mutter wieder genesen. Anfang Juli reist Pauline schon voraus, nach Lausanne zu ihrem Sohn Konstantin, und nimmt natürlich ihren schwesterlichen Schutzengel Jeanne und deren Pflegling Louise mit. Ende Juli hat dann die Herzogin Dorothea einen so starken Rückfall, daß man ängstlich wird. Tante Elisa gibt die geplante Reise nach Karlsbad auf. Man läßt einen Arzt aus Dresden kommen, mit dessen Hilfe es dann auch besser geht. Immerhin lebt man wegen der Kranken „stillter und auf eine andere Weise“

Jetzt hat Wilhelmine das ungezwungene Landleben, das sie in Sagan nicht findet. Hier ist nichts, kein Hof, kein Gästeschwall, keine anspruchsvolle Gelehrsamkeit, was irgendeine Anspannung verlangte. Die Kränklichkeit der Mutter, die man nicht ernst nimmt, erhöht immerhin die Stille. Selbst Schulenburg, der diesmal länger in Löbichau bleibt – er hat sich nun an seine Rolle als Prinzgemahl gewöhnt und ist viel gelockerter geworden –, verfällt in den heiteren, vergnüglichen Ton, den er früher hatte, wenn er in Karlsbad mit der Jugend zusammen war.

Immer mütterlicher wird Wilhelmine. Mit den jungen Mädchen zusammen zu sein, sich an ihrem vergnügten Wissensdrang, ihrem harmlosen Tatendurst und frischen Idealismus, ihrer andachtsvollen Lernbegier und nicht zuletzt ihrer schwärmerischen Verehrung für sie, die schöne Herzogin, zu erfreuen, wird ihr die liebste Beschäftigung. Wer hätte das vor ein paar Jahren noch gedacht, als es nur die Politik und das Gesellschaftsleben für diese Frau gab. Sie fühlt, daß sie die Ideen der Zeit am reinsten und echtsten mit diesen jungen Menschen in sich aufnehmen kann. Was andere erklügelt haben, umkämpft und verfolgt, hier ist es

selbstverständliches Leben geworden. Hier ist die romantische, sittenreine, gefühlvolle neue Generation. Wie anders ist sie geartet, denkt Wilhelmine zurückschauend, wie sie und ihre Schwestern es waren in jenen Jahren. Welch ein Wandel der Zeiten!

Musizieren, Lesen und Erzählen sind neben kleinen Spaziergängen jetzt die Haupttätigkeiten. Sogar Wilhelmine versucht ihre Gesangskünste; Scottis Unterricht war dann doch nicht ganz vergebens gewesen. Leider fehlt eine Männerstimme. Um diesem Mangel abzuhelfen, schlägt Herr Bartel, ein Hoforganist aus Altenburg, der schon die Jahre vorher summers in Löbichau die musikalischen Veranstaltungen betreut hatte und diesmal sogar seinen Urlaub hier verbringt, vor, einen jungen Bekannten, der in Altenburg zur Zeit an dem Beginn des Brockhausschen Konversationslexikons arbeitet, herbeizuholen. „Aber – er ist altdeutsch gekleidet, trägt einen Vollbart, ist ein Burschenschafter, ja, das Grablied der Burschenschaft ‚Wir hatten gebauet ein stattliches Haus‘ ist von ihm!“ Also ein junger Revolutionär. Nicht ganz das, was man am „Kurländischen Hofe“ erwartet. Herzogin Dorothea ist aber, wie man aus ihrem Umgang weiß, nicht engherzig. Fragend sieht sie Wilhelmine an. Die ist eher neugierig als ablehnend. So kann man doch einmal einen von den jungen Leuten kennenlernen, von denen jetzt so viel geredet wird und die Freund Metternich als den Verderb ganz Europas ansieht und verfolgt.

„Was gehen uns diese politischen Dinge an?“, meint sie. „Ist er ein wohlherzogener Mensch? Woher kommt er? Wie ist er? Das müssen wir wissen! und“, fügt sie lächelnd hinzu, „ob das Lied wenigstens hübsch ist.“

Bartel kann Auskunft geben. „Das Lied ist sehr schön. Er ist Holsteiner, sein Vater war dänischer General. Eigentlich heißt er Freiherr von Binzer; aber seitdem er Turner und Jenaer Bursche geworden ist, nennt er sich schlechtweg Binzer, Doktor Binzer. Er ist als Dichter begabt, ein

vorzüglicher Sänger, spielt ebensogut die Laute wie das Klavier.“

„Und wie sieht er aus?“, fragen die Fräuleins neugierig durcheinander.

„Sie werden sich wundern, wenn Sie ihn sehen! Man nennt ihn nur den ‚schönen Binzer‘“

Bald darauf ist August Binzer in Löbichau. „Ein schöner Mensch, mit einem ungeheuren Bart, altdeutschem Rock und einem Bauernkamm in den Haaren – und dennoch schön, ein bedeutendes Gesicht voll Ausdruck und Geist und ein bescheidenes, anständiges Wesen.“ So vertraut Lili Parthey am ersten Tage ihrem Journal an.

Kaum um Jean Paul hat sich in dem belebten Löbichau so viel gedreht, wie jetzt in dem stillen um „den Altdeutschen“ Emilie, die sonst doch gar nicht so leicht entflammt ist, ist entzückt von ihm; wenn Lili Byron hübscher findet als Binzer, geraten Emilie und Marie in Verzweiflung. Diese Begeisterung erweckt zu dem politischen Interesse Wilhelminens auch ein mütterliches an dem jungen Manne. Lange Gespräche führt sie mit ihm. So also sieht so ein Staatsfeind aus! Anständig, bescheiden, und doch in seiner Meinung ganz fest, voll hoher Ideale, begeistert für die Natur – daher die Art des Sich-Tragens. Also ein Verbrecher ist das gewiß nicht! Mögen die Ideale andere sein als die des Fürsten Metternich; dann werden es wohl die der Zukunft sein.

Was für schöne Abende sind das jetzt! Wilhelmine, in buntem Musselinkleid und kostbarem Incarbatschal, erzählt den jungen Leuten dann einmal von den Saganer Nachbarn, ein andermal von der Forster und ihrer Erziehung, immer wieder vom Wiener Kongreß, von den Kriegsjahren, von der verstorbenen Kaiserin von Oesterreich, von England, von Lord Byron und seinen Schriften (für die Emilie schwärmt). „Aber wie sprach sie wieder! und wie sah sie heute aus! mit den einfachen, schönen Haaren; ich konnte nichts tun, als sie nur anschauen.“ „Ich hätte die ganze Nacht

zuhören können.“ So begeistert sich wieder Lilis Tagebuch. „Ich will jetzt von ihr träumen.“

Wie anders sind die Gespräche, die die Herzogin jetzt führt, als die Salonunterhaltung in Wien und die gescheiterten patriotischen Darlegungen in Ratiborschitz. Wie gefaßt, ja weise klingen jetzt ihre Aussprüche. „Il n'y a point de malheur – sinon ce qui nous rend malheureux“ (die Herzogin bevorzugt auch im kleinen Kreise noch immer das Französische). „Was ist eigentlich Unglück? Was den einen zum Sterben betrübt und bekümmert, geht an dem andern vorüber, fast ohne eine Spur zu hinterlassen.“ „Nichts kann als absolutes Unglück betrachtet werden. Alles kommt darauf an, wie man sich in alle Lagen schicken und alles in sich aufnehmen kann.“ „Man kann wirklich manches Unglück leicht und ohne Murren ertragen, wenn man bedenkt, wie viele noch Unglücklichere es gibt und wieviel Gräßlicheres schon erduldet worden ist.“ So kann nur eine Frau sprechen, die durch viel Unglück reif geworden ist.

Man sieht schon ein ganz biedermeierliches Bild, wenn Herzogin Wilhelmine die jungen Leute gelegentlich abends in ihrem Zimmer um sich versammelt. Umhüllt von einem „superben türkischen Tuche“ hat sie sich auf das Sofa gelagert, indes die Mädchen ringsum sitzen und Handarbeiten verfertigen. Die Herzogin läßt sich sogar selbst ihr Arbeitskästchen reichen, um nicht müßig zu sein. Vetter Peter Medem, neben Binzer der einzige junge Mann, der um diese Zeit in Löbichau weilt, hilft den Mädchen, indem er sich herabläßt, Wolle zum Knäuel zu wickeln. Alle lauschen still der ausdrucksvollen Stimme des „Altdeutschen“, der das Trauerspiel „Konradin von Schwaben“ von dem jung vor Berlin als Offizier gefallenen Alexander von Blomberg vorliest. Alle fühlen die trauliche Stimmung dieser häuslichen Szene, die durch den draußen tobenden Auguststurm noch gehoben wird.

Ein andermal sehen wir dieselben Personen, vermehrt durch Meister Tiedge, auf einem Teppich malerisch im Freien gruppiert. Auf einer schönen Anhöhe über dem Moortal, das man, um die Romantik zu erhöhen, in Mordtal umbenennt, veranstaltet man ein Picknick. Ein Karren mit Holz, Wasser, Lebensmitteln und dem Teppich ist vorausgeschickt worden, ein Feuer brennt lustig und scheut sich nicht, Binzers Haare zu versengen – „Ach, wenn es doch der schreckliche Bart wäre!“ seufzen die Mädchen – und seinen Rauch um die vergnügte Herzogin zu blasen, die wacker beim Zwiebelschneiden mithilft. Unterwegs hat man Pilze gesammelt, die die Mädchen putzen, indes die Herren das Fleisch rösten. „Eine idealische Zigeunerbande“ nennt Tiedge das Ganze. Wilhelmine kommt sich wie in England vor. Lili Parthey macht erste Reitversuche auf Medems Gaul. Dann wandert man über Wiese und Tal zu den Wagen, die im tannenrauschenden Walde warten, und weitet die Heimfahrt noch durch einen malerischen Umweg.

## II

Noch sind Partheys auf ihrer Rückreise nach Berlin – Lili ruft in der Abschiedsstunde von „ihrer Herzogin“ aus: „Wie menschlich und fromm sie ist und wie liebenswürdig in ihrer unendlichen Güte“ –, als die Herzogin Dorothea am 18. August vor den Augen der weisen Gräfin Trogoff, die an ihrem Bette aus den Karten die Zukunft zu deuten versucht, plötzlich die Hände vorstreckt, wie um etwas Entsetzliches abzuwehren und dann mit einem lauten Schrei, vom Schlag getroffen, in die Kissen zurücksinkt. Noch drei Tage lang quält sie sich, ohne die Besinnung zurückzuerlangen, das sonst so freundliche Gesicht rot und aufgedunsen, mit röchelnd arbeitender Brust. Hatten schon die „Genesungskantaten“ nach Tiedgeschen Texten, die man

noch vor einigen Wochen der Siechen vorgesungen hatte, nichts gefruchtet, so tun es erst recht nicht die Choräle, die zu singen man nach dem schwärmerisch-pathetischen Rezept des Dichterpaars Recke-Tiedge die tränenerstickten jungen Mädchen an das Lager der Sterbenden zwingt. Dann verschwindet deren Leben still in der Nacht.

Mögen auch die Uralten und die Jungen angesichts dieses Todes nach Art des Alters und der Jugend ergriffen sein: am erschütterndsten ist dieser Tod für Wilhelmine, die einzige der vier Töchter, die zugegen ist. Zum zweiten Male tritt nun der Tod an sie heran, als die Zeit nach langen Jahren der Entfremdung Mutter und Tochter wieder einander genähert hatte.

Noch einmal, im Tode, wird Dorothea ganz die regierende Herzogin, die sie mit achtzehn Jahren geworden war. Der Tod hat alle Verunstaltung von ihr genommen. In dem schwarz ausgeschlagenen Löbichauer Saale ruht sie, im Tode freundlich und verjüngt erscheinend, auf einem Katafalk, in schwarzen Samt gekleidet, dessen weite Schleppe wie ein Teppich über die Stufen herabfällt, hinter sich das Wappen und den Herzogshut. Die letzte Herzogin von Kurland ist nicht mehr. Erst nach zehn Tagen – man muß so lange warten, um den auswärtigen Trauergästen die Reise zu ermöglichen – trägt man sie in feierlichem Zuge durch den Wald, vorbei an den alten Eichen und Buchen, zu dem von ihr erwählten Platz in ihrem geliebten Park.

Die Mühen, die dieser Tod mit sich bringt, ruhen zumeist auf Wilhelmine. Es gilt nicht nur, die Trauerzeremonien würdig zu richten; es sind auch zahllose Briefe zu versenden. Der Zar von Rußland muß benachrichtigt werden. Die nicht zur Trauerfeier benötigten Räume des Schlosses sind zu versiegeln. Die Schwestern Pauline und Jeanne in Lausanne brauchen einen ausführlichen Bericht und ebenso Dorothée in Frankreich, zu der Schulenburg entsandt wird, um ihre Zustimmung zu der geplanten Erb-



regelung zu erlangen. Denn die Herzogin-Mutter ist ohne Testament gestorben, hat aber auf dem Krankenbett mündlich zahlreiche Wünsche geäußert, die Wilhelmine nun aufzeichnet. „Wie bin ich dankbar“, schreibt sie, „daß unter uns nur vom Nichtannehmen die Rede sein kann!“ Die einst enterbte Jeanne, so kommen die andern Schwestern überein, soll Löbichau mit allem Inhalt erhalten. „Sie muß es nehmen, wenn sie nicht eine ungehorsame Tochter sein will.“

In den großen Fragen einigen sich die Töchter leicht. Aber wie es einmal bei Frauen ist: wegen irgendwelcher nebensächlicher Kleinigkeiten, die ihnen am Herzen liegen, ereifern sie sich. Das macht einen neuen, seitenlangen Briefwechsel besonders mit Dorothee, dem „cher enfant“, notwendig. Da müssen Schmuckstücke abgeschätzt werden; auf einmal ist ein Bildchen, das Dorothee haben will, nicht zu finden. Noch fast zwanzig Jahre später wirft Dorothee ihrer verstorbenen ältesten Schwester vor, sie habe sich damals der Mutter Sammlung merkwürdiger Briefe „bemächtigt“. „Ich will nicht sagen, daß Dein Brief mich bekümmert hat“, muß ihr Wilhelmine schreiben, „denn ich kenne Deine Lebhaftigkeit und Deine Ungeduld.“ „Es soll niemals über anderes als gute Dinge zwischen uns die Rede sein, damit Mama in der anderen Welt die Befriedigung habe, ihre Kinder hier unten so zu sehen, wie sie sie will“, mahnt sie ein andermal und unterstreicht, diplomatisch fein, diese Mahnung mit einer heimlichen Warnung: „Wenn Gott Dich der einzigen Stütze beraubt, die Du in Frankreich hast, wenn Du meiner oder meines Mannes Gegenwart bedarfst – sage es mir, und in welchem Winkel Europas es auch sein mag, glaube mir, ich werde hinfliegen, um Dich zu finden.“

Niemand von den Freunden Dorotheas wird bei dem Erbgang vergessen. Die Chassepot bekommt ein Andenken nach Paris geschickt, und die Waldron erhält das ihre in

Löbichau. Der Tante Elisa überläßt man die hübsche Kalesche Dorotheas, die ihr viel Freude macht. Die Sorge für Schink, dem die verstorbene Herzogin zu dem Ehrentitel „Frauenlob“ ein nicht weniger wichtiges Jahresgehalt ausgesetzt hat, wird ganz von Wilhelmine übernommen. Sie bringt ihn nach Sagan, wo er die während der siebenjährigen Besetzung Schlesiens durch die Franzosen völlig zerrüttete kostbare Bücherei ordnen soll. Ein schönes Zimmer im Schloß und sommers in Hohlstein, ein paar Klafter Holz zur Heizung und ein kleines, aber auskömmliches Gehalt sichern ihm ein sorgenfreies Alter.

Anfang Oktober können in Altenburg endlich die notwendigen Verträge gefertigt werden. Die Unbeteiligten wissen die Großzügigkeit Wilhelminens zu rühmen. In Schinks damaligen mündlichen Berichten „kam mancher schöne, herrliche Zug der unvergleichlichen Herzogin zum Vorschein“ „Die Welt mag sie verdammen, wie sie will – ich kann nun einmal nicht von ihr lassen, ich muß sie ewig lieben und verehren, und dort, wo nach dem Innern, nicht nach dem äußern Schein geurteilt wird, geht sie gewiß herrlich hervor“, schreibt Lili Parthey. Aber die Schwestern sind trotz allem nicht zufrieden. Selbst die gutherzigen „Schutzengel“ können sich in langen Gesprächen über das ihnen geschehene Unrecht ergehen.

Mitte Oktober kehren dann die Saganer zurück. An die durch die Krankheit der Mutter ohnehin hinausgezögerte Fahrt nach Italien kann jetzt nicht mehr gedacht werden; die Alpenpässe sind bereits zu verschneit für große Reisewagen. Zum zweitenmal muß man auf die südliche Sonne verzichten, zum drittenmal droht der Saganer Schnee. Das läßt die Sehnsucht nach Italien noch weiter wachsen.

Was den Verzicht aber erleichtert, ist der Umstand, daß man nötig ist, um eine Hochzeit vorzubereiten. Vor der Abreise von Löbichau hat „der Altdeutsche“ um Emiliens Hand angehalten, und diesmal hat die schwierige Tochter endlich errötend ihr Jawort gegeben. „Sie liebt das Außergewöhnliche dieser Heirat – aber aufgewachsen wie sie ist, immer in der großen Welt lebend und unter der ersten Gesellschaft – hatte ich gehofft, sie würde in sie eintreten. Aber sie will diesen Mann, obschon ich ihr alle möglichen Vorhaltungen gemacht habe“, berichtet Wilhelmine nach Paris. Doch die Enttäuschung wird überwogen von der Genugtuung, endlich einen Mann für die Pflgetochter gefunden zu haben. Emilie ist nun einmal keine große Dame geworden – „weder reich, noch hübsch“ – und Binzer ist „voller Kenntnisse und Talente, höchst angenehm zu gleicher Zeit“ „und von gutem Charakter“ „Nur zwei Dinge sind gegen ihn“, schreibt Wilhelmine an Vater Gerschau, „– seine Tracht und seine Vermögensumstände. Erstere hat er versprochen abzulegen; denn wenn auch Tausende sie mit ihm gemein haben und sie wahrlich gegen den Menschen nichts sagt, so muß doch der vernünftige Mann die Meinung, die nun einmal gegen dieselbe herrscht, berücksichtigen. Mit dem Vermögen geht es freilich nicht so leicht. Allein er hat durch seinen Kopf sich bis jetzt unabhängig erhalten und wird es auch ferner tun, da wenige Menschen so wirklich ausgezeichnet sind, als er.“ Vernünftiger kann eine Herzogin zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wirklich nicht denken. Sie ihrerseits verspricht Emilie eine reiche Aussteuer und ein in Raten zufließendes Vermögen von zwanzigtausend Talern. Im Frühling soll die Hochzeit sein.

Wilhelmine hat der Schwester Dorothee schon im Herbst ihr Bedauern ausgesprochen, daß es ihr nicht möglich sei, ihren Mann nach Paris zu begleiten. Dorothee hat sie auch nachher immer wieder so dringend eingeladen, daß man

wenigstens gleich nach Emiliens Hochzeit nach Frankreich fahren will. „Wenn ich abreisen werde, um Dich, mon petit enfant, wiederzutreffen, werde ich nur Frau von Trogoff und Marie mitbringen.“ „Wenn die Ärzte mir Meerbäder verordnen, werde ich nach Verlassen von Paris nach Dieppe gehen – und dann können wir unseren gemeinsamen Reiseplan machen. Es empfiehlt sich nicht, vor Juli in die Schweiz, diese Quelle des Schnees zu gehen.“

Dieser Winter in Sagan ist eine Zeit der Arbeit, des Ordens und der Erwartung. Man bereitet Emiliens Hochzeit vor und freut sich auf die große Reise im Sommer. Eine Flut von Beileidsschreiben ist zu beantworten, und Schulenburg muß bald nach Wien, bald nach Berlin, um mit den Bevollmächtigten seiner Schwägerinnen über die Abwicklung der Erbschaft zu verhandeln. Auch in Dresden hat er eine Angelegenheit zu regeln. Der alte König von Sachsen, der Wilhelmine noch als Prinzessin Rohan kennt, Friedrich August der Gerechte, hat noch eine kleine Dankesschuld an Schulenburg, seinen einstigen Offizier, abzutragen. Als vor nun fast zwei Jahrzehnten die Schlacht bei Leipzig im Gange war, hatte Feldmarschall Schwarzenberg Schulenburg nach Leipzig hineingeschickt, um den dort weilenden König von Sachsen gegen etwaige Belästigungen der verbündeten Truppen zu schützen. Nun kann sich Schulenburg eine Gnade erbitten, die ihm auch gewährt wird. Die kleine Marie, die Pflegetochter seiner Frau, die nun bald in die Gesellschaft eingeführt werden muß, erhält einen Adelsbrief. Der neutrale Deckname Wilson fällt. Nun heißt sie Marie von Steinach.

„Der arme Karl quält sich ziemlich mit den Geschäften. Man muß ihn amüsieren, und da er das Schauspielen sehr liebt, haben wir beschlossen, regelmäßig ein- oder zweimal wöchentlich zu spielen.“ General von Vieth, der auch diesmal in Sagan weilt, bekommt wieder Arbeit. Zu Schulenburgs

Geburtstag, im Januar, wird ihm das erste Stück vorgesetzt. Da aber solche Aufführungen ein Publikum verlangen, wird es jetzt im Schloß auch wieder geselliger.

Das „Laisser passer“ für den Grenzübertritt nach Frankreich bei St. Avold in Lothringen ist, von Dorothée besorgt, schon längst in Sagan eingetroffen, aber die Reise, die schon Mitte April angetreten werden sollte, muß immer wieder verschoben werden, da zu Emiliens Hochzeit noch nicht alles gerüstet ist. Gottlob hat man wenigstens nicht „den schrecklichen Anblick des Schnees“ „Sagan ist nicht schön“, schreibt Wilhelmine Anfang März nach Paris, „aber weniger garstig als andere Male, und die Saison ist so freundlich, daß man sich leicht einbilden kann, in einem schönen Lande des Südens zu wohnen.“ Die Herzogin beginnt sogar, sich über die gärtnerische Gestaltung des großen Parkes Gedanken zu machen und unter eigener Aufsicht da Blumen, dort Sträucher pflanzen zu lassen.

Endlich am 22. Juni findet die Hochzeit Binzer in Sagan statt. Die beiden jungen Leute verbinden sich zu einer bürgerlich-einfachen, dem Wissen und der Kunst geweihten Ehe, die, wie es sich für die neue Zeit gehört, gefühlvoll-glücklich bis zum Tode bleibt. Wenn man auch zufrieden sein kann, daß Emilie verheiratet ist, so wird einem doch durch diesen Abschied erst ganz bewußt, daß man etwas verliert, was doch fast ein Teil von einem selbst geworden ist, „Denn das Kind, das man seit fünfzehn Jahren stets um sich hatte, das nun zur Freundin herangewachsen ist, an das fesseln einen so unzählige Bande, daß selbst die Elternliebe sie kaum aufzuwägen vermag.“ Um so stärker wirft sich jetzt Wilhelminens Mütterlichkeit und Liebe auf die siebzehnjährige reizende Marie, die ihr mit ihrer stillen Sanftmut ohnehin noch mehr ans Herz gewachsen ist als Emilie, die gern ihre eigenen Wege ging.

15. Juli 1822, der Tag der Abreise. Die Reisegesellschaft hat sich früh am Tage in der mächtigen Schloßdurchfahrt versammelt, wo hintereinander die beiden Reisekutschen vorgefahren sind. Die Diener laden unter Schulenburgs wachsamem Augen die letzten Gepäckstücke auf. Die Gräfin Trogoff freut sich, ihr liebes Paris wiederzusehen, und schwatzt darüber in bester Laune zu der kleinen Marie und der jungen Komtesse Amalie Dohna aus dem nahen Mallnitz, die zur Gesellschaft Maries mitkommen soll. Herzogin Wilhelmine läßt, wie so gern, auf sich warten. Dann erscheint sie, „in high spirits“, und bittet die ganze Gesellschaft, noch einmal mit ihr einen Blick in den Park zu werfen. So tritt man in den Innenhof, den der Lobkowitzsche und der Kurländische Flügel bilden, und schaut von da wie von einer Terrasse noch einmal hinab auf die bunten Beete, auf die kleinen Orangenbäume, die Glyzinien und den Goldregen im Vordergrund, hinter denen sich die weiten Rasenflächen, bestanden und begrenzt von herrlichen alten Bäumen, bis zum Bober erstrecken. Dann gibt Wilhelmine das Zeichen zum Aufbruch. Mit ihrem Mann besteigt sie den ersten Wagen, auf dessen Bock der Kammerdiener neben dem Kutscher Platz nimmt. Die beiden Mädchen, die Trogoff und die Zofe fahren im zweiten Wagen. Der Leibkutscher gibt den Pferden mit einem Schnalzen und einem Peitschenschwippen das Zeichen zum Anfahren, und dann rollen die beiden Gefährte über den Schloßgraben weg, über den stillen Saganer Marktplatz, wo die Bürger ehrfürchtig grüßen, nach Westen zu.

Eine Woche bleibt man in dem lieben, alten Dresden. Die jungen Damen besichtigen die Sammlungen und Bauten, während die Eltern ihre früheren Bekannten begrüßen. Die Abende verbringt man im Theater. Am 24. Juli geht es weiter nach Heidelberg, von wo man in den vier Tagen des

Aufenthalts eine fröhliche Fahrt nach Neckarsteinach unternimmt. Dann geht es weiter über Mannheim, Dürckheim, Metz, Épernay nach Paris, wo einen am 3. August Schwester Dorothee im Palais Talleyrand freundlich in Empfang nimmt. Nahebei bezieht man im Hotel de la Terrasse, gegenüber den Tuilerien und mit Blick auf den Place de la Concorde, Wohnung.

Es sind schon ein paar Jahre her, daß Wilhelmine nicht mehr in einer ganz großen Stadt war. Um so mehr könnte sie jetzt Paris, wo sie zuletzt vor sieben Jahren mit Stewart weilte, genießen, wenn nicht die Zeit dazu so ungünstig und der Aufenthalt so kurz bemessen wäre. Um diese Jahreszeit ist es gesellschaftlich ganz still in Paris, und es wird für Dorothee höchste Zeit, aufs Land zu gehen.

Immerhin ist noch der eine oder andere der alten Bekannten anzutreffen. Unverändert unterhaltsam ist Marchese Giamboni, der Wilhelmine, seit sie ihn vor zwanzig Jahren kennenlernte, immer besonderen Spaß gemacht hat. Bei seiner Gabe, Gespräche ohne Zwang, Anstrengung oder vorlautes Wesen durch seine eigene Anteilnahme selbst an den kleinsten Tagesneuigkeiten in Fluß zu halten, ist er noch immer bei jeder Gesellschaft von unschätzbarem Wert. Durch sanft herausfordernde Fragen weiß er einen wirksamen Widerspruch hervorzurufen, der niemals ermangelt, die Unterhaltung anzuregen. Täglich ist er als wandernde Chronik auf Besuchstour, streut Neuigkeiten aus und sammelt dabei andere.

In diesen zehn Tagen erkennt Wilhelmine die ganze Bedeutung, zu der die kleine Schwester, das „Kind“, an der Seite des gewaltigen Talleyrand herangewachsen ist. Talleyrand war einer der Männer, deren Einfluß jedesmal wächst, wenn sie ohne Amt sind. Und jetzt ist der Alte wieder nur ein scharfsinniger Beobachter, Spötter, Hintertreiber und Querschieser, mit dem man zu rechnen hat. In dem politisch bewegten Frankreich hat die kleine Dorothee die Stellung

errungen und behauptet, die die bedeutendere Älteste, Wilhelmine, die reiche und blendende Herzogin, in dem politisch stagnierenden Deutschland hatte aufgeben müssen.

Den Kindern, Marie Steinach und Amalie Dohna, werden unterdessen von Wilhelminens alten Freunden die Sehenswürdigkeiten der Weltstadt gezeigt, wobei diese Ausflüge verständlicher Weise jedesmal in einer Pâtisserie enden.

Der Plan, nach Dieppe ans Nordmeer zu fahren, ist längst aufgegeben. Die Zeit dazu ist auch schon zu fortgeschritten. So begleitet man die Herzogin von Dino nach Valençay im Tale des Cher, zu dem riesigen und prachtvollen alten Talleyrandschloß, wo der Fürst seinen Sommer verbringt. Hier verlebt man wieder zwei Wochen. Nach Sagan-scher Sitte spielt man Theater, musiziert eifrig, reitet und fährt in der schönen Umgebung. Die jungen Damen fürchten sich ein wenig vor dem alten, berühmten Fürsten.

Das Verhältnis zwischen den beiden Schwestern ist so vollendet höflich, daß man schon daran den Mangel an Herzlichkeit spürt. Das kommt durch den heimlichen Kampf, den die beiden miteinander führen. Wilhelmine will die alte Überlegenheit über das cher enfant aufrechterhalten, will ihr keinen Augenblick lang zugeben, daß sie selbst von der alten Bedeutung zurückgetreten ist; Dorothee aber, die gerade in diesen Tagen ihren neunundzwanzigsten Geburtstag feiert, will aus dieser Bemutterung durch die zwölf Jahre ältere Schwester herauskommen und betont ihre Selbstständigkeit und ihren Einfluß.

In Valençay ist man Italien schon ein Stück näher gekommen. In den ersten Septembertagen reist man weiter. Man hat so sehr die Schönheit der Pyrenäen rühmen hören, daß man einen Umweg nicht scheut. Jetzt, in den Herbsttagen, soll es dort besonders angenehm und zugleich großartig sein. So wählt man den Weg über Pau nach Lourdes, das später zu so heiligmäßiger Berühmtheit kommen soll, und dringt von dort, den Gave de Pau entlang, noch tiefer



in die einfach-gewaltigen Berge, bis nach Pierrefitte hinauf. Dann aber eilt man weiter und langt schon am 6. September in Nizza, im Königreich Sardinien, ein.

Den schwierigen Weg von Nizza nach Genua will man mit dem Schiff zurücklegen. Es wird eine Schreckensfahrt. Als ob Italiens Natur der Herzogin noch im letzten Augenblicke den Weg in ihr Sehnsuchtsland verwehren wolle. Widrige Ostwinde haben sich zum Sturm geballt und lassen das durchschüttelte Schiff auf dem aufgeregten Meer nicht vom Fleck kommen. Wilhelmine, die nach ihren eigenen Worten „nicht eben sehr beherzt auf dem Wasser“ ist, verlangt vom Kapitän sofortige Landung. Aber das ist unmöglich. Erst als sich der Sturm nach zwei Tagen einigermaßen gelegt hat, kann man in Noli an Land gehen, um die nachkommenden Wagen zu erwarten. Mit ihnen legt man das letzte Drittel der Reise an der „lieblichen“ Küste zurück. Die Reise von Nizza nach Genua hat fünf Tage in Anspruch genommen.

Das arme Genua hatte in den letzten Jahrzehnten viel zu leiden gehabt. Aus der selbständigen Republik hatten die Franzosen ihren Ligurischen Freistaat gemacht, dann Stadt und Land zu Frankreich geschlagen. Seit dem Wiener Kongreß war nun der in Turin residierende König von Sardinien Herr der Stadt. Aber doch nicht ganz eigentlicher Herr; denn im vorigen Jahre war auch in Turin und Alessandria, wie vor zwei Jahren in Neapel, ein Aufstand losgebrochen, der das Königtum so beunruhigt hatte, daß Metternich österreichische Truppen, 27000 Mann, hatte entsenden müssen. Die saßen auch jetzt noch im Lande, als ob sie gar nicht mehr gehen wollten. Wilhelmine kann sich unter den weißen Uniformen ganz wienerisch-heimisch fühlen und trifft den und jenen Offizier, den sie von früher kannte.

Nun ist sie endlich ganz in Italien. Sie weiß noch nicht, daß sie dies gesegnete Land jetzt drei Jahre lang nicht verlassen und daß es doppelt so lange ihre eigentliche Heimat sein wird.

Nur drei Tage dauert das Genueser Zwischenspiel. Dann geht es mit Wagen weiter. Ein verteuftelt schlechter Weg abermals, an der Gebirgsküste entlang. Kurz entschlossen chartert man wiederum, irgendwo in Chiavari oder Sestri Levante, ein Schiffelein – diesmal ist das Wetter um so prächtiger – und läßt sich leicht nach Spezia tragen. Von dort geht es auf dem Lande über Massa, Lucca, Pisa, Livorno – alles wird sorgfältig besichtigt – nach Florenz, wo man sich eine Woche lang ausruht. Aber dann weiter nach Süden!

Wie leicht haben es damals die Reisenden. Mochte ihre Fahrt auch lange dauern, so genossen sie doch ganz von selbst das Land, die Ortschaften, die Städte; nie hatten sie immer wieder mit dem Entschluß zu ringen, die Fahrt zu unterbrechen, um auch die minder berühmten Stätten kennenzulernen. Auf der klassischen Anfahrtsstraße nach Rom, durch Toscana und Umbrien, mußten ohnehin in Siena, Bolsena, Viterbo, Ronciglione die Pferde ruhen oder gewechselt werden.

„Von Monterosi an wird das Land flach, große grüne Flächen, wenig Bäume, ganz öde, von ferne Hügel, römische Hirten, die Büffelherden oder auch Schafe treiben, selbst reitend, dann kleine einsitzige Karren mit zwei Rädern, wo zuweilen ein Geistlicher sich fahren läßt oder nur der Besitzer fährt. Die Campagna hat ihren eigenen Reiz. Vergißt man manch schönen Punkt der Erde, so bleibt uns dieses Bild des Ernstes auf immer. Es ist eine wüste, ja ungesunde Gegend, besonders hinter Rom nach Terracina zu, die eigene Färbung aber ist unbeschreiblich malerisch. Eine so öde Gegend in Deutschland oder in einem anderen Lande wäre trostlos anzuschauen. Hier bleibt das Herz warm, die Augen werden feucht vor Sehnsucht. Es ist die Nähe der großen Roma.“ So lesen wir in Maries Tagebuch, das gewiß nicht ohne Wilhelminens Einwirkung verfaßt ist.

Von den beiden Wochen in Rom ist an äußeren Erlebnissen ebensowenig zu berichten, wie von der Woche in

Florenz. Wilhelmine fühlt sich so wunderbar wohl und ruhig. Endlich ist die Erfüllung da, Italien, das warme, schöne Land, nach dem man sich so lange sehnte, das man immer wieder nicht erreichen konnte. Das klare, südliche Licht des Herbstes, die schönen Bauten, das liebenswürdige, lebhaftes Volk mit der schönen Sprache, der malerische Verfall, der freundliche Empfang in der Gesellschaft: alles das bringt eine Fülle von freudiger Anregung, ohne doch zum geringsten Zwang zu verpflichten und die eigene Freiheit zu beeinträchtigen.

Am 6. November verläßt die Reisegesellschaft – in Rom ist noch Welker zu seiner Herrin Wilhelmine und seiner Schülerin Marie gestoßen – die heilige Stadt. Es geht durch die Pontinischen Sümpfe und von Terracina bis Gaëta durch jene Brigantengegend, jene Heimat Fra Diavolos, die zu passieren noch vor kurzem für jeden Reisenden ein Wagnis bedeutet hatte und die Herren ihre Pistolen lieber laden und lockern läßt. In Gaëta erblickt man zum ersten Male die Umrisse des Vesuvs. Nach zwei Tagen langt man in Neapel an. Die lange Reise ist beendet. An der Riviera di Chiaia, die sich den blüten-, baum- und statuengeschmückten Anlagen der Villa nazionale entlangzieht, mit dem Blick aufs Meer und auf das fernher schimmernde Capri, bezieht man einen Palazzo, den man sich schon vorher in Miete gesichert hat. Zum Königspalast ist es nicht weit, und wenn man nachmittags ans Fenster oder auf den Balkon tritt, sieht man auf der schönen Uferstraße vor sich die Müßiggänger entlangflanieren und die elegante Welt in ihren Equipagen Korso fahren.

Schönes Neapel! An deinem Busen ist wohl zu ruhen. Zum ersten Male kann Herzogin Wilhelmine ganz genießen, was es heißt, auf einer Reise an keine Zeit gebunden zu sein,

nicht irgendwohin weiter zu müssen, nicht mit Beklemmung einen Tag der Abreise näherrücken zu sehen, sich wie ein fahrender Ritter ganz dem Ort und der Stunde hingeben zu können. Sagan kann warten; dort ist alles geregelt. Sagan wird noch lange stehen, auch noch, wenn seine Herrin längst keine Wünsche mehr hat.

Gleich nach den ersten Besuchen, die man macht, hat Wilhelmine auch eine beruhigende Gewißheit: sie wird beachtet, aber nicht beklatscht. Hier ist sie eine reiche Fürstin des Nordens, die in Wien eine große Rolle spielen soll, die schon vor demnächst vierzig Jahren als Kind mit ihrem Vater, einem Herzog von Kurland, in Neapel und am Hofe gewesen war. An ihre begabte Tante Elisa von der Recke, die mit Tiedge, dem Dichter der berühmten „Urania“, vor bald zwei Jahrzehnten ein gutes halbes Jahr lang hier weilte, erinnert man sich auch noch dunkel. Man kennt flüchtig die Schwester Giovanna, die an den mißglückten Francesco Pignatelli, den „Herzog“ von Acerenza, gekommen ist. Hier ist Wilhelmine nicht einfach die frühere Geliebte des Fürsten Metternich und des Lord Stewart — den letzten kennt hier ohnehin niemand; wer Skandalgeschichten liebt, kann sie hier aus viel näherer und jüngerer Quelle beziehen.

Auch politisch hat man in den letzten Zeiten viel zu viel erlebt, als daß man sich um die Affären in anderen Ländern hätte kümmern können. Den Aufstand des Jahres 20 hatten österreichische Truppen, teilweise von Freund Wallmoden befehligt, im Vorjahre glücklich niedergeworfen. Erst jetzt hatte es den Anschein, als werde eine dauernde Beruhigung eintreten. Dafür bürgten die 40000 österreichischen Soldaten, die im Lande lagen und die, wie man soeben von dem in Verona tagenden Kongreß hörte, noch eine gute Weile bleiben sollten.

Dann hat dieser Kongreß (nach Wien, Aachen, Karlsbad, Troppau und Laibach ist das jetzt schon der sechste!) für

Wilhelmine persönlich wenigstens den guten Erfolg, daß die Freunde vom österreichischen Militär einem in Neapel noch eine Weile Gesellschaft leisten werden. Nein, nach dem Kongresse selbst hat Wilhelmine keine Sehnsucht mehr. Wie viel schöner ist dies unbehelligte, freie Leben an Stelle der Kämpfe und Anstrengungen, die sie damals in Wien hatte durchmachen müssen. Für Verona mag unbeneidet die Gräfin Lieven die weibliche Hauptrolle zwischen Wellington und Metternich spielen.

Zunächst ist natürlich erforderlich, eine Loge im San Carlo-Theater zu mieten. Die Oper und das Schauspiel sind fast der einzige Ort, an dem sich die Gesellschaft, wenigstens die italienische, trifft. Hier läßt man sich die Herren vorstellen, hier schließt man seine Bekanntschaften, hier ist in den Logen ein dauerndes Besuchen, Kommen und Gehen. Die Pausen sind lang, da die Umbauere der Szenen umständlich sind, und auch wenn das Stück weitergeht, kann man, ohne Anstoß zu erregen, gedämpft weitersprechen. Nur bei den ganz großen Arien, wenn die Fodor in „Semiramide“ oder die Lablache in „Ricciardo e Zoraide“ singen – Rossini ist gerade in höchster Geltung –, hört man ganz zur Bühne hin. Daß man allabendlich in seiner Loge ist, gilt als selbstverständlich. Die Oper ersetzt die Abendgesellschaften, die Lichtspiele, die Tanz- und Gaststätten, die Trinkstuben einer modernen Großstadt.

Nach der Oper empfängt dann das Ehepaar Schulenburg-Sagan regelmäßig noch zu Hause Gäste. Da erscheinen von den österreichischen Offizieren der alte Freund Philipp von Hessen, Feldmarschalleutnant Graf Haugwitz, der dreißigjährige Graf Wilhelm Karl Lichnowsky, der sich in der folgenden Zeit besonders eng an das Paar anschließt; da ist nicht zuletzt der Freiherr von Koller mit seiner Familie, der nicht nur des Zaren Schwester zum Kongreß in Prag, sondern auch Napoleon gen Elba begleitet hatte und nun Generalintendant der österreichischen Armee im König-

reich beider Sizilien ist und durch seine deutsche Redlichkeit viel zur Beruhigung der neapolitanischen Gemüter beiträgt. Unter dem Schutze so hoher Militärs der Besatzungstruppen kann man der Achtung der Einheimischen gewiß sein.

Die ausländischen Missionen sind nicht sonderlich interessant besetzt. Graf Gustav Stackelberg, den wir aus Wien kennen, vertritt den Zaren; bei der französischen Gesandtschaft sind ein junger Chevalier de Fontenay und Monsieur de Belleval tätig. Bei der österreichischen Gesandtschaft, bei der der junge Baron Karl Hügel, reich und geistreich, arbeitet, findet gerade ein Wechsel statt. Etwas später erscheinen für Wien Graf Fiquelmont mit seiner jungen, baltisch-russischen Frau und für Preußen Graf Flemming, ein Neffe Staatskanzler Hardenbergs, ein liebenswürdiger, äußerst musikalischer und auch sonst kunstbegeisterter Jungeselle. Das sind die wesentlichen Diplomaten, die man in der Oper und auch bei Wilhelmine sieht.

Engländer gibt es in Hülle und Fülle; sie sind hier wie in Rom gleichsam eine „zweite Bevölkerung Italiens“. Und doch sind nur wenige von ihnen von Bedeutung; die meisten verweilen nur zu kürzerem Aufenthalt.

Für längere Zeit kommt Graf Andreas Rasumoffsky, der Gönner Beethovens, auch ein Bekannter Wilhelminens aus ihrer Wiener Zeit, mit seiner Frau und seiner Schwägerin, der Gräfin Lulu Thürheim, deren „Erinnerungen“ wir manche Einzelheit des damaligen Lebens in Neapel verdanken.

Von den „Neapolitanern“ selbst sind der lustige Graf Ludolf und seine Frau zu nennen, er ein Schwager Stackelbergs und Gesandter beim Heiligen Stuhl, ferner der neapolitanische Vizeadmiral Préville, ein Franzose, nebst Frau, und, eigentlich in erster Linie, „Mylady“, schlechthin Mylady, wie Metternich kurzweg „der Fürst“ und Talleyrand „le prince“ sind, nämlich Lady Maria Anna Acton, von der Mutter her Deutsche, vom Vater her halb Engländerin, halb Französin, und doch ganz in Italien aufgewachsen,

die vierzehnjährig ihren alten Onkel, den allgewaltigen Minister John Acton geheiratet hat und nun mit ihrer neunzehnjährigen Tochter Elisabeth – mit „Betsy“ – verwitwet als Zeugin einer berüchtigten Zeit in Neapel lebt. Sie wird eine besonders enge Freundin Wilhelminens und Betsy die Gespielin der gleichaltrigen Marie.

Das sind ja ebenfalls eigentlich lauter Ausländer! Ja, so ist es in diesem Lande, das einen spanischen Bourbonen als König hat, dessen einflußreiche Königin Habsburgerin gewesen war und das eigentlich nacheinander von England, dann von Frankreich und jetzt von Österreich beherrscht wird. Kaum ein italienischer Name an einer bedeutenden Stelle.

Aber wie ist es mit dem Kammerherrn Giorgio Principe Butera di Radali, dem hübschen, jungen Manne, den man so oft bei Wilhelmine sieht? Das ist doch endlich einmal ein italienischer Name, hinter dem doch wohl auch ein echter Neapolitaner stecken wird! Weit gefehlt! Fürst Butera ist ein Pastorensohn aus dem Hannöverschen. Er war zweiundzwanzigjährig als Seiner Britischen Majestät Soldat Georg Wilding mit den englischen Truppen nach Sizilien gekommen und hatte dort mit seiner feinen, norddeutschen Art, seiner hochgewachsenen Gestalt und seinem hübschen, blonden Gesicht so starken Eindruck gemacht, daß er selbst den Damen des Hofes aufgefallen war. Eine der reichsten und vornehmsten von ihnen hatte den um zwanzig Jahre jüngeren Mann nicht nur zum Manne genommen, sondern ihm auch ihr gesamtes Vermögen und ihren Titel übertragen. Dabei war diese romantische Ehe für damalige Neapeler Verhältnisse sogar glücklich zu nennen. „Seine Stirn ist offen, seine Miene trägt den Stempel der Güte und Ehrlichkeit, und seine Haltung dem Könige gegenüber zeigt sofort, daß sein Charakter ihn mehr noch als seine Stellung über alle andern Höflinge erhebt.“

So hat denn Wilhelmine wieder einen Salon. Keineswegs natürlich einen von der politischen Bedeutung ihres Wiener

Kreises – dazu sind diese Menschen nicht geschaffen, und dazu fehlt auch der politische Stoff. Aber es sieht doch wie eine zweite Glanzzeit aus nach Jahren des Rückganges und der Stille. Wenigstens ist es eine Nachblüte. Eine äußere Bestätigung erfährt der Salon der Sagan dadurch, daß „ihr“ König, daß Friedrich Wilhelm III., der sie in Wien so liegen gelassen hat, von Verona für einen kurzen Aufenthalt nach Neapel gekommen, die Herzogin auf einen Abend mit zweien seiner Söhne besucht. Die jungen Prinzen Wilhelm, der spätere erste Kaiser Wilhelm, und Karl machen mit ihrer bescheiden ritterlichen Haltung Furore bei den Damen und entzücken besonders Marie von Steinach.

Die Herzogin fühlt sich aufleben, wenn sie auch selbst spottet, „in ihrem Salon sei die Langeweile zu Hause“. Nun, an der Hausherrin liegt das gewiß nicht, „denn man kann nicht lebhafter und liebenswürdiger die Wirtin machen als sie“. Aus einer durch schweres Erleben und viel Enttäuschung gewachsenen Erregbarkeit heraus hat sie sich angewöhnt, schnell und viel zu sprechen. Manchen ist sie sogar zu lebhaft. „Eine Frau, die in der Unterhaltung immer außer Atem ist, um Nichts zu sagen“, meint die verschwätzte Lulu Thürheim.

Ihre ganze Freude ist die kleine Marie. Sie ist so hübsch – jetzt trägt sie um das feine Gesicht die Haare à la Sévigné in vielen dichten Locken – und wird unter all den schönen Eindrücken auch munterer. Wie leuchten ihre Augen vor Freude, als sie während des Karnevals mit „Mama“ und den Herren im Wagen auf dem Toledo Korso fährt, jubelnd in die konfettigefüllten Körbe greift, um das lustige Wurfffeuer zu erwidern, gegen das man sich hinter kleinen Blechschildern deckt. „Der Toledo bietet dann das glänzendste und heiterste Schauspiel; diese Menge Equipagen, Fußgänger, Masken, Triumphwagen, besetzt mit allegorischen Figuren und Possenreißern, der Konfettiregen, der von allen Equipagen und Balkons herabfällt, dieses Gelächter, dieses unartiku-



lierte Geschrei und diese burleske Lustigkeit, das alles ist sehr originell und unterhaltend.“

Trotz dieser Anregungen, trotz dieser beschaulichen Geselligkeit im Salon hat es den Anschein, als ob sich das geliebte und ersehnte Italien der Herzogin nicht erschließen wolle und ihr fast feindlich sei. Nicht davon zu reden, daß der König schon lange außer Landes weilt und daher keine Hoffeste stattfinden. Nicht allein, daß das Wetter außergewöhnlich regnerisch ist, daß graue Wolken wochenlang um den Vesuv liegen und es vom Meer her kalt weht. Am schlimmsten ist, daß Marie an einer Lungenentzündung schwer erkrankt. Reist man dafür winters aus Schlesien nach Neapel? Will das Schicksal das Spiel mit der anderen Pflgetochter, mit Klara Breßler, wiederholen? Lange ringt das junge Mädchen im Fieber. Die verzweifelte Pflegemutter läßt alle Ärzte kommen, die einen Namen haben, den Engländer Bonard, der auch sonst bei ihr verkehrt, den Franzosen Doret und einen deutschen Arzt. Immer wieder wird Marie zur Ader gelassen, bis sie ganz schwach ist. Freund Wallmoden, der sich von seinen Truppen in Sizilien gerade nach Mailand begibt, um das dort liegende Armeekorps zu übernehmen, kommt im Mai 1823 gerade zurecht, um Wilhelmine Trost zuzusprechen.

Aber dann klart doch alles auf. Die Frühlingssonne des Jahres 1823 vertreibt die Regenwolken und Maries Krankheit. Um sich zu kräftigen, soll sie reiten, und neben diesen Reitstunden setzt sie ihre Gesangsübungen fort, um der Pflgeschwester „Em“ nachzueifern.

Eigentlich wäre ja nun die Zeit gekommen, nach Sagan zurückzukehren. Man würde dort nach einjähriger Abwesenheit den Sommer finden. Aber an Rückkehr denkt Wilhelmine gar nicht. Jetzt, wo man sich gerade ganz gut in Neapel eingelebt hat, wo man wegen der Unbilden des Wetters noch nicht einmal die weitere Umgebung kennengelernt hat, jetzt kann man doch unmöglich schon wieder

Abschied nehmen. Nein, man will noch länger bleiben. Was zieht einen denn heim? Wenn sich Schulenburg endlich seinen Kammerherrenrang vom Kaiser Franz besorgen will, mag er ruhig allein nach Wien fahren und in Deutschland dann auch nach den sonstigen Geschäften sehen.

Jetzt, im schönen Vorsommer, beginnt man denn mit den Ausfahrten in die Umgebung. Da genießt man den Blick von der Akropolis von Cumae, da steht man nachdenklich vor dem offenen Brodeln der Erde an der Solfatara. Man unternimmt einen Ausflug nach der Insel Ischia, nicht ohne vorher in Tante Elisas „Tagebuch einer italienischen Reise“, deren dritten, Neapel behandelnden Band man überhaupt des öfteren zur Hand nimmt, die ausführlichen und begeisterten Beschreibungen dieser schönen Insel nochmals nachgelesen zu haben. In den Bädern von Ischia hat Tante Elisa vor fast zwanzig Jahren sechs Sommerwochen verlebt und Wilhelmine selbst mit dem Vater vor fast vierzig Jahren etwa einen Monat verbracht. Welker hält in seinem Skizzenbuch den Aufbruch der Reisegesellschaft von Lacco nach dem Monte Epomeo und ihre mondscheinnächtliche Ankunft bei dessen Eremiten fest.

Capri und die Halbinsel von Sorrent sind noch nicht „entdeckt“, geschweige denn dem Verkehr erschlossen. Will man die Steilküste besuchen und über das Vorgebirge im Süden Neapels blicken, so geht man nach Vietri am Golf von Salerno. Auf dieser Fahrt kann man sich auch einen Ort am kühleren Gebirge auswählen, wo man den Hochsommer, der in der Stadt selbst unerträglich heiß ist, erleben will. Da kommen Portici mit Resina in Betracht, wo Ludolfs die Villa Calenda bewohnen und wo auch der kürzlich aus Rom angekommene Graf Nikolaus Esterházy mit seinen vielen Kindern den Sommer verbringen will. Aber man gibt dann doch Castellamare den Vorzug, wo „Mylady“ im Sommer wohnt, wo Fürst Butera seinen Lieblingssitz hat und wo Andreas Rasumoffsky die Casa Pelicana mieten will.

In Castellammare hebt eine herrliche Zeit an. „Nichts tun, auf dem Balkon frische Luft schöpfen oder in einem Fauteuil träumen, die Bläue des Himmels und des Meeres betrachten, dem Rollen der kleinen Wellen gegen das Gestein lauschen, morgens den weißen Segeln oder abends den Feuern der Fischer auf ihren Barken folgen oder den Silberstreifen bewundern, den der aufgehende Mond über das Meer streut, höchstens noch in einer offenen Kalesche eine Ausfahrt machen oder, bequem in einer Barke hingestreckt, über die Wellen gleiten und schließlich in einem Albergo Austern essen“, das ist heitere Ruhe unter sorglosen, aufgeschlossenen Menschen.

Zu den Fahrten und Ritten – die Damen auf Eseln – stellt sich meist Graf Lichnowsky ein, der auch nach Castellammare gekommen ist und, besonders als Schulenburg nach Wien abgereist ist, Wilhelminens Ritter wird. Er tritt gleichsam an die Stelle, die früher einmal Windischgrätz eingenommen hatte. Man besucht Pompeji, reitet hinauf nach Quisisana, dem Jagdschloßchen des Königs, oder bewundert auch einmal die stillen Tempel von Paestum.

Bei Esterházy in Resina wird eifrig Theater gespielt, Lulu Thürheims Namenstag wird mit einer Soirée gefeiert, bei Lady Acton stellt man lebende Bilder. „Castellammare wird jeden Tag lustiger. Ein Ausflug reiht sich an den anderen –. Auch Komödien stehen noch in Vorbereitung.“

Anfang August ist König Ferdinand nach Jahren der Abwesenheit – in Laibach, in Verona und zuletzt in Wien – einigermaßen widerwillig nach Neapel zurückgekehrt, nach der Residenz, aus der er schon so oft fliehen mußte. Am 18. September kommt er mit Butera auf seiner Jacht nach Castellammare, das inzwischen schon wieder etwas entvölkert ist. Bei dieser Gelegenheit begrüßt er unter den anderen Fremden von Distinktion auch die Herzogin von Sagan. Er ist jetzt zweiundsiebzig Jahre alt und „regiert“ sein Königreich schon seit vierundsechzig Jahren, wie es eben

kommt, bei Sturm und Sonnenschein. Ja, ja, der Herzog Peter, an den erinnert er sich noch recht gut. Und auch an eine gescheite Baronin Recke. „Kommen Sie doch einmal zu mir nach Caserta, liebe Herzogin.“

Ende September kehrt Schulenburg wieder aus Österreich zurück. Dann verläßt man unter den Letzten den schönen Sommersitz in Castellammare.

Nun der Hof wieder in Neapel weilt, setzen auch die Hofbälle wieder ein. Einen, den ersten Hofball überhaupt, an dem Marie teilnehmen darf, hat man schon absagen müssen, da Wilhelmine wieder einmal Migräne gehabt hatte, und es ist bezeichnend für die Beliebtheit und Liebenswürdigkeit der Mutter, daß die Tochter, die sich doch schon so sehr auf das Ereignis gefreut hatte, mit einem Teestündchen und heiterem Geplauder sich über den Verzicht völlig trösten läßt. Aber am 2. Februar 1824 hält dann Marie doch ihr Début bei Hofe.

Ach diese Migränen! Je mehr man sie bekämpft, je mehr man sich damit beschäftigt, um so stärker werden sie, Jahr für Jahr. Die Bäder im Meere haben dagegen ebensowenig genutzt, wie die Bäder in Karlsbad oder die heißen Quellen in Ischia und die Wasser von Castellammare. Man hat eben früher zu intensiv gelebt und seine Gesundheit dabei verdorben. Ein Gutes hat es aber, daß alle Welt diese Anfälligkeit kennt: Migränen lassen sich so gut vorschützen, wenn man im letzten Augenblick kein Gusto hat, unter die Leute zu gehen. Wenn man aber dann eine Stunde später doch wieder dazu Lust bekommt, kann man ruhig nachgeben. Die Unpünktlichkeit der Herzogin ist als derart rücksichtslos bekannt, daß sie schon wieder eine interessante Marotte wird, die sich diese Frau eben leisten kann. Nicht nur einmal geschieht es, daß Schulenburg und Marie eben mit düsteren Gesichtern und bewegten Worten die Herzogin wegen gräßlichen Unwohlseins entschuldigt haben und sie eine halbe Stunde später, sprühend und mit bezauberndem Lächeln, in der Gesellschaft erscheint.

Wie die Zeit vergeht, was man mit ihr anfängt: man weiß es selbst nicht genau. Ungezählt schwindet ein schöner Tag nach dem anderen, ohne daß man sich über seine Nutzung Rechenschaft gibt.

Diesmal hat man sich für den Sommer in Ischia in der Casa Don Tomaso eingemietet. An die Stelle von Rasumoffskys und Esterházy's sind andere Freunde getreten. Ein lieber Gast für mehrere Wochen ist Vetter Peter Medem, der von seiner soeben beendeten Reise mit Gustav Parthey durch Sizilien und Ägypten nach Jerusalem und Konstantinopel sehr schön erzählen kann.

Aber Peter hat nicht so sehr der Kusine wegen in Italien Rast gemacht. Er will besonders Marie wiedersehen, der schon seit dem Löbichauer Sommer vor drei Jahren sein Herz gehört. Marie ist nun neunzehn Jahre alt, bildhübsch und aufs sorgfältigste erzogen. Kein Wunder, daß sich da die Freier einstellen. Aber Herzogin Wilhelmine gibt Medem zu verstehen, daß er nur auf Maries Hand rechnen könne, wenn er sich ganz von Kurland löse und in Deutschland niederlasse. Warum stellt Wilhelmine solche für einen Balten schier unerfüllbare Bedingungen? Will sie sich von dem Kinde nicht trennen? Oder will sie sich vor Marie stellen, die Peter nicht heiraten mag? Das ist schon der zweite Fall, in dem ein Bewerber nicht angenommen wird. Der erste war Josef von Brassier gewesen, der zeitlebens dieser Jugendliebe nachtrauerte. War Brassier für zu arm gehalten worden, so wurde ein dritter Antrag, der des Herrn von Belleval, zurückgewiesen, weil man Marie nicht zumuten könne, katholisch zu werden, worauf Bellevals französische Familie bestand.

Wir glauben nicht, daß man das der willfährigen Marie nicht zumuten wollte. War nicht Dorothée Dino unter einer sehr protestantischen Mutter ihrer Heirat wegen katholisch geworden, hatte nicht Marie selbst lange Jahre fast nur unter Katholiken gelebt, und neigte nicht Wilhelmine selbst zu dieser Religion? Nein, uns scheint, daß alle diese Gründe

letztlich immer nur ein Vorwand waren, um Marie, diese liebste Tochter, noch nicht zu verlieren, um einen guten, treuen, schmiegsamen Menschen ganz nahe bei sich zu halten, um nicht ganz einsam zu werden. Marie wird schon noch einen anderen Mann finden, und wen sie heiraten soll, den wird sie schon lieb haben. Sie wird ihren Kopf nicht so durchsetzen, wie Emilie mit ihrem Binzer.

Was soll man über den nun folgenden dritten Winter in Neapel erzählen? Die Herzogin von Sagan und Schulenburg haben jetzt ihren festen Platz in der Neapeler Gesellschaft. Sie gehören dazu, sind keine interessanten Fremden mehr. Große Erlebnisse und Erregungen nahen sich nicht solchem Leben; man will sie auch gar nicht. Der Tod des alten Königs Ferdinand, dessen Gast man noch vor kurzem in Caserta war und mit dem Schulenburg noch des öfteren gejagt hatte, reißt keine Lücke. Der Prinz von Salerno besteigt zu Anfang des Jahres 1825 ohne sonderliche Anteilnahme seines Volkes den Thron, unter dem Bestechlichkeit und Schlamperei ruhig weiter wuchern. Man merkt den Wechsel am meisten dadurch, daß man auf den Bällen während der nächsten Zeit Trauerkleidung zu tragen hat.

Will man lachen, so geht man ins Teatro Fiorentino, um ein Stück von Goldoni zu sehen, will man musikalische Kunststücke erleben, so hört man sich Paganini an. Mit Kollers, die für ihre heiratsfähigen Töchter ein großes Haus machen, ist man viel zusammen, Graf Flemming kommt häufig und auch dessen kürzlich eingetroffener kunstbegeisterter neuer Legationsrat Ignaz von Olfers, der spätere Generaldirektor der Berliner Museen, mit seiner jungen Frau Hedwig, der Tochter des Geheimrats von Staegemann, die im Berliner Elternhause mit dessen Gästen Kleist, Tieck, Brentano und Fouqué aufgewachsen ist und ein ideales Frauenleben des 19. Jahrhunderts leben wird.

Zweieinhalb Jahre eines solchen einlullenden, bequemen Lebens unter südlichem Himmel machen gerade den Nord-

länder träge. Mit Schrecken stellt Wilhelmine fest, daß sie Fett angesetzt hat. Als Gustav Parthey, der kürzlich das ihm von Tante Elisa zugedachte Töchterlein ihres Karlsbader Arztes geheiratet hat, und seine Schwester, die schwärmerische Lili, die sich ihrerseits kurz vorher mit dem begabten Musiker Bernhard Klein vermählte, im April 1825 auf gemeinsamer Hochzeitsreise nach Neapel kommen und die Herzogin aufsuchen, wird ihr die Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist, so recht bewußt. In Lili „erwachte alle alte Passion“, als sie „die liebe, schöne Stimme hörte und so freundlich von ihr empfangen wurde“ „Sie fand mich mager geworden und sagte, das sei der Gegenstand ihres Neides – es ist wahr, daß sie bedeutend stärker geworden ist, aber schön ist sie doch noch immer.“

Da muß etwas geschehen. Man darf sich diesem ermattenden Leben nicht widerstandslos hingeben, darf sich nicht ganz von Neapel, dieser lockenden und gefährlichen Sirene, gefangennehmen lassen. Man muß für Bewegung sorgen, für Bewegung des Körpers und des Gemütes, man muß auf Abenteuer gehen, um wieder frisch zu werden. Darum wird eine Reise nach Sizilien, mit der man in Gedanken schon seit längerem spielt – in Ischia hat Peter Medem in hohen Lobestönen davon gesprochen, und jetzt schwärmt wieder Parthey von dem Eiland –, endgültig beschlossen und verkündet.

„In Sizilien wollen Sie eine Vergnügungsreise machen, meine Liebe? Sie scherzen wohl? In Sizilien reist man doch nur, wenn man es unbedingt muß.“ „Gewiß, es ist schon schön dort unten, und die Ruinen der Alten mögen auch des Interesses wert sein. Ja, in Palermo, in Messina, in Catania läßt es sich schon aushalten. Dorthin fährt man bequem mit dem Schiff und sieht sich dort ein wenig um. Aber eine Reise durch Sizilien?“ „Haben Sie denn bedacht, Duchessa, daß es dort kaum Fahrwege gibt, daß man die paar ordentlichen Gasthöfe an den Fingern herzählen kann?“ „Aber

Durchlaucht, eine Reise durch Sizilien ist doch eine Männersache! Noch nie habe ich gehört, daß dort eine Dame eine Kunstfahrt unternommen hat. Überlassen Sie das doch den verrückten Engländern und Gelehrten. Denken Sie doch: die Unsicherheit, die Briganten, und – *abbia pazienza* – das Ungeziefer überall!“ „Auf den Ätna will sie!“ „Davvero?“ „Ma come!“ „Quest'è grossa!“ „Ma no, vial!“ „Fulmini e saette, das nenn' ich Mut!“

Durch all dies erstaunte Abraten wird Wilhelmine in ihrem Vorsatz nur bestärkt. Das scheint ja gerade das zu sein, was sie braucht. Schulenburg kennt seine Frau viel zu gut, um ihr ernstliche Schwierigkeiten zu machen. Er sorgt nur dafür, daß genügend Männer als Begleiter mitgehen. Am vernünftigsten ist die alte Fürstin Paternò, eine der größten Latifundienbesitzer Siziliens, die Wilhelmine einen ganzen Packen von Empfehlungsbriefen mitgibt. Dann regnet es noch viele gute Ratschläge. Auch die einschlägigen Werke werden studiert und verpackt. Als eindrucksvollste erweisen sich die „Reise durch Sizilien“ des Grafen Friedrich Stolberg und Rommers „Geschichte der Hohenstaufen“. „Alle möglichen Vorkehrungen waren getroffen, um das Abenteuer bequem und ohne unnötigen Aufwand bestehen zu können.“

## 15

„Es gab viele Anstände wegen unserer Reise nach Sizilien. Nur ich hatte eigentlich Lust dazu. Folglich hoben Mitreisende und Dableibende ihre Beschwerlichkeiten hervor. Mein Wunsch, dieses Land kennenzulernen, war aus mehreren Bestandteilen zusammengesetzt: Freude am Reisen, Besuchen merkwürdiger Orte, einige Beschämung, so lange in Neapel zu verweilen, ohne Sizilien gesehen zu haben, die kleine Eitelkeit, ein Unternehmen zu bestehen, welches wenigen Weibern gelungen war – auch eine Ahnung, als



wäre Luftveränderung und Bewegung recht zuträglich nach so langem, behaglichen Stillesitzen; doch mehr als alles dieses der Wunsch nach jenem Schatz für die Zukunft, welcher in dem Andenken an interessanten Gegenständen besteht.“ So beginnt das handschriftliche Tagebuch der Herzogin von Sagan über diese Reise von einem Monat. Nur wenige Schriftstücke aus ihrer Hand sind auf uns überkommen, ein paar Eintragungen in Stammbücher, eine kleine Anzahl von Briefen und eben dieses Reisetagebuch. Wenn man es liest, kann man nur bedauern, daß die Herzogin keine eifrigere Schreiberin war und ihre wichtigsten Briefe, wie die an Metternich, später bewußt vernichtete: so glücklich beobachtet sie, so anschaulich ist die Wiedergabe, so gefällig und doch nicht oberflächlich sind die Gedanken.

Die Sprache ist gewandt und auch für unsere Zeit nicht zu altfränkisch. Nur die mangelhafte Rechtschreibung zeigt, daß die Herzogin mehr gewohnt war, in anderen Sprachen als der deutschen zu schreiben.

Das Tagebuch macht es uns leicht, in starken Kürzungen diese Reise zu schildern. So erhalten wir nicht nur einen näheren Einblick in die Lebensformen der Herzogin zu jener Zeit, sondern auch ein reizvolles Bild, wie sich solche Fahrten damals zu vollziehen pflegten.

Die Reisegesellschaft besteht aus der Herzogin und ihrem Manne, Marie von Steinach, dem Grafen Wilhelm Lichnowsky sowie den Herren de Belleval und von Panassy. Lichnowsky dient als Cicerone. Vor vier Jahren hat er Sizilien schon einmal bereist. Ein deutscher Arzt, Dr. Schmit, hat über die Gesundheit der Reisenden zu wachen. Zur Bedienung der Herzogin und Maries wird das „treue Hannchen“, das schon lange bei der Herzogin ist, mitgenommen, zur allgemeinen Bedienung nur Bellevals Kurier. Bis nach Messina schließt sich Prinz Philipp von Hessen an, der von dort aus Calabrien besuchen will. „Wir lieben und verehren ihn alle, und er wäre als Haupt und

Vereinigungspunkt für unsere Gesellschaft von unglaublichem Vorteil gewesen.“

Am 10. Mai schiffte man sich vormittags ein. Mit dem gleichen Dampfboot fahren ein „viel gereister, höchst prosaischer“ deutscher Gelehrter Dr. Reiter, ein langweiliger Marchese aus Mailand, ein noch verschlafenerer Sizilianer, Conte di Camerata, und ein Paar „höchst gemein aussehender Engländerinnen“, die die ganze Zeit der Überfahrt im Bette zubringen.

„In seiner ganzen Schönheit lag vor uns Neapels Meerbusen mit seinen Inseln. Längs der Küste von Sorrento segelten wir zwischen der Punta Campanella und Capri hindurch. In größerer Ferne erblickten wir Salerno und Amalfi. Hernach kam die Dämmerung, und wir sahen nur mehr Himmel und Wasser. Dieser Anblick wurde mir zum ersten Mal, und, weit entfernt, in ihm das so gepriesene Bild der Unendlichkeit zu finden, muß ich gestehen, daß in dieser durch unser Auge so beschränkten Einförmigkeit etwas höchst Trauriges und Langweiliges liegt. Kleine Vögel rasteten auf unserem Schiff; sie werden als Sendboten einer glücklichen Fahrt betrachtet. In der Nacht wurde die Rauchsäule unseres Fahrzeuges zu einem Feuerwerk. Leuchtende Kugeln, blitzende Sterne und Funken sprühte das Meer, und wir blickten ruhig in den Abgrund, über den wir hinfuhren. Endlich ward es Zeit zum Ruhen. Ein jeder suchte seinen Platz, der meinige wurde mir aber unerträglich durch die Hitze des benachbarten Rauchfangs der Maschine und die ungebetenen Gäste. Ich konnte kein Auge zutun. Der Mond in seinem letzten Viertel entschädigt mich für den schlechten Sonnenuntergang.“

Schon um halb 4 Uhr früh ist die Herzogin mit Marie und Hannchen wieder auf dem Verdeck. Man will den Sonnenaufgang bewundern und einen Ausbruch des Stromboli sehen, der, in der Ferne aus dem Meere steigend, näher kommt. Aber längst schon ist die Sonne strahlend empor-

gestiegen, als endlich dem Inselvulkan eine hohe Aschenwolke entsteigt und die Lava, ihren Lauf durch weißen Rauch bezeichnend, sich in das schäumende Meer ergießt. „Die Morgenbeleuchtung war sehr schön, die Inseln malerisch gruppiert. Der Abstand zwischen der in Dunkel gehüllten Seite des Strombolis, wo nur sich immer erneuernde Verwüstung herrscht, und der von der Sonne freundlich beleuchteten, in frischestem Grün daliegenden bewohnten Bergabdachung, die sich zuletzt in einem kleinen Orte mit Hafen verläuft, ist ebenso schön als sonderbar.“

Nachmittags legt das Schiff in Messina an, sogleich umlagert von einer Menge geldhungriger, lärmender Bonachi. Die Stadt, die noch deutlich die Spuren des Erdbebens von 1783 trägt, ist eine kleine Enttäuschung. Schon bei der Einfahrt hat das pralle Licht der steil stehenden Sonne dem Hafens- und Stadtbild – im Hafen liegen vier amerikanische Kriegsschiffe – den malerischen Reiz der Schattenwirkungen geraubt. „Um schöne Gegenden in ihrer ganzen Pracht zu sehen, muß man genug Herr der Zeit und Umstände sein, um sie bei Morgen- oder Abendbeleuchtung zu besuchen.“ Das Quartier, nur mit Mühe aufgetan, ist schlecht. Ein heftiger Scirokko verbietet eine Fahrt nach Scilla und Reggio auf der Barke, die der Marinekommandant, Graf Balsamo, zur Verfügung gestellt hat, und treibt störenden Staub durch die engen Straßen. Nicht einmal ein Wagen zur Ausfahrt ist in dieser zweiten Hauptstadt Siziliens aufzutreiben. Man betrachtet nur die paar wichtigsten Sehenswürdigkeiten und bleibt dann am besten im Gasthofs, wo Dr. Reiter, der im gleichen Haus abgestiegen ist, einen bei Tisch ganz gut unterhält, obwohl er nur von Pest, gelbem Fieber und Malaria spricht. Ihren Spaß hat Wilhelmine an dem Ersten Kellner, Silvestro Giacobe, einem echten, dicken, lustigen Sizilianer, der mit viel Laune und natürlichem Verstand über die Neapolitaner seine, wie Wilhelmine meint, berechtigten Späße macht. Er singt auf sie Spottliedchen und bringt

Wortspiele, hübsche Quiproquo's, an. Die Verfassung, la „constituzione“, verdreht er in die Bestürzung, la „consternazione“

Inzwischen haben die Herren eine Art von Koch, einen Malteser, in Eid und Pflicht genommen, in dessen Mundart Italienisch und Englisch gleich unverständlich klingen, haben mit den Maultiertreibern, die man für die Karawane braucht, abgeschlossen und für das Nomadenleben, das nun beginnen soll, die erforderlichen Einkäufe gemacht. Allerlei Mißgeschick wird mit guter Laune aufgenommen: wenn Panassys Reiserock so eng ausgefallen ist, daß er sich in ihm kaum bewegen kann, wenn sich Schulenburg über seinen Strohhut erbost, wenn der Koch nicht zu finden ist und die Maultiertreiber die Reittiere verwechselt haben. „Schulenburg und Lichnowsky ereiferten sich sehr; Bellevals Courier tat vornehm und Giacobe kam um all seinen Credit durch seine sehr starke Rechnung.“ Er hatte wohl selbst statt der Brille Münzen vor den Augen, wie er spottend von den Neapolitanern behauptet hatte. Es ist wie eine Lustspiel-szene von Goldoni.

Endlich ist alles bereit. Um halb acht Uhr morgens – so spät man in Zeiten der Bälle und Soiréen aufsteht, so früh ist man auf Reisen fertig – kann man am 14. Mai, „sehr gut gelaunt“, die Wagen besteigen, die die Gesellschaft so weit führen, wie eine Fahrstraße vorhanden ist, und das ist im damaligen Sizilien nicht weit aus den Städten heraus. Nach sechs Meilen trifft man den vorausgeschickten Maultier- und Pferdetrupp.

Es sind zwölf Tiere unter der Obhut Giovanni Felicità, der Lichnowsky schon auf seiner früheren gemeinsamen Reise mit Haugwitz geführt hat; „ein höchst ausgezeichneter, genialischer Mensch, welcher Maultiertreiber, Kammerdiener, Koch und Ratgeber zugleich ist, Schuhe flickt, Makkaroni kocht und Büsten modelliert, Porträts und Arabesken zeichnet und Kammerfrauendienste verrichtet“ Ihm stehen

ein paar weitere Treiber zur Seite, die wie Felicità auf den Packtieren reiten. Der Koch ist bereits unterwegs. Er hat – meist nachts – vorauszuweichen, um, gegebenenfalls unter Abgabe der Empfehlungsschreiben, das nächste Quartier auszumachen und in Stand zu setzen sowie die Mahlzeit so vorzubereiten, daß die Ankömmlinge gleich essen können. Die Damen besteigen die Maulesel, die Herren ihre Pferde, Felicità setzt sich an die Spitze, zwei Packtiere übernehmen den Schluß, und nun kann die Reitergruppe das große Unternehmen beginnen. Es geht die Ostküste entlang gen Taormina, dem Ätna zu.

Zunächst ist diese Art zu reisen noch ungewohnt. Schulenburg stürzt mit seinem großen Pferd, Lichnowsky denkt an einem Tor nicht daran, wie groß er ist, und stößt sich den Kopf, Mariechen, die den schönsten der Maulesel hat, ist nahe daran, sich mit ihm ins Wasser zu legen, und die Herzogin selbst, ganz in die Betrachtung eines galgenartigen Brunnens versunken, vergißt, daß sie reitet und gleitet von ihrem Maultier. Gott sei Dank nicht ins Meer, dessen Schaum unmittelbar am Weg anrollt, aber sie hat sich doch den Fuß ein wenig verstaucht.

Um die Mittagszeit, angesichts des Cap Alesio, macht man halt, um das mitgebrachte Frühstück zu verzehren. In Lodrano ist Wilhelmine, langer Ritte noch ungewohnt, so müde, daß man an dem stattlichsten Haus des Ortes anklopfen muß, dessen Besitzer, ein sizilianischer Edelmann, der Herzogin aufs freundlichste einen Ruheplatz einräumt.

„Nach einer halben Stunde setzten wir unseren Weg fort, durch eine immer gleich schöne Gegend, und erreichten beim Sonnenuntergang das Theater von Taormina. Es muß sehr groß gewesen sein und gewährt die herrlichste Aussicht, die ich je gesehen habe: links das Meer, von Calabriens Küste begrenzt, vor uns der Ätna, rechts steile, aber fruchtbare Berge mit Ortschaften und alten Schlössern bedeckt, die dazwischenliegenden Täler mit der ganzen Fruchtbar-

keit des Südens und allen Reizen des Frühlings prangend. Hierzu Siziliens blauer Himmel, milde Luft und reiner Sonnenglanz. Nie sah ich etwas Schöneres, Größeres und leiste Verzicht, je etwas Ähnliches zu erblicken.“

Nach dreiunddreißig Meilen Ritt trifft man dann spät abends, den steilen Weg hinab wieder ans Meeresufer, in Giardini ein. Wilhelmine ist übermüdet, hat daher keinen Hunger und legt sich alsbald in dem kleinen, reinlichen Wirtshaus zu Bett.

---

Tags darauf schmerzt Wilhelminens Fuß noch immer. Man bricht daher später auf und reitet nur ein kurzes Stück, nach Giarre. „Es war Sonntag. Alle Wege waren mit reinlich gekleideten Landleuten bedeckt, die sich auf ihren Eseln von Haus zu Haus Besuche zu machen schienen. Das Wirtshaus war weniger gut als das vorhergehende. Flöhe und übler Geruch verhinderten uns alle am Schlafen, und als wir am nächsten Morgen aufbrachen, war die Wirtin sehr besorgt, wir könnten ihr ihre schmutzige Wäsche entwenden.“

---

Der dritte Tag soll einen nach Nicolosi führen, an den Ausgangsplatz für Besteigungen des Ätna. Man kann Nicolosi besser und schneller über Acireale erreichen, will sich aber doch nicht die berühmten, uralten Bäume entgehen lassen, die in diesem baumarmen Land noch einen besonderen Reiz haben.

„Durch den herrlichsten Garten, der sich allmählich erhebt, ging unser heutiger Ritt. Das Land ist fruchtbar, schön und wohl angebaut. Eine Menge Bäume bedecken die Fluren und umgeben ärmere, aber wenigstens dem Äußeren nach reinliche und hübsche Häuser. Pinien, Palmen, Olivenbäume, Zypressen, Kastanien, Eschen, Eichen, Agerolen, Royelbeer-, Zitronen-, Maulbeer- und Pomeranzenbäume wechseln mit Weinbergen und Kornfeldern ab.

Jedes Häuschen hat seinen Garten, die größeren haben Lauben. Ein Reichtum an Blumen, vorzüglich an dunkeln Rosen und gewürzten Nelken, welche freundlich dem Reisenden von Gesichtern dargeboten werden, die leider nicht mehr so schön sind, wie die zwischen Messina und Taormina. Die Fluren waren mit den schönsten Feldblumen bedeckt, alles prangte im herrlichsten Grün, und die milde, nicht zu heiße Luft war nur ein Wohlgeruch. Nach sieben Miglien kamen wir zuerst an einem sehr alten Kastanienbaum vorbei, welcher aber fast abgestorben war. Bald darauf erreichten wir den berühmten, der unter dem Namen „il castagno dei cento cavalli“ [die Kastanie der hundert Pferde] bekannt ist und welcher sich dem Auge nicht als einzelner Baum, sondern als sechs verschiedene, aus derselben Wurzel entspringende Bäume darbietet. War diese Gruppe wirklich einst nur ein einzelner Baum, so glaube ich nicht, daß unser Weltteil etwas Ähnliches aufzuweisen hat. Wir frühstückten in seinem Innern, welches vier Kabinette und einen mittleren Salon enthält, von einem dichten grünen Dach beschattet. Ein wenig weiter fanden wir noch zwei sehr schöne und wohlerhaltene Bäume, von denen der größere den Namen „la nave“, das Schiff, trägt. Dieser ist von unglaublicher Schönheit und steht nebst seinem Gefährten dicht an einem Gießbach; dort wurden zwei vierblättrige Kleeblätter gefunden, die ich gern mit meinem abergläubigen Gemüt als Zeichen guter Vorbedeutung aufbewahrt habe. Auf diesem Plätzchen möchte ich denen, die man liebt, sagen: „Hier laßt uns Hütten bauen, denn hier ist gut wohnen“

Dann kommt man auf die ersten Lavafelder mit ihrem eigenartigen Reiz, und am späten Nachmittag langt man in Nicolosi im Hause Gemelaro an, wo nur die liebenswürdige Aufnahme die unfreundliche Wohnung, die Häßlichkeit des Ortes und die öde Umgebung vergessen macht.

Der ältere der beiden Brüder Gemelaro, eben der, welcher sich durch die Erforschung des Berges, an dessen Abhang

er geboren ist, einen Namen gemacht hatte und der auch die ersten Schutzhütten am Ätna hatte erbauen lassen – monatelang hatte er forschend in ihnen gelebt –, ist nicht anwesend. Der jüngere trifft die Vorbereitungen für die Besteigung des Vulkans, die die Gesellschaft am nächsten Tage vornehmen will. Bergführer werden mit Brennstoffen, Lebensmitteln und Wasser über Nacht zur Casa Gemelaro am Fuße des Aschenkegels hinaufgeschickt. Dort wollen die Reisenden am nächsten Abend eintreffen, den Sonnenuntergang genießen und übernachten, um dann in der nächsten Frühe von der Spitze des Berges die Sonne aufgehen zu sehen.

---

Die beiden Glückskleeblätter des Vortages haben nichts genützt. Schon die Nacht in Nicolosi ist kalt; ein rauher Wind dringt durch das südlich-offen gebaute Haus. Trotzdem tritt man am 17. Mai morgens nach einem kräftigen Frühstück die Wallfahrt auf den Berg an, der mit Wolken umhangen ist. Als üble Vorboten kommen den Reitern vier Engländer entgegen, die kurz vor dem Gipfel unverrichteter Sache umgekehrt sind. Nachdem das Krüppelholz – es gehört dem Fürsten Paternò – durchwandert ist, beginnt es zu regnen. In einer kleinen, halb offenen Hütte wird ein Feuer entfacht, damit man sich erwärmen und die durchnäßten Kleider und Mäntel, die ohnehin zu leicht sind, trocknen kann. Nach einer halben Stunde geht der Zug weiter. Aber der Regen wandelt sich in Schnee, den einem der Nordost ins Gesicht stöbert. „Der Wind war das unangenehmste an der ganzen Sache.“ Frostig durchbläst er einen. Der Mut sinkt; aber bessere Mäntel, die man auspackt, heben ihn wieder. Dichter Nebel umgibt die tapfere Schar an der Baumgrenze. „Immer dunkler wurde dieser, immer stärker das Schneegestöber, immer heftiger der Sturm. Wir glaubten uns kaum auf unseren Maultieren halten zu können. Starr und öde war es um uns her. Die *tempa del*



barrile lag hinter uns – wir waren auf einer Höhe von etwa 8300 Fuß. Alle Hoffnung schwand, den Sonnenuntergang zu sehen, und von der empfindlichsten Kälte gepeinigt, die ich je empfunden habe, entschlossen wir uns endlich zum Rückweg. Lichnowsky, welcher den Berg schon früher bei günstiger Witterung erstiegen hatte, war nicht neugierig, es ein zweites Mal umsonst zu versuchen. Panassy und Belleval dagegen wollten durchaus hinauf. Da aber die Führer einige Schwierigkeiten machten, kehrten auch sie um. So mußten wir also zu meinem großen Leidwesen der Ersteigung des Ätna entsagen. Bei so ungünstigem Wetter wäre unser Zweck ohnehin vereitelt worden, und Herr Gemelaro hätte besser getan, uns auf einen anderen Tag zu verträsten. So endete also dies große Abenteuer schmachlich genug für uns, da wir kaum noch 1000 Fuß in gerader Richtung bis zu unserem Nachtquartier gehabt hätten. Als wir hinunterkamen, legte sich allmählich das Wetter. Vor uns lag die ganze Ebene von Catania in reinem Sonnenglanz, hinter uns tobten Sturm und Wetter. Gegen 8 Uhr abends waren wir wieder in Nicolosi, wohlbehalten, aber ein wenig beschämt.“

„Unser Koch, der sich einen guten Tag hatte machen wollen, war nach Catania gegangen, unsere Mundvorräte waren auf dem Berge; es blieb also nichts übrig, als zu unserer eigenen Geschicklichkeit Zuflucht zu nehmen. Belleval und ich bewährten uns als Koch und Köchin. Eine Knoblauchsuppe, trockene Bohnen und Hühner, mit Schweineschmalz zubereitet, schmeckten uns vortrefflich nach einem beschwerlichen Ritt von acht Stunden. Ein Kohlenbecken, um welches wir alle herumsaßen, erwärmte unsere starren Glieder. Niemand war so wenig müde als ich. Unsere Nacht wäre gut gewesen, wenn die Kälte uns hätte schlafen lassen und wenn ich nicht einigen Verdruß gehabt hätte, dem Gipfel des Ätna entsagen zu müssen.“ Immer noch der gleiche Ehrgeiz und die gleiche Unruhe!

Als aber am nächsten Morgen der Berg noch immer in Wolken gehüllt ist, kann man sich trösten. Auch eine Ver- tagung des Aufstieges hätte nichts genützt.

Inzwischen ist der ältere Bruder Gemelaro aus Catania eingetroffen. Er er bietet sich, sogleich mit den Herrschaften umzukehren und sie durch diese Stadt zu geleiten. Beim Mittagessen gibt er noch dadurch eine Probe, wieweit die Süditaliener die Kunst der „Augensprache“ beherrschen, daß er seinem Bruder, ohne dabei die Lippen oder Hände zu bewegen, einige Aufträge gibt, die dieser sogleich voll- zieht. Um sich den Gastgebern in passender Form auch in Geldeswert erkenntlich zu erzeigen, bestellt man hundert- undfünfzig Flaschen ihres Ätnaweines, der überdies noch wirk- lich gut ist. Dann reitet man, vermehrt um Gemelaro, wohl- gemut in die Ebene hinab, die wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit berühmt ist. Leider wird man – das ist der Unsegen der Reiterei – noch einmal kurz vor der Stadt von einem Platzregen durchnäßt.

In Catania steigt man im „Elephanten“ ab – der säulen- tragende Elefant ist das Wahrzeichen der Stadt –, „in einem Wirtshause, dessen sich keine Stadt Europens zu schämen hätte.“ Abends noch eine Spazierfahrt durch die Stadt, zum Corso, zur Marina. Eine wertvolle Empfehlung an die Herzogin von San Giovanni, „die eine sehr artige Frau sein soll“, läßt Wilhelmine nicht abgeben. In ihrer „großen Trägheit“ will sie ihre Reisefreiheit nicht beeinträchtigen.

---

Auch noch am übernächsten Tag nach der vergeblichen Ätnafahrt bläst derselbe boshafte Wind. Daher muß der Ausflug aufs Meer zu den Zyklopeninseln ausfallen. Ge- melaro verschafft einem Eintritt in eine private naturkund- liche Sammlung, deren Besitzer die Herzogin aus dem Norden persönlich führt.

Wenn man solche freundliche Bewillkommungen gewöhnt ist, kann man schon ärgerlich werden, wenn irgendwelche Mönche es ablehnen, ihre Kirche zu zeigen, da sie gerade beim gemeinsamen Mahl saßen. Als noch störender erweist sich, daß man trotz aller Sorgfalt in den Reisevorbereitungen versäumt hat, sich die notwendigen Lizenzen aus Rom zu verschaffen, mit denen man gewisse Klöster überhaupt nur betreten darf oder die allein andere den Frauensleuten öffnen. Da kann auch der bischöfliche Vikar, für den Belleval ein Empfehlungsschreiben zur Hand hat, nicht helfen. Aber er ist gern erbötig, die Herrschaften durch ein paar kleine Ordensniederlassungen in Catania zu geleiten. Dort sind zwar keine Kunstschätze zu bewundern; dafür macht aber das gemeinsame religiöse Leben und die ruhige Sicherheit, die es verleiht, auf die Herzogin größten Eindruck. Von einem kleinen, armen Kloster nach der strengen Regel des heiligen Franziskus von Sales schreibt sie: „Nie sah ich ein schlichteres Gebäude; dem ungeachtet war es sehr rein, und die Nonnen, die sich größtenteils durch ihrer Hände Arbeit ernähren, versicherten dennoch“ – auf die zweifelnd-anteilmehmenden Fragen der großen Dame –, „sich sehr glücklich zu fühlen. Auch wollten sie durchaus nichts annehmen.“ Und mit dem freundlichen Spott, der so oft durch den Reisebericht hindurchleuchtet, fährt Wilhelmine fort: „Der Padre Castellano schenkte uns nicht den Spaziergang durch den kleinen Garten, in dem doch nichts als Artischocken standen.“

Wilhelminens frauliches Interesse wird auch durch die zahlreichen privaten Wohltätigkeitsstiftungen der Stadt erregt, von denen einige besucht werden, so jenes segensreiche, durch die Fülle von Kindsmorden und -aussetzungen entstandene Heim, in dem Frauen, umgeben von aller Sorgfalt und Pflege, geheim und unbefragt ihren Kindern das Leben schenken können.

Der folgende Tag bringt eine der lebhaftesten Erinnerungen. Es ist der Geburtstag Tante Elisas, deren Wilhelmine gleich morgens mit einem Briefe gedenkt. Darauf nimmt die Herzogin – sie vermerkt dies ausdrücklich – ein Bad. Dann aber läßt der Bischof Catanias selbst den Herrschaften seinen Gruß entbieten und seinen Besuch ankündigen; der Bote bringt als erste Aufmerksamkeit eine Schüssel Aale mit. Um halb 11 Uhr erscheint dann Seine bischöfliche Gnaden persönlich. Mit sich führt er drei Wagen in Galalivré. Er ist ein recht schöner, freundlicher alter Mann, der aber leider nur italienisch spricht. Des Italienischen aber sind unsere Reisenden noch immer nicht recht mächtig, obwohl sie nun schon dritthalb Jahre im Neapolitanischen leben. Der Bischof holt die bedeutsamen Fremden zu einer Rundfahrt ab. Es ist ein wahrer Festzug. „Die ganze Population der Stadt war uns nachgelaufen. Sie erstaunte über die Ehre, die uns widerfuhr, und freute sich über die Entdeckung, daß auch wir Christen waren, woran sie nach unserer geistlichen Begleitung nicht mehr zweifelte.“ Auch Maries Tagebuch berichtet über diesen südlichen Aufzug als Reiseabenteuer: „Wir erregten großes Aufsehen, als wir mit dem Bischof herumfahren und er all die Kinder, wenn wir ausstiegen, segnete; man konnte kaum fort kommen.“

Zunächst wird natürlich der Dom besichtigt. Dann besucht man gemeinsam das Museum des Fürsten Biscari, leider wegen der Gebrechlichkeit des Bischofs flüchtiger, als die Herzogin gewünscht hätte. „Dieser Fürst Biscari, den niemand von uns kennt, hatte seinem Geschäftsmann aufgetragen, uns nicht allein das Museum zu zeigen, sondern auch uns eine Wohnung in Biscari selbst bereiten zu lassen. In welchem andern Lande würde man solche Beweise der Gastfreundschaft erhalten?“

„Hiernach machten wir einen Giro durch die Stadt und begleiteten unseren gütigen Führer in seinen Palast, von

welchem vorzüglich die Terrasse, eigentlich ein um das ganze Haus herumlaufender Balkon, sehr hübsch ist. Nach vielen herzlichen Danksagungen, unendlichen empfangenen und zurückgegebenen Höflichkeiten empfahlen wir uns. Der Bischof wollte uns noch auf den nächsten Tag zu Tisch behalten, allein wir konnten unseren Aufenthalt nicht mehr verlängern. Als wir zu Tisch gingen, schickte er uns noch eine Schüssel Erdbeeren mit Blumen, einen vortrefflichen Kuchen und eine ungeheure Flasche des besten Weines.

Nach Tisch machten die Herren dem Bischof einen Besuch, welcher noch seine Siesta hielt. Er kam darauf noch zweimal zu uns, wir ließen uns aber verleugnen, um dem alten Mann das Treppensteigen zu ersparen.“

Gemelaro hat immer noch mehr zu zeigen. Die Gesellschaft muß auch noch die Reste aus griechischer und römischer Zeit sehen. Dann aber hat man das Gefühl, Catania zu kennen.

---

Der folgende Tag – vor einer Woche ist man von Messina weggeritten – führt einen auf der Weiterreise nach Syrakus bei schönem Frühlingswetter nach Lentini, dem alten Leontion. Baron Sanza, zu dem die um Lentini begüterte Fürstin Butera die Herzogin gewiesen hat, quartiert die Gesellschaft bei einem verarmten Baron Girolamo ein. Dessen Haus trägt die Spuren ehemaligen Wohlstandes, der aber in Armut und Schmutz unterzugehen scheint. Von seiner Terrasse jedoch hat man einen schönen Blick auf den unnahbaren Ätna.

Je tiefer man in das Land dringt, um so größer wird das Aufsehen, das man erregt. Als man in Lentini das Rathaus besucht, um die dort befindlichen beiden schönen sizilisch-griechischen Vasen zu besehen, hat sich der ganze Magistrat zum Empfang versammelt. Im übrigen ist das Rathaus voller Gefangener. „Ein unbedeutender Auflauf wegen augenblicklichen Brotmangels wurde als Aufruhr angesehen,

und bei der neapolitanischen Rechtspflege können die Leute jahrelang ihren ungezogenen Hunger bereuen.“

Die Freude Wilhelminens an der Schönheit der beiden Vasen veranlaßt einen der Ratssassen, die Reisenden auch zum Besuche seiner Sammlung aufzufordern. Auch er hat ein paar recht schöne antike Vasen zu zeigen und alte Goldmünzen, aber die Finsternis, die Hitze und der üble Geruch in den Stuben lassen eine Vertiefung in die Einzelheiten der Schätze nicht zu.

---

Der zweite Reisesonntag soll die Reisenden nach Syrakus bringen. Es ist ein Ritt von 24 Meilen, der längste nach der übergroßen Strecke des ersten Tages. Obwohl man schon um halb 4 Uhr aufsteht und um 5 Uhr aufbricht, vermerkt die an Ehrung so gewohnte Herzogin etwas unmutig, daß der Hausherr sich nicht zum Abschied erhoben hat. Aber wenigstens Baron Sanza gibt einem das Geleit.

Wieder erfreut die Landschaft das Auge der Herzogin von Sagan. „Der Weg ist schlecht, die Täler, größtenteils Flußbetten, sind mit der üppigsten und verschiedenartigsten Vegetation geziert: Maulbeer-, Kork- und Johannisbrotbäume, umrankt von Efeu und wilden Reben, bieten dem erquickten Auge das schönste, frischeste Grün dar, dessen Farbe noch durch Jelängerjelierer, Klatschrosen und rote und weiße Winden auf das zarteste erhoben wird. Dazwischen kamen wieder Hecken von mancherlei Gesträuchen, Oliven, Manna- und Granatbäume mit ihren brennenden Blüten; selbst der indische Feigenbaum, welcher jetzt mit gelben Blumen und grünen Früchten geziert ist, trägt nicht wenig zur Sonderbarkeit des Ganzen bei.“ Mit Genugtuung stellt die Herzogin fest, daß zwei neapolitanische Offiziere, die einem unterwegs entgegenkommen, äußerst erstaunt sind, die Gesellschaft mit Damen so wohlbehalten in dieser unbereisten Gegend zu treffen. Unter einem Johannisbrotbaum macht man Halt und verzehrt das diesmal karge Frühstück.

Statt zu schlafen, sekkirt man Belleval. Dann trifft man endlich auf den Anfang der aus Syrakus ausfallenden „strada carrozzabile“. Man kommt an jüngst ausgegrabenen schönen Säulen vorüber. Vor einem liegt auf seiner Insel das, was damals allein von einer der größten Städte des Altertums übriggeblieben war, die Festung Siracusa, etwas traurig zwischen den beiden schönen Häfen und dem Meer, das trotz dem Wind, sich selbst getreu, im schönsten Blau prangt. Der erste große Abschnitt der Reise liegt hinter einem. „Das Wirtshaus war zu unserer großen Verwunderung vortrefflich.“

Leider stehen für Syrakus nur zwei Tage zur Verfügung. Zum bestimmten Datum geht das Schiff in Palermo ab, und man hat noch viele andere Stätten vor sich. Diesmal steht einem ein besonderer Kunstfreund und -kenner zur Verfügung, der Cavaliere Landolina, dem Syrakus so viel für die Rettung seiner alten Kunstschatze verdankt. Leider hat er nicht das Glück, daß die Venus Landolina der Herzogin sonderlich gefällt, jene schöne Darstellung der dem Wasser entstehenden Liebesgöttin, die nach ihrem Entdecker benannt ist und noch heute das Hauptstück des Museo nazionale in Syrakus bildet. Dagegen findet Wilhelmine das Gewand eines kürzlich ausgegrabenen Torsos von vorzüglicher Arbeit. So besichtigt man am ersten Tage die Bilder und Bauten in der Stadt selbst. Eine große Prozession, der man zweimal begegnet, macht das Stadtbild bunt. Ein Kloster, durch das man kommt, ist sehr belebt; dort wird gerade der Eintritt einer Novize feierlich begangen. Die Novize erweckt irgendeine Gedankenverbindung zu der Nymphe Arethusa, zu deren Quelle man ans Meer eilt. Aber was heute wieder würdig hergestellt ist, ist damals verfallen. Man findet den sagenumwobenen Quell der keuschen Nymphe als Waschtrog des Volkes.

Landolina hat einen Cicerone, den Signore Vincenzo Politi, mitgebracht – noch heute heißt nach ihm das schönste Gasthaus von Syrakus –, der sich der Herrschaften auf den weiteren Ausflügen annimmt. Als er eine Barke mietet, um die Gesellschaft über den meerbusenartig großen Hafen zu den Papyrusstauden des Flübchens Anapo rudern zu lassen, wird diesem Helden angesichts des Wellenschlages, den ein kühler Wind hervorruft, bange. Ist das Boot für so viele Menschen nicht zu klein? Innerlich findet das Wilhelmine auch, „da sie eben nicht sehr beherzt auf dem Wasser ist“. Aber dann bewährt sich die Kleinheit des Bootes doch wieder, als man nach einer Viertelstunde Ruderns an der versandeten Bachmündung angekommen ist und erst das leere Boot in den Wasserlauf hineinziehen muß.

Beim Bischof gibt man diesmal nicht das an ihn gerichtete Briefchen ab. Sonst könnte es noch einmal ein zeitraubendes Herumkomplimentieren und einen Auflauf wie in Catania geben.

Der zweite Tag gilt dem Besuch der auf dem festländischen Teile der einstigen Großstadt gelegenen Ruinen. Die herrliche Lage des antiken Theaters begeistert die Schönheitssucherin aus dem Norden. „Die Zuschauer hatten nicht allein die Bühne vor sich, sondern auch die schönsten grünen Auen, mit Bäumen besetzt; über diese hinaus die Stadt mit ihren Häfen und das jenseitige Ufer; rechts Hügel in der Ferne, links das offene Meer.“

In einem der schluchtartigen Steinbrüche uralter Herkunft, die man hier Latomien nennt, ist das „Ohr des Dionysos“ zu sehen. „Dieser Teil der Latomien mit dem Fels, auf welchem man noch die Überbleibsel alten Mauerwerks sieht, mit den ungeheuren Felsmassen, welche so kühn in die Vertiefung hingeworfen sind und von grünen Bäumen überschattet werden, während eine Wasserleitung das Ganze zu begrenzen scheint, hat etwas so Sonderbares, so Reizendes, daß man, um nicht zu sehr hinter der Wirklichkeit zurück-



zubleiben, der Beschreibung entsagen muß. Wir schossen und sangen und riefen uns zu in diesem berühmten Ohr, uns an der Kühle und dem Echo ergötzend. Die Herren ließen sich hinaufziehen, Belleval sogar ein zweites Mal, um unsere Namen aufzuschreiben, als hätten auch wir Weiber das Wagestück bestanden.“ In der Latomie der Kapuziner, höchst malerisch als Klostergarten ausgestaltet, waren „die guten Väter so gefällig, mir das Reiten zu erlauben. Ihr Anerbieten, ihre wohlangezogenen Totengerippe anzuschauen, lehnte ich ab. Wir hatten noch manchen Spaß wegen der Furchtsamkeit unseres Cicerone und kamen äußerst zufrieden mit unserem Morgen zum Mittagessen nach Hause“.

Dort findet man die Nachricht des englischen Generalkonsuls Lindemann aus Palermo vor – Freund Lindemann hat einen noch in Neapel bei der Abfahrt verabschiedet –, daß das Dampfboot, später als vorgesehen, erst am 9. Juni nach Neapel abgehe. Nun braucht man sich nicht zu hetzen. Es lebe der aufmerksame Übermittler dieser Botschaft. Die Gläser klingen zusammen. Aber den Aufenthalt in Syrakus will man doch nicht verlängern. Zum Abschied verehrt der artige Cavaliere Landolina der Herzogin, ungeachtet ihres Sträubens, „auf die gutmütigste Art“ drei kleine Intaglios. Dann bricht man – es ist inzwischen der 25. Mai geworden – wieder auf.

---

Man hat vier Reisetage vor sich bis Girgenti. Es geht an der schwach besiedelten Südwestküste entlang. Meilenweit wird man keine menschliche Behausung antreffen. Die Wege werden nur noch als Räderspuren in der Steppe sichtbar sein. Darum hat man auch in Syrakus ein Lettiga gemietet, eins jener gedeckten Tragbetten, deren Stangen vorn und hinten von je einem Maultier getragen werden. Bisher hat sich die Herzogin über Reisende lustig gemacht, die diese Aussicht versperrenden „Affenkästen“ benutzen, wie jener langweilige Mailänder Marchese, den man in Catania wieder-

gesehen hat. Aber auf der Strecke, die vor einem liegt, kann doch einem der Reisenden etwas zustoßen, und dann wird man froh sein, so ein seltsames und dann auch seltenes Möbel zur Hand zu haben. Glücklicherweise braucht man es – abgesehen von einer neugierigen Erprobung – nur einmal am zweiten Tag, als die Sonne gar zu sehr sticht, für die Herzogin und Mariechen.

Man könnte für die erste Strecke wieder einen schöneren und bequemeren Weg über Noto und Modica nach Westen wählen; aber der Kunstsinn verleitet einen, über Palazzolo zu reisen, in dessen Nähe man vor kurzem Reste der antiken Stadt Acre gefunden hat. „Im Anfang war der Weg nach Palazzolo recht freundlich, allein mit jedem Schritte wurde er unwirtbarer und schlechter. Enge Gebirgstäler, die eher großen Flußbetten gleichen, wechseln mit kahlen Hügeln ab. Allein in diesem Land haben selbst Steine und Flugsand eine Fruchtbarkeit, von welcher wir uns keinen Begriff machten. In einem ganz trockenen Felstal war jede Kluft mit blühendem Oleander ausgefüllt, und am Meeresufer wuchsen auf dem dürren Sand mehrere sehr hübsche Blumen, unter andern die wohlriechendsten wilden Levkojen, die mir je begegnet. Überhaupt ist eine Wüste in diesem Land den unsrigen sehr unähnlich. Die Luft ist so reich an Farben, daß sie die größte Einförmigkeit belebt und dem Auge Reize vorzaubert, die man umsonst in der Wirklichkeit suchen würde.“

An einer schlechten Zisterne verzehrt man das Frühstück, das wie üblich aus Brot, harten Eiern, kalten Hühnern, Schinken und Salami sowie Orangen besteht.

Marchese Messina hat sich, als der vorausreisende Koch das Empfehlungsschreiben überbrachte, alsbald von Palazzolo aufgemacht, um den Herrschaften entgegenzureiten. Ihm hat sich auch der Capitano d'armi jenes Bezirkes mit zwei seiner Feldschützen angeschlossen, der über die Sicher-

heit der Einwohner und Reisenden zu wachen hat und verbunden ist, jede sich in seinem Amtsbereich zutragende Räuberei zu ersetzen – er trägt dann ein Viertel, seine zwölf Leute die anderen drei Viertel des Wertes bei. Mit Staunen werden die reisenden Damen betrachtet. Dann hält der Zug, so von der hohen Obrigkeit bewacht, seinen Einzug in Palazzolo, „dem häßlichsten Neste der ganzen Christenheit, zu dem die schlechtesten Wege der Welt führen“.

Das markgräfliche Ehepaar ist nur allzu höflich und aufmerksam. Es bietet seinen Gästen immer wieder „una conversazione“ an, die aber wegen Erschöpfung höflich abgelehnt wird. Die guten Leute radebrechen das Französische auch auf eine allzu lächerliche Art. Die Leute werden eben immer hinterwäldlerischer. Aber ihr selbstgebauter Wein ist ganz vortrefflich. Man kann nur noch durch die schmutzigen Gassen mehr hinken und stolpern als gehen, um in dem unsauberen Hause des unangenehmen Barons Giudica, der auf seinem Grund und Boden die Trümmer Acres entdeckt hat, dessen Funde zu besichtigen. Trotz der Müdigkeit, die der lange und beschwerliche Ritt hervorgerufen hat, schläft niemand gut – Mariechen ausgenommen – „wegen höchst unbequemer kleiner Tiere, Wanzen genannt“.

---

Frühmorgens steigt man dann zu den Überresten des alten Acre hinauf. Nur eines der vielen Gräber ist nicht geöffnet. Baron Giudica behauptet, er habe das aus Ehrfurcht vor seiner griechischen Inschrift unterlassen, die etwa lautet: „Ich hieß Marcinna und starb als reine Jungfrau. Wer Du auch seist, der dieses Grab besucht, lasse meine Gebeine unangetastet. Sonst flehe ich die Götter an, Dich nie mehr das Licht der Sonne und des Mondes erblicken zu lassen, so wie ich dessen beraubt bin.“ Spötter aber meinen, der Riß in dem Grabdeckel habe dem Baron nur die Gewißheit gegeben, daß Marcinna außer ihrer Jung-

fräulichkeit keine weiteren Kostbarkeiten mit in ihr Grab genommen habe.

Mittags reitet man weiter. Nachdem man das Gebirge hinter sich hat, wagt sich die Gesellschaft in einen freundlichen, kleinen Garten mit schattenreichen Bäumen, um dort zu mahlzeiten. Neugierig betrachtet die Familie des Besitzers die seltene Erscheinung des ausländischen Zuges mit dem Troß der Maultiere. Noch in ihrem späten Alter werden wohl die Enkel von diesem Erlebnis erzählen. Um das Idyll zu vervollständigen, bringt ein junger Franziskaner Stühle, Wasser und – Blumen. Wieder kann man sich dann auf dem Weiterritt der seltsamen Pflanzen und des Blumenfloss, der Myrthen, Feigenbäume, Oleanderbüsche, Rosmarinsträucher, des blühenden Ginsters, des buschigen Löwenmauls, der vielen schönen Distelarten, der Aloen mit ihren riesigen Blütenstengeln, der Johannisbrot- und Olivenbäume und der rotgeschälten Korkeichen erfreuen, die die Luft mit ihrem Balsam erfüllen und das Auge durch ihren Farbenglanz entzücken.

In Biscari wird man dann von dem Beamten des Fürsten eingeholt, der von seinem Herrn aus Catania wirklich pünktlich benachrichtigt worden ist. Man steigt aber nicht im Schloß ab, das durch eine Feuersbrunst unbewohnbar geworden ist, sondern in der für die Gäste hergerichteten Direktorenwohnung. „Hier wie allenthalben erregten wir die größte Neugierde der Einwohner, welche nicht gewohnt sind, Weiber zu Pferde reisen zu sehen.“

---

Der nächste Tag bringt wieder einen Gewaltritt. Früh bricht man auf, und erst abends erreicht man sein Quartier in Licata. Den Tag über war es glühend heiß gewesen, obwohl der Weg am Meeresufer entlang geführt hatte. Man hatte sich kaum der freundlichen Landschaft und der überall blühenden Rosellasträucher freuen können. Mehrere der

Maultiere hatten sich in den brennenden Ufersand geworfen und darin gewälzt. Wenn das auch ohne Unfall abgegangen war, so hatte es doch Aufenthalt gegeben. Um so ärgerlicher ist man nach diesen Strapazen, daß Herr Cassini, der englische Vizekonsul in Licata, sich auf das ihm übermittelte Empfehlungsschreiben nicht gerührt hat. Ein solcher Mangel an Gastfreundschaft ist einem noch nicht zugestoßen und wird sich auch auf der weiteren Fahrt nicht wiederholen. Ganz erbost ziehen die Herren zu dem Konsul und erzählen dann, wie derb sie ihn mitgenommen hätten.

---

Dann tagt der vierte Morgen seit Syrakus, der vierzehnte seit dem Aufbruch von Messina. Da man abends in Girgenti ein ordentliches Gasthaus treffen wird, bleibt der Koch diesmal bei dem Trupp und kocht unterwegs in La Palma in einer kleinen, reinlichen Locanda das Mittagessen mit der landesüblichen freigebigen Verwendung von Zwiebeln, Knoblauch, Schweinefett und Öl. Butter und Milch sind ja ohnehin hierzulande damals wie heute nicht zu finden. Aber die Herzogin ist schon lange genug die südliche Kost gewöhnt, als daß sie ihrem Magen schadete.

Als man abends Girgenti, wie ein Adlernest auf einer Felspitze gelegen, erblickt, liegen links des Weges die alten Tempel der Juno lucina und der Concordia in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne.

---

Auch für Girgenti sind wieder zwei Tage vorgesehen. Am ersten schläft man sich erst einmal ordentlich aus. Der kunstverständige sizilianische „Don“, an den man verwiesen worden ist und der einen auch untergebracht hat — es ist der Sohn Raphael jenes Cicerone Politi in Syrakus —, reitet am Nachmittag mit der Gesellschaft zur Stadt hinaus, den hübschen Weg durch Kornfelder und Haine von Mandel- und Johannisbrotbäumen, zu den Zeugen des Altertums.

Nachdem man alles besichtigt hat, gelangt man zum Schluß zu der malerischen Verfallenheit des Tempels der Juno lucina. „Die schönen Hügel mit ihren nackten Felsmassen oder ihren Bäumen und Feldern, von der Abendsonne beleuchtet, die durch die leeren Räume der Ruine ihre letzten Strahlen sandte, während der Vollmond sie von der andern Seite erhellte, gewährten ein gar herrliches Schauspiel. In einiger Entfernung erblickten wir die geringen Überbleibsel des Tempels der Proserpina und des Vulkans und ritten, frische Mandeln essend, ganz entzückt über unsern Abend nach Hause. Dort verzehrten wir Gefrorenes und Tee mit Ziegenmilch, worauf wir alle ganz vortrefflich schliefen.“

Auch der zweite Tag ist nur halb zu verwenden. Ein starker heißer Scirokko, so wie man ihn nur im südlichsten Teil Siziliens erleben kann, fegt vom Meer her. Man muß daher schreibend zu Hause sitzen, kaum daß man in der Domkirche den berühmten antiken Marmorsarkophag mit der Geschichte Hippolyts und der Phädra besuchen und durch die schmutzige Stadt mit ihren engen Gassen und kleinen Häusern einige Einkäufe machen kann, darunter eine uralte Goldmünze und verschiedene ganz hübsche kleine klassische Vasen. Abends: „Der Scirokko erlaubte uns nicht, die Ruinen noch einmal zu besuchen; wir ritten also nur bis vor die Stadt hinaus, um uns noch einmal an ihrem Anblick zu ergötzen.“

Weniger ergötzlich ist die Nacht im Gasthaus Don Pedros des Mohren. Der Meerwind hat eine Menge winziger Stechmücken mitgebracht, die einen schon vor drei Uhr morgens aus dem Bett jagen.

---

Der letzte Tag des Mai ist angebrochen. Vor genau drei Wochen hat man sich in Neapel an Bord des Schiffes begeben. Heute steht ein Ritt von 42 Miglien bevor. Der nächste erträgliche Ort nach Palermo zu ist Sciacca, das man erreichen muß; und selbst dieses Städtchen ist wegen seiner Abgelegen-

heit so sehr verschrien, daß man sich ihm mit einiger Beklemmung nähert. Der Intendant von Syrakus hat aber gut vorgesorgt: er hat nicht nur dem Unterintendanten in Sciacca, sondern auch dem Sindico des auf halbem Wege gelegenen Nestes Monte allegro einen Wink gegeben, die hohen Reisenden gebührend zu empfangen. Die Beamten sind vielleicht aus dieser Weisung nicht ganz klug geworden. Sie vergreifen sich etwas im Ton und denken wohl: „Besser zu viel Bemühung als zu wenig.“ Schließlich hat man in so etwas ja wirklich keine Erfahrung. Der Bürgermeister von Monte allegro kommt den Reisenden mit seiner Suite entgegen. Böller knallen, um die fremden Herrschaften zu ehren. Er „hatte die ganze schmutzige Population in Bewegung gesetzt, um uns anzugaffen. Sie schien wirklich zweifelhaft, ob wir auch Menschen wären, wie sie“ Ein paar Stunden ruht sich die so gefeierte Herzogin in der Wohnung des Bürgermeisters aus. Abends steht ihr dann noch ein zweiter Empfang bevor. Der Unterintendant von Sciacca hat gar eine Musikkapelle aufgeboten, die den Reiterzug am Stadttor empfängt und mit klingendem Spiel unter Assistenz der Einwohnerschaft durch die ganze Stadt bis zum Kloster der Redemptoristenväter geleitet, in deren Fremdenhaus Zimmer bereitet sind. Zum Glück ist es schon dunkel; sonst wären die Neugierigen vielleicht enttäuscht gewesen, eine Dame im Reisekleid statt in Krone und Hermelin zu finden, und Wilhelmine hätte nicht gewußt, ob sie Geldstücke unter die Menge werfen solle oder nicht. Unter solchen Umständen empfindet man es als Wohlerzogenheit, daß die frommen Väter und der Unterintendant einen mit seiner Müdigkeit allein lassen. Leider nehmen der immer noch blasende Scirokko und seine Mitreisenden, die kleinen Mücken, darauf keine Rücksicht. Erst in der Frühe bringt ein leichter Regen einige Kühlung. Die zweite Nacht hat man fast schlaflos durchwacht.

Die ödeste Strecke durch die Bergwildnis liegt nun hinter den Reisenden. Die Nähe lieblicherer und bewohnterer Gefilde kündigt sich an. Der Weg des nächsten Tages führt zunächst am Meer entlang, hernach aber über eine bebaute und freundliche Hochebene. „Hier fanden wir Siziliens gewöhnliche Üppigkeit wieder, mit Grün von allen Schattierungen und Blüten von allen Farben. Mitten in reichen Triften, auf denen ein wildes Gestüt weidete, hielten wir an. Die Hirten wollten kein Geld als Entschädigung für ihren zusammengetretenen Grasfleck nehmen. Einer sogar wollte mir seinen Hund schenken, weil ich dem armen, verhungerten Tier etwas von meinem Frühstück mitgeteilt hatte. Wie gutmütig überhaupt hier das Volk ist, glaubt man gewiß nicht, wenn man es nicht selber erfahren hat. Die einzigen unserer Leute, die mir nicht recht gefallen, sind unsere Lettigaführer. Sie sind weniger gutwillig, ziemlich eigennützig und schreien dergestalt beim Antreiben ihrer Tiere, daß man darüber taub werden könnte.“

Noch ein Ritt in einem schmalen, tiefen Flußbett, vom frischesten Grün und den schönsten Bäumen eingefast, und durch ein Gehölz von Oliven- und Korkbäumen. Dann liegen plötzlich, auf einer Anhöhe dicht am Meer, die Tempel von Selinunt vor einem. Man staunt über die Gewalt der Naturkräfte, die den einen so niedergeworfen haben, daß seine Säulen fast unversehrt, wie vom Baumeister sorgfältig nebeneinander hingereiht, daliegen. Keine nahe Ortschaft hat hier Steine zum Hausbau entführt. Man könnte gleich an die Wiedererrichtung gehen.

Die Nacht wird in Castelvetrano verbracht. Nach zwei schlaflosen Nächten sucht die Herzogin früh ihr Lager auf – vorher ergießt sich noch beim Abendmahl die gebrechliche Hauptschüssel auf den armen Doktor Schmit, wodurch auch noch das Essen recht mager wird –, aber auch in dieser Nacht stellt sich keine Ruhe ein. Das Gasthaus ist diesmal wenn auch klein, so doch reinlich, aber der Kellner, der



den abwesenden Wirt vertritt, ist ein Spitzbube. Er hat sich geärgert, daß man ihm für vier leere Zimmer den verlangten übermäßigen Preis von fünf Unzen nicht zugestanden hat, und sucht, um seinen Groll an irgendwem auszulassen, Händel mit den Maultiertreibern, Bellevals Kurier nimmt sich ihrer an, der Kellner will nach ihm stechen, der Kurier läuft hinauf, um sich von den Herren einen Säbel zu holen, und schon ist ein Höllenlärm da. Bei Nacht und Nebel machen sich Schulenburg, Lichnowsky und Belleval (während Panassy und Dr. Schmit zum Schutze der Damen zurückgelassen werden) auf, um den Sindico aus dem Schlaf zu trommeln, der den Kellner in Haft und Verwahr nimmt. Dann ist die gestörte Ruhe endlich wiederhergestellt.

---

Man könnte nun über die unwegsamen nördlichen Berge unmittelbar nach Palermo ziehen. Aber man bevorzugt doch den bequemeren westlichen Umweg entlang der Küste über Marsala und Trapani.

Für Marsala hat man eine Empfehlung an jenen Mister Woodhouse, dessen (noch heute) berühmtes Handelshaus den Ruf des Marsalaweines um die Welt getragen hat. Woodhouse ist ein echter englischer Kaufmann, gut, freundlich und prosaisch. Die Handelsniederlassung ist sauber und sachlich, der Garten des bequemen Wohnhauses weist keinen Baum, nicht einmal Blumen auf. Aber die Gäste müssen dankbar sein, da sie sehr gut aufgehoben sind und sich ordentlich aufwärmen können; denn das Wetter ist umgeschlagen, und unterwegs hatten sich die Herzogin und Marie in die sonst unbenutzte Lettiga kuscheln müssen, während die anderen Reiter abgesehen waren, um sich durch einen Fußmarsch Bewegung zu machen. Am meisten Freude macht der Herzogin Wilhelmine die erneute Versicherung des sachlichen Engländers, sie sei die erste Frau vom Festlande, die er während der dreißig Jahre seiner Ansässigkeit in Sizilien diese Reise machen sehe.

In Trapani hat der Intendant den Reisenden tags darauf eine Wohnung in seinem Hause eingeräumt. Sein Vorschlag, die Herrschaften auf den Korso zu führen, wird abgelehnt. Man hat genug von festlichen Empfängen. Der österreichische Kommandant des Ortes macht noch seine Aufwartung. Dann ist endlich abends die Mahlzeit bereit, nach der Wilhelmine ihr Tagebuch fortsetzt. Der folgende Tag ist dem Besuch der Tempelruine von Segesta geweiht. Feierlich und wohlerhalten steht der mächtige Bau mit seinen sechsunddreißig Säulen auf dem Hügel in der großzügig-weiten Einöde. Von ferne leuchtet das Meer. Eine Unzahl von Sperbern nistet in dem Gemäuer, das wie ein ungeheures Gerippe ein sonderbares Gefühl von Bewunderung und Schauder erregt. „Der blaue Himmel schien ungetrübt durch den öden Raum des Daches, der Fußboden war mit großen, dünnen Disteln bedeckt – alles still wie der Tod um uns her – hier, wo einst so viel Leben war.“

In Alcamo, wohin man abends durch eine sehr schöne, freundliche Gegend gelangt, die von Zeit zu Zeit den Anblick auf das Meer gewährt, wohnt man bei einem Geistlichen in einem kleinen, sehr reinlichen Häuschen.

---

Mit dem Gefühle großer Wehmut erwacht Wilhelmine dort am nächsten Tag. Es ist der letzte der Wanderschaft. Ihre kleinen Beschwerlichkeiten und Entbehrungen sind vergessen, die Hitze der Tage, die kalten Winde, die Müdigkeiten, die schlechten Nächte, das Ungeziefer. Man denkt nur noch an die freundlichen Aufnahmen, die gutmütige Bevölkerung, die Schönheiten der Natur und der Kunst und vor allem an die romantische Ungebundenheit, die den eigentlichen Genuß dieses Nomadenlebens ausgemacht hat. Man hat sich „frei gefühlt in der freien Luft, fern von allen Banden, die das gesellschaftliche Leben um die Menschen windet“ Palermo, in das man heute einziehen wird, mag

eine Hauptstadt wie jede andere sein. Aber selbst dort wird das gesellige Leben für die Fremden noch immer die Freiheit selbst sein, „verglichen mit dem Leben in der Heimat“ – sagen wir in Sagan –, „wo sich ein jeder, von der Wiege bis zum Grab, in bestimmte ihm vorgeschriebene Formen hineinzwängen muß“.

Bevor man aber nach Palermo kommt, hat man noch die edle, fremdartige Kunst der Kirche und des Klosters von Monreale zu bewundern. Mit viel Verständnis beschreibt die Herzogin wie immer die Schönheiten dieser eigentümlichen Werke. Dann liegt drunten die prächtige Stadt. Bei jedem Schritte wird die Gegend hinreißender. „Alle Reize des Nordens und des Südens schienen hier vereinigt, und keine Stadt in der Welt, selbst Neapel, kann den Vergleich mit Palermos Lage aushalten.“

Wagen, die man sich vor die Stadt bestellt hat, um nicht mit der Karawane drinnen zu viel Aufsehen zu erregen, nehmen die Reisenden auf. Im Prince of Wales-Hotel findet man alles zum Empfang gut vorbereitet.

---

Am nächsten Vormittag macht erst der in Palermo stationierte österreichische General von Recsey seine Aufwartung. Dann kommen Generalkonsul Lindemann und der Duc de Bauffremont ins Hotel zu Besuch. Zu schade, daß seine Frau, eine Freundin Wilhelminens aus Neapel, nicht auch in Palermo weilt. Sie ist eine geborene Prinzessin Paternò und war eine derjenigen gewesen, die durchaus nicht an die Durchführbarkeit dieser Reise durch ihre Heimat hatten glauben können. Was hätte sie nun nach deren Abschluß für verwunderte und bewundernde Augen gemacht!

Gegen Abend fährt man mit den Herren aus Palermo hinaus nach dem schönen Talkessel, der „Goldmuschel“, zu dem vom verstorbenen König erbauten Lustschloß „Favorita“, das seinerzeit mit seinem chinesischen Stil so viel

Aufsehen erregt hatte. Abends ist man Lindemanns Gast. Leider wird dies Zusammensein durch eine Nachricht getrübt, die an diesem Tage eingegangen ist: Belleval ist von Neapel nach Madrid versetzt und wird so aus dem Neapeler Freundeskreise ausscheiden.

Noch bedauerlicher ist aber die Botschaft, die am nächsten Tage mit dem Dampfboot aus Neapel eintrifft. Der Rückmarsch eines Teils der österreichischen Armee aus dem Königreich beider Sizilien ist angeordnet. „Das Schicksal, das so lange freundlich für mich gewesen war, machte, daß alle meine Freunde und der größte Teil meiner Bekannten zu den Zurückkehrenden gehörten. Ich hätte herzlich gewünscht, gerade hier diese Nachricht nicht zu erhalten, damit ja nichts mir die reine Freude an dieser Reise trübte.“

Dieser und der nächste, der letzte Tag in Sizilien, gilt der Besichtigung der schönen Stadt. Die maurisch-byzantinische Martaranakirche mit ihren uralten Mosaiken, die Metopen im Museum, die einige Engländer im vergangenen Jahr in Selinunt ausgegraben haben, der gotisch-sarazenische Dom mit dem barockisierten Innern und den Ehrfurcht gebietenden Porphyrgräbern der deutschen Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II., die leuchtenden Mosaiken der Kapelle im Königsschloß, „welches sehr häßlich ist und mich einigermaßen an das Nachoder erinnerte“: alles wird betrachtet, angestaunt, kritisch gewürdigt.

Nachmittags ißt dann die ganze Gesellschaft, mit Bauffremont, Recsey und auch dem schönen Butera, der gerade in Palermo weilt, in Lindemanns Landhaus draußen in der Conca d'oro. Nach einer Wagenfahrt auf dem Corso, zu den Anlagen der „Villa Julia“ und zur „Flora“, dem Botanischen Garten, ist man zu erschöpft, um noch etwa das Provinztheater zu besuchen oder noch neue Bekanntschaften auf einer Abendgesellschaft zu schließen.

Die Hitze des letzten Tages, des 8. Juni, erlaubt einem nur noch, die beiden maurischen Schlösser, die „Zisa“ und

die „Cuba“ zu besuchen. Nachmittags ist wieder die gleiche Gesellschaft wie gestern zum Essen versammelt. Diesmal ist Fürst Butera, der schlanke, blonde Deutsche, der Gastgeber. Man kann nichts Reizenderes sehen als das Panorama von seinem Sommerhaus in der Vorstadt Olivezza. Das Haus ist mit viel Aufwand reich möbliert. Nach Wilhelminens Geschmack enthält es aber zu viel „colifichet“, Flitterkram.

Abends wird gepackt, am Morgen des 9. Juni läutet die Schiffsglocke zur Abfahrt. Die Bekannten aus Palermo haben sich vollzählig am Dampfboot eingefunden und winken zum Abschied. „Adieu Palermo, adieu schönes Sizilien, das du uns einen so schönen Monat schenktest.“

„Ich trennte mich mit tiefer Wehmut von dem schönsten Land der Welt, in welchem man mit allen Gaben der Natur leider die höchste Vernachlässigung menschlicher Sorgfalt vereint findet; und bald wird unter der Regierung der Bourbons dieser herrlichste Kornboden der Alten Welt, mit Griechenlands, Carthagos und Roms Kolonien, den Spuren der Sarazenenherrschaft, denen der Eroberung der Normannen, mit allen Überbleibseln aus der großen Zeit der noch größeren Hohenstaufen, nebst allem, was spätere Jahrhunderte brachten, zu einer Wüste, von armen und ungebildeten Wesen spärlich bewohnt, herabsinken.

Einen der besten Monate meines Lebens hatte ich dort zugebracht, immer neue und interessante Gegenstände erblickend, einer steten Gesundheit genießend und allenthalben mit Gutmütigkeit und Gastfreundlichkeit aufgenommen. Was mir das Scheiden noch schwerer machte, war der Gedanke, wie bald unsere kleine Gesellschaft zerstreut sein würde, um sich vielleicht nie wieder so vereint zu finden.“ So schließt Wilhelminens Tagebuch über ihre sizilianische Reise.

Wenn wir ihm noch etwas Allgemeines entnehmen wollen, so ist es eine leicht durchscheinende Abneigung gegen alles Englische; die alte Englandliebe ist wohl durch Stewarts Verhalten zu stark auf die Probe gestellt worden. Hatten die

Engländerinnen auf der Seereise nach Messina wirklich so gemein ausgesehen? Warum bedauert es Wilhelmine, daß alles Geld, das Woodhouse in Marsala erwirbt, nach England geht? Das alles hängt wohl mit einer veränderten Beurteilung Englands und der Engländer zusammen, die am deutlichsten in einer Stelle zum Ausdruck kommt, die auf Catania gemünzt ist, aber wohl für Sizilien allgemein Geltung haben soll. „Einige Spuren hat auch der lange Aufenthalt der Engländer gelassen; diese wirken sich aber hauptsächlich in dem Schnitt der Mode und einzelnen Pferde- und Hundeliebbabereien aus. Hier wie überall haben sie übrigens keinen wohlthätigen Einfluß behauptet.“ Eine Liebe ist enttäuscht worden.

## 16

Der Sommer wird, wie der vorige, in Ischia verbracht. Jetzt sind es drei Jahre her, seit man Sagan verließ. In dem ermattenden Klima Neapels kommt einem Schlesien gar nicht mehr so schrecklich vor wie damals, als man aus den Fenstern des Saganer Schlosses auf die schneeigen Flächen sah und sich nach Sonne sehnte. In dem heißen Ischia beginnt die Kühle des Parks am Bober zu locken. Im Herbst sind dort die mächtigen Bäume so herrlich gefärbt.

Jetzt ist schon eine Kleinigkeit ein Grund, aus dem man einmal nach Deutschland fahren „muß“. Aber man reist dorthin nicht „heim“, sondern man „verbringt den Herbst in Deutschland“, um dann wieder nach Neapel heimzukehren. Schink gerät „bei der Kunde von Saganias Wiederkehr“ in einen „Poetischen Rausch“:

Jauchzt, Hain' und Felder nah und fern!  
 Rauscht Melodien des Bobers Wogen!  
 Zurück kehrt wieder Sagens Stern  
 Am heimatlichen Himmelsbogen.

Trompetenschall und Paukenschlag  
 – Der Erde Säulen, stehet fester! –  
 Umbraust den Wonn- und Jubeltag  
 Wie ein Spontinisches Orchester!

und so noch drei Strophen fort. Natürlich fehlt auch nicht ein Begrüßungsgesang „von den vier Engeln, die im Leben mir erschienen in Paula, Dorothee, Johanna, Wilhelminen“. Wenigstens drei von diesen Engeln, Wilhelmine nämlich und die „Schutzengel“, sind nun wieder vereint. Die kleine Spannung, die sich seit dem Tode der Mutter ergeben hatte, hat die Zeit gelöst. Meist ist man in Hohlstein, auf Paulinens Schloß; denn es lohnt nicht, Sagan für den kurzen Aufenthalt herzurichten. Schon nach zehn Tagen entströmt Schinks Feder schon wieder ein klagendes Abschiedslied, und am nächsten Tag, am 11. Oktober, als die herrliche Herzogin wieder fort ist, kommen ihm diese schönen Worte:

Ein düster Herbstgewölk umhüllet Hain und Flur.  
 Es scheint, der Himmel selbst woll' unsre Wehmut teilen –  
 Was soll der Sonne Blick noch ferner unserm Kreis?  
 Der Süden locket Dich. Um uns werd' es nun Nacht.  
 Doch wenn der Frühlingshauch mit neuem Farbenschmucke  
 Die Erde schöner kränzt, kehrt Du uns auch zurück. –  
 So möge düstre Nacht Dein Scheiden dann begleiten,  
 Der Freude Sonnenblitz strahlt Deiner Wiederkehr.

Ja, Wilhelmine ist zwar noch lange nicht gesonnen, wieder einmal einen Saganer Winter zu verleben, aber sie hat doch versprochen, im nächsten Jahre wiederzukommen. Die Schwestern wie alle anderen Freunde waren so herzlich, und der Herbst in Schlesien war so schön gewesen, daß sie es das nächste Mal mit dem Frühling versuchen will.

Ende Oktober ist Wilhelmine wieder in Neapel. Den österreichischen Freunden, die sich schon im Sommer in Ischia verabschiedet haben, sind weitere gefolgt und mit

den zurückziehenden Truppen heimgekehrt. Eigentlich sind nur noch Kollers geblieben. Prinz Philipp und Haugwitz fehlen. Belleval ist fort. Am meisten wird Lichnowsky vermißt. Aber man hat ja mit den Jahren gute Fühlung zu den eingessenen Familien bekommen; ein engerer Anschluß an sie ersetzt einigermaßen den Verlust. Eine alte Bekannte Wilhelminens, eine polnische Gräfin Potocka, verbringt diesen Winter in Neapel und schließt sich Wilhelmine freundschaftlich an.

Sie begleitet auch das Schulenburgsche Ehepaar dann im Frühjahr 1826 nach Deutschland. Im vorigen Jahr hat man noch bewußt Wien vermieden. Für diesmal haben aber die beiden Schwestern, die Wilhelmine in Wien doch sehr vermissen, gebeten, sie dort für die Reise nach Schlesien abzuholen. „Du solltest Dir Wien doch wieder einmal ansehen. Wieviel hat sich inzwischen verändert! Es gibt dort gar kein Vorurteil mehr gegen Dich. Die alten Leidenschaften sind längst verklungen! Komm doch und sieh selbst.“ So reden die Schwestern Wilhelmine zu, und Schulenburg, der diesen Winter von Neapel aus Geschäfte wegen wieder kurz in Wien war, hat auch seinerseits keine Bedenken.

## 17

Sieben Jahre sind es nun her, seit Wilhelmine Wien nicht mehr gesehen hat. Sieben Jahre sind eine lange Zeit in der Entwicklung der menschlichen Verhältnisse. Manche von den alten Freunden sind abgetreten, neue Gesichter sind aufgetaucht. Aber immer noch stehen an der Spitze des Landes Kaiser Franz und als sein erster Minister der Fürst Clemens Metternich, nur daß die Kaiserin jetzt nicht mehr Ludovica heißt, sondern Karoline, und die Fürstin nicht mehr Lorel, sondern Antoinette. Gentz ist noch immer erster Gehilfe des Staatskanzlers. Ein wahrhaft konservatives Regiment.



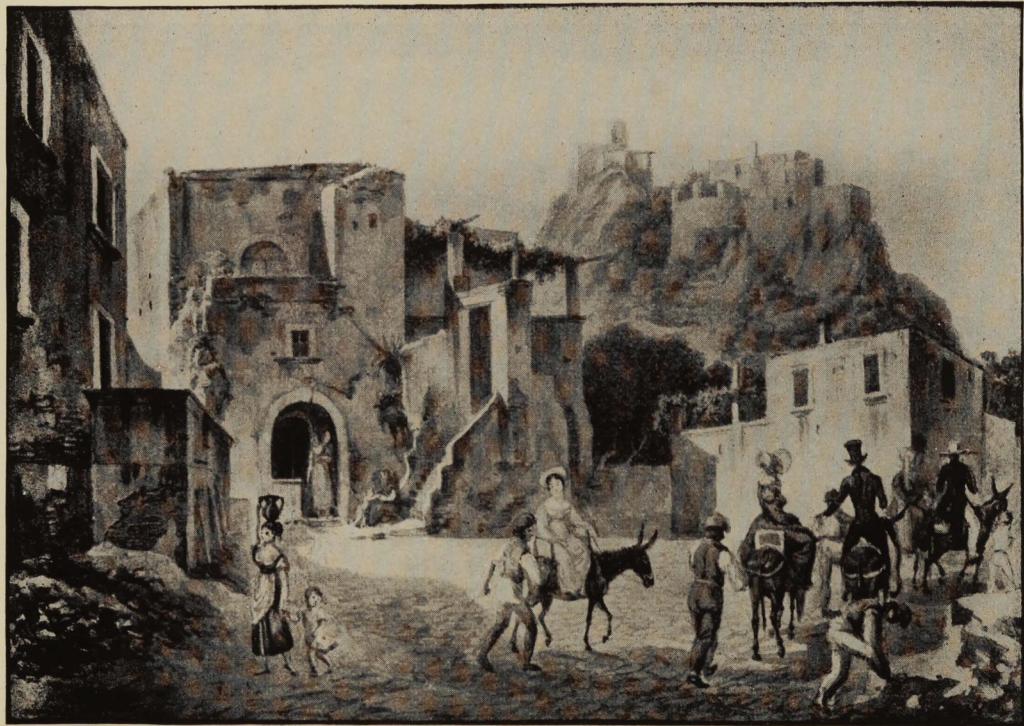
Das liebe, traute, gemütliche Wien! Jetzt ist die Herzogin von Sagan wieder eine interessante Erscheinung. Wie gut, daß man sich selten gemacht hat. In den ersten Tagen, um Pfingsten herum, macht sie ihre Besuche, empfängt sie ihre Besucher, fühlt eine freundliche und achtungsvolle Stimmung gegen sich und ist gleich wieder zu Hause. Gentz gibt ihr und ihren Schwestern, mit denen er stets enge Fühlung gehalten hat, in seiner neuen Villa im Vorort Weinhaus ein Diner – sein erstes in diesem Jahr –, an dem auch die Pflgetöchter Marie Steinach und Louise Seignoret, Schulenburg, der Prinz von Hessen und die Freundin Laura Fuchs teilnehmen. Gentz zeigt voll Stolz seinen langsam anwachsenden, in diesem Jahr des späten Frühlings wegen aber noch recht zurückgebliebenen Garten. Die Weiterreise nach drei Wochen wird dann noch ein wenig hinausgezögert, da Metternichs auf den 5. Juni zu einem Frühstück im Garten ihres Hauses am Rennweg gebeten haben. Auch hier fast der gleiche Kreis: Wilhelmine und Schulenburg, Prinz Philipp, Laura Fuchs, die Gräfin Potocka und Gentz.

Auch diesmal wird Sagan nur kurz besucht. Der alte Kasten ist, wenn er nicht dauernd bewohnt wird, eben doch zu muffig. Man riecht den Staub und den Kalk. Die Winterkälte ist auch im Juni noch nicht ganz aus den dicken Mauern und den dunklen Zimmern gewichen. Nein, Schluß mit Sagan. Dort ist nicht gut wohnen. Mit dem großen Schloß in Nachod verhält es sich ebenso. Nach schönen Tagen in Hohlstein mit den Schwestern – Schink hat diesmal seine „dramatische Dichtung“ „Schutz und Strafe oder die Ruinen von Paluzzi“ zu überreichen, die zwar der Hausherrin Pauline gewidmet ist, aber doch mit seinen Schauplätzen Neapel und Rom auch einen Gedankengruß an Wilhelmine bringt – geht man also nach dem neuzeitlich-bequemen Landsitz Ratiborschitz.

Hierher hat man eine Reihe von Gästen eingeladen, Freund Lichnowsky und den alten General Vieth, einen der



Herzogin Wilhelmine von Sagan in Rom  
1826/1827



Ischia  
Aufbruch von Lacco zum Monte Epomeo

jungen Schwarzenbergs aus Worlik, die Familie von Brassier und die Breßlerschen Damen. Das sind die Freunde des Hauses. Von der Familie sind die Schwestern Jeanne und Paulchen anwesend mit Louise von Seignoret. Auch Frau von Binzer, die gute Em, ist mit ihrer kleinen Tochter aus Hohlstein zu diesem Treffen gekommen. Herzogin Wilhelmine übernimmt gleichsam die Löbichauer Tradition der Mutter, die Verwandten und deutschen Freunde im Sommer zusammenzufassen. Aber sie verzichtet auf Poesie und Gelehrsamkeit. Man freut sich des Wiedersehens, bestaunt einander, wie viel gescheiter noch Emilie, wie viel schöner noch Louise geworden ist und wie herrlich sich Mariés Stimme entwickelt hat. Was waren das für lustige Zeiten in Löbichau gewesen! Jetzt sind auch schon Lili und Gustav Parthey verheiratet, Karl und Peter Medem haben Frauen gefunden, nur Fritz Piattoli, Louise und Marie laufen noch ledig herum, was den hausväterlichen Schulenburg bezüglich der jungen Damen wieder einmal recht bedenklich stimmt. Louise ist, man denke, jetzt schon fünfundzwanzig Jahr alt!

Mehrere Wochen ist man so froh zusammen. Dann beginnt es kühl zu werden, und Wilhelmine drängt es „heim“, bevor der schreckliche Schnee kommt. Wieder geht es über Wien – zusammen mit Karl Hügel, dem Freunde von Neapel, besucht Wilhelmine Mitte Oktober noch einmal Gentz – und dann reist man über den Semmering nach Italien zu. Wie oft Wilhelmine den Anfang dieser Strecke von Wien aus schon gefahren ist, nach Baden zu, vor und nach dem Kongreß, und an den Fuß des Passes damals mit Stewart in dem prachtvollen Herbst! Wie unendlich lange das alles her ist! Ja, man wird alt.

In Venedig bleibt die Reisegesellschaft zehn Tage. Dann besucht man noch, um auch diese schönen Städte kennenzulernen, Padua, Vicenza und Verona – sinnend steht man vor der Gedenktafel an Herzog Peters und der Mutter Besuch im Giustischen Garten – und wählt diesmal den östlichen

Weg nach Süden über Rimini, Loretto, Ancona, durch die Marken und Umbrien, über Assisi und Spoleto.

Dann ist man wieder, Mitte Dezember, in Rom. Diesmal nimmt man sich reichlich Zeit, um die Ewige Stadt gründlich zu besehen. Die Bekanntschaften von Neapel her und die Beziehungen zur Diplomatie öffnen der Herzogin und ihrem Mann ohne weiteres die römische Gesellschaft. Baron Bunsen ist als Niebuhrs Nachfolger in der Villa Caffarelli eingezogen. Der französische Diplomat Graf Marcellus und seine Familie befreunden sich besonders eng mit der Herzogin von Sagan. Marcellus ist jener schöngestige Staatsmann und spätere Vertraute Châteaubriands, dem als Botschaftssekretär in Konstantinopel vor sechs Jahren das Glück beschieden gewesen war, auf einer Reise am Gestade der Levante die vergrabene Venus von Milo aufzufinden und für Frankreich zu erwerben.

Vor lauter Einladungen hat man kaum einmal einen Abend für sich selbst. Die kirchlichen Zeremonien zum Weihnachtsfest und zum Jahreswechsel, an denen Wilhelmine nicht nur aus Wissensdrang, sondern auch aus Bedürfnis und seelischer Suche in den Kathedralkirchen der Papststadt teilnimmt, geben ihr gegenüber diesem Getriebe das Gefühl der Erhebung und wehevoller Ruhe. Sie denkt noch oft daran, als sie Anfang 1827 zwei Monate lang wieder das alte gesellige Leben in Neapel lebt.

Schon die Ankunft in Neapel, die dritte in den letzten Jahren, zeigt eine große Veränderung. Wie viel lebhafter waren die Gefühle gewesen, als man vor fünf Jahren zum ersten Mal diese Stadt betrat in Erfüllung einer jahrelang gehegten Sehnsucht. Damals hatten die vielen schönen Eindrücke und die Neuartigkeit des Lebens eigentlich Jahre

hindurch die Unruhe des Herzens, die in Wilhelmine immer herrschte, niedergehalten. Diese Unruhe ist wieder ausgebrochen mit den alten Erinnerungen, in Wien, in Ratiborschitz, im Wiedersehen der alten Stätten und Menschen. Das Zusammentreffen mit Metternich und Gentz, das Wiederhören von Stewart, der noch immer Botschafter in Wien ist, haben doch ihre Nachwirkung gehabt. In Ratiborschitz hat sie eine Art Enkeltochter, Emiliens Kind, gesehen. All das bringt von den Gedanken an den Tag ab, und der Tag bietet hier in Neapel jetzt nichts so Eigenartiges mehr, daß es die Erinnerung übertäuben könnte.

Diese Erinnerung ist peinigend und belastend. Unruhige, ehrgeizige Menschen werden erst dann von dem nagenden Bewußtsein, ein Ziel nicht erreicht zu haben, befreit, wenn sich ihnen ein besseres erschlossen oder die Zeit gezeitigt hat, daß der Wert des Zieles nicht von Dauer war. Wäre Metternich gestürzt oder unbeachtet, lebte Stewart als Privatmann, so könnte sich Wilhelmine leichter zufrieden geben. Aber Metternich ist mächtiger und geehrter denn je, und Stewart sitzt mit seiner jungen Frau fest und einflußreich in Wien, während Wilhelmine mit einem belanglosen Notgatten bedeutungslos und unstet herumvagierte. Die Rolle, die sich Wilhelmine nach dem Abbrechen ihrer Verbindung mit Stewart vor Jahren für die Zukunft zurechtgelegt hat, gibt ihr keinen Frieden, da sie sie noch nicht beherrscht. Die Bescheidung ist noch nicht vollkommen.

Wilhelmine ist soeben in Neapel sechsundvierzig Jahre alt geworden. Das ist ein Alter, in dem Frauen oft beginnen, in der Religion eine Zuflucht von Enttäuschung und Un-erfülltsein zu suchen. Die selige Mutter Dorothea hat sich um diese Zeit zur Beschützerin der evangelischen Gemeinden in Paris entwickelt, und auch die Schwester Dino wird nach ihrem frühen formellen Übertritt zum Katholizismus in diesem Alter wirklich gläubig werden.

Wilhelmine lebt nun seit fast drei Jahrzehnten in einer ganz katholischen Umgebung. In der Rohanschen Familie hat sie die erste nähere Bekanntschaft mit dieser Welt gemacht, und seitdem waren es eigentlich nur Ausflüge gewesen, die sie wieder in protestantische Gefilde, wie das von Löbichau, gemacht hatte. Ihre Freundinnen, die Gräfin Fuchs, die Trogoff, die Potocka, die Fürstin Paternò und jetzt die Gräfin Marcellus, die Wiener Welt ebenso wie die von Neapel, eigentlich auch die von Baden und Karlsbad, waren katholisch gewesen. Hatte nicht der lustige Rohan diese Dinge so ernst genommen, daß er nach der Trennung seiner Ehe mit Wilhelmine unverheiratet geblieben war? Hatte Wilhelmine nicht selbst erlebt und gefühlt, wie stark die Macht katholischer Erziehung und Umgebung Metternich gestützt hatte, als sie ihn zu sich ziehen wollte? Hier müssen Kräfte liegen, die vielleicht helfen können, sich mit den kargen Ergebnissen des Lebens abzufinden und glücklich zu sein.

War es Schickung oder schon bewußter Entschluß gewesen, was Wilhelmine kürzlich nach Padua, der Stadt des Antonius, nach dem heiligen Orte Loretto und nach Assisi, der Stadt des heiligen Franz, gebracht hatte, was sie geheißt hatte, das Weihnachtsfest in Rom zu verleben? Jedenfalls ist es kein Zufall, daß man diesmal Neapel so schnell wieder verläßt, um den Osterfeierlichkeiten, den großartigsten jährlichen Zeremonien, die das Papsttum ersonnen hat, beizuwohnen.

Ist der Rest der Fastenzeit, den man in Rom verbringt, wirklich so still, wie Marie von Steinach uns mitteilt, oder erscheint es der Tagebuchschreiberin nur so, weil sich Wilhelmine so zurückzieht? Die Herzogin hat eine Bekannte, die in einem Kloster wohnt. Diese besucht sie nun oft. Zu diesen Besuchen – manchmal mögen sie auch nur Schulenburg gegenüber vorgeschoben sein – findet sich auch der kluge geistliche Herr ein, der durch die Jahrhunderte immer

und besonders in Rom zur Hand ist, wenn eine suchende Seele auftritt, zumal wenn sie einer hochgestellten älteren Dame angehört. Dazu hat die Kirche ihre Fachleute, die geistreich und unwiderleglich gelehrt, voll Takt und Zurückhaltung, ohne einen Druck spüren zu lassen, ihr Opfer lenken. Hinzu kommt der feierliche Glanz der kirchlichen Darbietungen zu Ostern, die Begeisterung der Menge, die Schönheit der Musik, die Würde der heiligen Handlungen, die Hoheit der höchsten Geistlichkeit. Das muß ein schwankendes Gemüt, das um einen festen Stand ringt und ohnehin mit der römischen Kirche sympathisiert, erheben und mitreißen, zutiefst beeindruckend und überzeugen. Wo so viele glauben, kann man sich auch selbst dem Glauben nicht verschließen.

Es ist kein plötzlicher Entschluß, keine Augenblickslaune, die Wilhelmine zur katholischen Kirche bringt, sondern das Ergebnis einer sehr langen Entwicklung. Der gescheiterten Protestantin Antonie Forster war die Luft um Wilhelmine schon seit langem zu sehr voll Weihrauch gewesen, und Konsistorialrat Marheineke hatte schon damals in Löbichau eine solche Ausrichtung gefürchtet.

Vielleicht würde Schulenburg dazwischenfahren, wenn er merkte, was vorgeht. Darum darf Wilhelmine ihre Pläne geheimhalten; darum wird ihr gestattet – wir kennen bedeutende Fälle, in denen diese Erlaubnis trotz triftigster Gründe nicht erteilt wurde –, den Übertritt zur katholischen Kirche heimlich vorzunehmen. „Um den Grafen Schulenburg zu schonen“, darf sie ihn sogar sechs Jahre lang verschweigen.

Weiß man etwa noch immer nicht Bescheid über die letzte Ehe Wilhelminens, so deckt allein die Tatsache ihr Wesen auf, daß die Frau ihrem Ehemanne die Kenntnis von einem Schritte vorenthält, der ihr inneres Leben sicherlich aufrichtig und tief berührt. Durch den Übertritt bekennt sich Wilhelmine auch zu der Auffassung, daß ihre erste, vor



dem katholischen Geistlichen geschlossene Ehe mit Rohan noch besteht und daß körperliche Beziehungen zu einem anderen Mann sündhaft sind. Wir zweifeln nicht daran, daß es der Herzogin mit ihrem Übertritt so ernst war, daß sie aus dieser Auffassung auch die Folgerungen zog. Und doch bemerkt Graf Schulenburg offenbar keine erhebliche Veränderung in dem Verhalten seiner Frau und ist nach Ablauf der sechsjährigen Frist ersichtlich überrascht und tief betroffen über den Entschluß, den seine Gattin im Frühjahr des Jahres 1827 gefaßt hat. Er ist wohl bei seiner Frau nie richtig über die Stellung eines Hofmarschalls hinausgekommen.

In Rom hat die Herzogin von Sagan auch den Maler Filippo Agricola kennengelernt, der eben auf der Höhe seines kurzlebigen Ruhmes steht und mit seinen religiösen und mythologischen Darstellungen sogar dem großen italienischen Modemaler Camuccini, dem Leiter der Akademie von San Luca in Rom, dessen Nachfolger Agricola dann wird, in Wettbewerb tritt. Auch durch Bildnisse hat er sich in den letzten Jahren einen Namen gemacht, besonders durch das Porträt der Kronprinzessin von Dänemark und das der Gräfin Perticari. So läßt sich auch Wilhelmine von ihm malen; es wird ein riesiges repräsentatives Bild in ganzer Figur, sehr fürstlich, ein wenig leblos; die rote Samtrobe mit dem gelben Seidenfutter, der große Krempenhut, der säulenreiche Hintergrund, alles ist renaissanceartig aufgemacht, und diese Darstellungsweise wird noch unterstrichen durch die zur Seite liegenden Werke Dantes und Ariosts. Das Gesicht mit der hohen Stirn und den klugen Augen, kühl und aufmerksam, weist ein kaum spürbares Lächeln auf, das wohl Lionardos Mona Lisa entlehnt ist. Überdies bestellt die Herzogin bei dem Meister jene beiden Tafeln, von denen die eine Petrarca und Laura, die andere Dante und Beatrice in Halbfiguren darstellt und die zu den besten Schöpfungen Agricolas gehören. Aber das Aufsehen,

das sie erregen, erlischt schnell. Die nächste Generation spricht schon nur noch davon, daß „ein leises sentimentales Interesse der kühlen klassischen Manier dieser Bilder aufzuhelfen versuche“

## 19

Wir wissen nicht, ob Wilhelmine durch ihre Konversion innerlich zufriedener wurde. Wir wissen nur, daß sie niemals ganz ruhig ward. Ihr äußeres Leben wird in der nächsten Zeit sogar noch unsteter. Der Reisekoffer wird geradezu zum Wahrzeichen ihrer Lebensführung. Von Rom aus tritt das nur noch äußerlich verbundene Ehepaar mit Marie Steinach die schon üblich werdende Sommerreise nach Deutschland an. In die zweite Maihälfte fallen die Durchgangstage in Wien, die den im vorigen Jahr aufs Haar gleichen mit einem „brillanten Déjeuner“ bei Gentz – er notiert: „Die wirklich ausgezeichnete Sammlung von Blumen, die im Saal und draußen prangten, erhielt allgemeine Bewunderung, und überhaupt lief das Déjeuner sehr nach Wunsch ab“ – und dem Diner bei Metternich (Gäste: Wilhelmine, „Paulchen“, Gräfin Fuchs, Graf Haugwitz, Louis Rohan, Gentz). In Wien ändert sich halt kaum mehr etwas. Von Wien geht es für wenige Tage nach Ratiborschitz. Am Pfingstmontag und Pfingstdienstag, Anfang Juni, ist die Herzogin schon wieder auf der Durchfahrt in Wien. Dann folgen einige Wochen in Ischl, und von da geht es zurück nach Italien.

Aber es ist nicht Neapel, Ischia oder Castellamare, das lockt. In den Grotten von Battaglia, dem einzigen größeren Kurbad der Halbinsel, unweit von Padua, gebraucht die Herzogin die ihr gegen die auftretenden Anzeichen von Gicht empfohlenen Moorbäder, fünf heiße, einförmige und ungesellige Wochen hindurch, wie Marie Steinach be-

dauernd feststellt. Dann werden wieder die Koffer gepackt, und Wilhelmine hetzt weiter.

Hatte sich der Boden Wiens, der einmal zu heiß geworden war, schon im vorigen Jahr als angenehm abgekühlt erwiesen, so hatte in diesem Jahre die Probe aufs Exempel ergeben, daß er doch noch genügend herzliche Wärme spendete. Die Freunde und alten Bekannten, nicht zuletzt die Schwestern, haben auf die Kunde, daß Neapels Reize verblaßt seien, mit nachdrücklicher Herzlichkeit darum geworben, Wilhelmine solle doch wieder in Wien ihre Zelte aufschlagen. Das scheint auch ihr selbst das Gegebene. Wien ist doch die alte, gute Heimat.

Aber vorher sollen nochmals die Freunde für einige Herbstwochen in Ratiborschitz zusammenkommen.

Schulenburg, der inzwischen in Sagan nach dem Rechten gesehen hat, hat sich, um sich von einer quälenden Sorge zu befreien, zum Handeln aufgerafft. Er hat einen jungen Grafen Fabian Dohna, den Sohn eines Saganer Nachbarn, den Bruder jener jungen Gräfin Dohna, die vor fünf Jahren zur Gesellschaft Mariens mit nach Paris und nach Italien gefahren war, als einen passenden Mann für Marie erkoren und ihn mit seinem Vater zur Jagd nach Böhmen eingeladen. Die einfache, preußische Art Fabian Dohnas liegt Schulenburgs Ordnungssinn. Aber Marie, mehr an den freieren Ton der fröhlichen, eleganten und reichen österreichischen Jugend gewöhnt, kann sich nicht gleich entschließen, seine Werbung anzunehmen. Trotz aller Willfährigkeit den Eltern gegenüber bittet sie um eine Bedenkzeit. Erst als man sich ein halbes Jahr später in Hohlstein wiedertrifft, verloben sich die jungen Leute.

Den Winter bis dahin verbringt Wilhelmine mit Schulenburg, mit ihren Schwestern und den Pfleglingen Marie und Louise in Wien. Im Januar ist Metternichs zweite Frau jung gestorben; der trauernde Fürst bleibt außerhalb der Geselligkeit. Die Gräfin Laura Fuchs erweist sich als alte treue

Freundin. Die Grafen Wilhelm Lichnowsky, Eugen Haugwitz und Felix Woyna sowie Gentz sind die häufigsten Gäste. Fritz von Piattoli, jetzt lustiger österreichischer Offizier, weilt ab und zu bei den fürstlichen Schwestern zu Besuch.

Lichnowsky hat die Herzogin schon in Italien in engere Verbindung mit seinem grundgelehrten und schöngeistigen Vetter gebracht, mit dem Fürsten Eduard Maria Lichnowsky, dem „Geschichtsschreiber des Hauses Habsburg“, dem Vater jenes Fürsten Felix Lichnowsky, der später im Leben der Herzogin von Dino noch eine große Rolle spielen soll und 1848 vor den Toren Frankfurts vom Volk ermordet wird. Fürst Eduard ist nicht der geringste unter den Männern, die sich für die Herzogin von Sagan begeistern, deren kluge Weltkenntnis und liebenswürdig-hoheitsvolles Wesen um so mehr hervortreten, je weniger sie allmählich durch die Frauenschönheit überstrahlt werden. Der Mann der Feder und der Kunst bringt seine Huldigung auf seine Weise dar. Zu ihrem diesjährigen Geburtstag erhält Wilhelmine von ihm ein Gedicht, siebzehn Stanzas lang, in denen er von einem Geistesfluge zu den edlen Wesen des Uranus erzählt, zu dem in jedem Jahre ein Sterblicher, „ein Sohn der Kunst“, auserwählt werde. Dort habe ihn die verstorbene Kaiserin Ludovica begrüßt. Auch die preußische Königin Luise habe er wiedersehen dürfen. Beim Abschied habe ihm dann Ludovica erklärt, daß von hier die edelsten der Frauen kämen, die durch Kraft der Seele, hohe Würdigkeit, Milde, Gottesfurcht und Bescheidenheit – trotz großen Wertes – ausgezeichnet seien.

„Wir waren nicht bei Euch, was wir Euch schienen, wir waren auch die Uraniden dort.“ Und so werde er nun auch unter den Lebenden diese uranischen Frauen erkennen können. „Nur eine nenn’ ich Dir, der alle weichen – Verehrung, Glück und Freundschaft ist ihr Lohn –: zwar sollten alle Namen laut erschallen, doch Wilhelminen nenn’ ich Dir

vor allen.“ Und so beschließt der höfliche Gratulant denn seinen Gesang:

Ist mir, was ich am heut'gen Tag gesungen  
 Nach Deinem Geiste und Gefühl gelungen,  
 Erinnerst Du Dich mein bei diesen Tönen –  
 Dann müssen sie sich auch in mir verschönen,  
 Dann hörst Du viele Sänge von mir wieder,  
 Dann wohl für Dich ist meine Brust voll Lieder.

Auch der Haus- und Hofpoet Schink hat seine üblichen kleinen Geburtstagsgedichte übersandt – er verfaßt immer gleich mehrere –, die ihm diesmal sogar nicht schlecht gelungen sind:

Der Februar,  
 Der Dich gebar,  
 Ward für das Reich des Guten und des Schönen  
 Zum Wonnemond. Mit Nachtigallentönen  
 Aus einer unsichtbaren Welt –  
 Sie schwebten nieder von dem Sternenzelt –  
 Wardst Du empfangen. Zauberei  
 Ging von Dir aus: der Februar ward Mai.

und

Es geh' ein Stern auf, lichtvoll, lieblich, mild,  
 Des hellen Geistes schönes Herzensbild!  
 Zu einer Krone werd' er Edelstein!  
 So sprach Natur. Und diese Kron' ward Dein!

Solche verschwiegenen Grüße sind Wilhelminens größte Freude an ihren still verlebten Geburtstagen. Zehn Tage später aber wird der Tag der Schwester Pauline wie üblich mit einem Festessen und einer abendlichen Vorfeyer begangen. Auf dieser findet diesmal ein Konzert statt, bei dem die Sänger Tamburini und Rubini – Marie Steinach ist jetzt

in Wien Schülerin dieses berühmten Tenors – mitwirken und bei dem auch Marie vorsingt.

Mit Einladungen dahin und dorthin und Gesellschaften im eigenen Hause geht es durch den Winter. Nichts Besonderes ist zu verzeichnen. Es ist halt gar still geworden in der Welt.

Im Mai begleitet das Saganer Ehepaar Wilhelminens Schwester nach Hohlstein, wo Marie, wie gesagt, dem Grafen Dohna ihr Jawort gibt. Gar zu ungerne verliert Wilhelmine dieses Kind. Es ist der letzte Mensch, den das Schicksal ihrem Herzen gelassen hat. Sie erreicht wenigstens, daß die Hochzeit noch eine gute Weile hinausgeschoben wird. Was soll sie nur machen, wenn sie nun auch noch Marie verliert? Wie wird sie dann einsam sein!

Nachdem man diese Verlobung hinter sich gebracht hat, reist Wilhelmine im Juni mit Marie wieder nach Italien. Schulenburg bleibt in Sagan. Die Zeiten sind ja so ruhig geworden, die Staaten in der Friedenszeit so gefestigt, daß auch eine große Dame ganz gut mit ihrer Begleiterin und ihrer Zofe allein reisen kann. Wilhelminens Kräfte scheinen – nach all den früheren mehr eingebildeten oder doch nur einem überbeanspruchten, hochgezüchteten Nervensystem entsprungenen Krankheiten – nun allmählich wirklich nachzulassen. Sie sucht jetzt weniger Ablenkung als wirkliche Ruhe. Sie will auch ihren Liebling, die bräutliche Marie, noch einmal ganz für sich haben. Zweimal zieht sich Wilhelmine in diesem Sommer mit ihr in einen ganz kleinen, lieblichen Badeort zurück, nach Rocoaro, um dort ihre Gesundheit zu pflegen. Auch in Battaglia gebraucht sie wieder die Moorbäder. In Florenz und Verona hält man sich einige Zeit auf. In Lucca mit seinen vornehmen Bädern trifft man die

Freunde Marcellus – der Graf ist jetzt Frankreichs Vertreter beim Herzog von Lucca –, bei denen man auch wohnt. Wilhelm Lichnowsky ist wieder in Italien und begleitet die Freundin auf Spaziergängen, Fahrten und Reisen, und Graf Wallmoden, der Treueste der Treuen, freut sich, seine verehrte Herzogin zu treffen und freundschaftlich umhegen zu können. Er ist es auch, der ihr vorschlägt, den Winter in Mailand zu verbringen. Diese Stadt kennt Wilhelmine noch nicht. Freund Wallmoden, der dort als Befehlshaber eines österreichischen Armeekorps und Militärkommandant residiert, wird ihr gewiß eine zuverlässige Stütze sein und ihr die Tore der Gesellschaft öffnen.

Als dann das Frühjahr wieder herannaht, kommt wieder die Pflicht, nach Deutschland zurückzureisen. Schon im Herbst haben alle zur Wiederkehr gerufen, die Schwestern – „hat es Dir denn vorigen Winter so wenig in Wien gefallen?“ –, Schulenburg – „wie lange soll denn Maries Hochzeit noch hinausgeschoben werden?“ – und selbst Schink hat eine Elegie gesandt, die beginnt:

Drei Jahre sind nun dahingeschwunden,  
Daß ich Dich nicht, verehrte Herrin, sah.

und endet:

Doch soll ich nie Dich, Herrin, wiedersehen?  
Schon zähl' der Jahr' ich siebenzig und drei.  
Nur einmal möcht' ich noch dies Glück erleben,  
Eh's von mir heißt, daß ich gewesen sei!

Im Herbst hatte man vorbringen können, daß man die Erfolge der Badekuren nicht durch den deutschen Winter gefährden lassen wolle. Nun muß man aber zurückkehren.

In Wien bleibt Wilhelmine sechs Wochen. Nach so viel Ruhe ist sie gestärkt. Der Frühling tut ihr wohl. Sie lebt recht gesellig und empfängt fast jeden Abend nach dem Theater noch Freunde und Bekannte bei sich. Zu ihnen

gehören Metternich, der Witwer, Gentz und Prinz Philipp, den Wilhelmine so gern mag.

Gegen Ende Mai läßt sich die Weiterreise nicht mehr aufschieben. In Ratiborschitz erwartet Schulenburg seine Frau und Fabian Dohna die Braut. Nach vierzehn Tagen hat Wilhelmine noch eine kurze Gnadenfrist durchgesetzt. Sie fährt noch einmal mit Marie für drei Wochen zu den Schwestern nach Hohlstein. Aber die paar Meilen nach Sagan – Sagan ist doch bei Schulenburg in so guten Händen – werden Wilhelmine zu viel, so rührend der alte, schwache Schink auch, „als die frohe Sage ging, sie werde ihren Herrschaftssitz besuchen“, mit Gedichten lockt:

Daß ich wieder Dich seh', die lang Ersehnt' und Entbehrte,  
 Holde Herrin und Frau, seliger schafft es mein Sein,  
 Und mit regerem Flug umschwellt mich Genesung. Dem Grabe  
 Fühl' erstanden ich mich, atme elysische Luft.

Nun ist es so weit. Schulenburg hat alle Hochzeitsvorbereitungen in Ratiborschitz getroffen. Die Papiere sind vollzählig vorhanden. Graf Fabian hat seine Prüfungen, auf die gewartet werden sollte, bestanden, und auch ein anderes Paar steht bereit. Es soll eine Doppelhochzeit werden; die zweiten Brautleute sind – Fritz von Piattoli und Louise Seignoret de Villier.

Die Trauungen finden am 25. Juli im kleinsten Kreise statt. Zu den drei kurländischen Schwestern und Schulenburg gesellt sich der alte General von Vieth, das Erbstück der Mutter Dorothea, als einziger Gast. Wenn man auch tanzt und fröhlich ist: für Wilhelmine ist es wie eine Trauerfeier, ein letztes Abschiednehmen.

Sie bittet sich aus, daß Marie, ihr „Maruschel“, wie sie sie nennt, nach kurzer Hochzeitsreise mit ihrem Mann wieder in Ratiborschitz bleibt. Als nach vier schönen Herbstwochen in dem stillen Ratiborschitz – Schulenburg muß sich



um die Geschäfte kümmern, und die Schwestern sind nach Ischl gereist – die Amtspflichten den jungen Dohna rufen, kann sich Wilhelmine immer noch nicht entschließen, Marie herzugeben. Ihre Auffassung von der Ehe, die ihr das Elternhaus und eine frühere Zeit, die ihr die drei eigenen Heiraten vermittelt haben, kann kein rechtes Verständnis für die bürgerlich-gefühlvolle Art, in der jetzt die Jugend die Liebe und die Ehe anpackt, aufbringen. Dohna muß allein nach Glogau abreisen, wo er beamtet ist, und muß der Herzogin seine junge Frau einfach dalassen. Wilhelmine sucht Marie mit fast flehentlichen Bitten zu überreden, noch den Winter über in Wien bei ihr zu bleiben; sie lädt Gäste ein und läßt Jagden und Schlittenfahrten veranstalten, um die Tochter, die unter dem Widerstreit ihrer Pflichten gegen die Mutter und den Mann leidet, aufzuheitern und ihr die Vergnüglichkeit des Lebens bei der Mutter im Gegensatz zu dem bevorstehenden Provinzleben in Glogau zu verdeutlichen; sie beginnt sogar ihr Herzenskind, das sich nach dem geliebten Mann sehnt, zu quälen und, wie Marie es gefürchtet hat, zu zürnen, als die Tochter mit schüchternem Mut unter Überwindung der Angst, der geliebten Mutter wehe zu tun und ihre Liebe zu verscherzen, alle diese Lokungen zurückweist.

Die Furcht, mit Marias Abschied ganz und endgültig zu vereinsamen, läßt die Herzogin ganz übersehen, daß in Ratiborschitz schon der erste Schnee gefallen ist. Endlich hat sich Marie durchgesetzt. Ende Januar 1830 nimmt man unter Tränen Abschied. „Wenn auch die Herzogin eine Zeitlang zürnte: in der Abschiedsstunde trat ihre Liebe wieder voll und ganz hervor.“ So berichtet uns die junge Gräfin Dohna. Marie fährt nach Glogau, Wilhelmine gleichzeitig nach Wien.

„Das Kind, das man stets um sich hatte, das nun zur Freundin geworden ist, an das fesseln einen so unzählige Bande, daß selbst die Elternliebe sie kaum aufzuwägen

vermag.“ So hatte Wilhelmine einst an den Vater Emilie Gerschaus geschrieben, als sie diese an Binzer verlieren sollte. Um wie viel mehr muß das für den Verlust Mariens gelten, für die Lieblingstochter, die so viel inniger mit der Herzogin zusammengelebt hatte und die kein anderes Wesen zurückläßt, an das sich die alternde Frau nochmals anschließen könnte.

Wie leer jetzt das Leben ist! Stündlich vermißt Wilhelmine in Wien die liebliche, still-heitere Freundin. Wie erfrischend war ihr liebes Plaudern gewesen, wie jung hatte es gemacht, ihre kleinen Sorgen mit ihr teilen zu können, wie gut hatte es getan, für ein solch feines und schönes Geschöpf zu sorgen. Bei den beiden Schwestern fühlt man sich nur alt und altjüngferlich.

## 21

Zehnmahl hat Herzogin Wilhelmine von dem Jahre 1822 bis zum letzten Sommer die Strecke von Schlesien nach Italien zurückgelegt. Tausende von Meilen weit hat sie der Reisewagen getragen. Wochenlang war ihr der Klang der Pferdehufe Tag und Nacht nicht aus dem Ohr gekommen. Nach Schock sind die Gasthöfe und Herbergen zu zählen, in denen sie gegessen, geruht und die Reisenächte verbracht hat. Zahllose Male hat das treue Hannchen die Koffer geöffnet und verschlossen, die Riemen der Bündel gelöst und geschnürt. Wir machen uns heute nur noch schwer einen Begriff von den Anstrengungen, Zwischenfällen, Gefahren und Unbequemlichkeiten der damaligen Reisen, von den schlechten Straßen, die in den verschiedenen Ländern verschiedene Spurweiten hatten, von den ständigen Plackereien mit den Postmeistern, den unsauberen Quartieren, dem Feilschen und Akkordieren, all dem Verdruß, dem auch Personen von Stand und mit Geld nicht entgingen. Dann war

ein Rad gebrochen, der Wagen im Regenschlamm stecken-  
geblieben, dann waren keine Pferde zur Hand, dann wieder  
liefen sich die Gäule lahm und wund, die Zeiten konnten  
nicht innegehalten werden, man mußte die Pläne ändern,  
die Vorbereitungen umstoßen und neue treffen. Überall  
Aufenthalt. Auch die besten Geleitbriefe schafften oft keine  
Abhilfe. Die gedruckten zeitgenössischen Reiseschilderungen  
berichten über all diese Dinge kaum; dazu waren sie zu  
selbstverständlich.

Wie hatte dann immer die junge Marie mit ihrer milden  
Heiterkeit die Stimmung aufrechterhalten, wie hatte sie  
die lästigen Wartezeiten angenehm verkürzt. Wie brauch-  
bar war sie auch gewesen, wenn man irgendwo länger ge-  
weilt hatte, um die Herzogin bei plötzlich unpassend wer-  
denden Einladungen zu vertreten, Besucher zu empfangen,  
mit dem Schneider und der Putzmacherin zu verhandeln  
und Leute zu entlohnen. Nein, auf Reisen wird Wilhelmine  
so bald nicht mehr gehen, so sehr auch neue Kuren not-  
und wohltun mögen. Eine Reise ohne Marie würde nur auf  
Schritt und Tritt grämlich an den Verlust erinnern, und  
einen Ersatz zu schaffen, eine andere Begleiterin erst zu  
schulen, dazu ist Wilhelmine viel zu müde. Mit Schulenburg  
aber zu reisen würde ihr doch keine Freude machen und zu  
vertraulich erscheinen. Er soll ein guter Freund und Verwalter  
bleiben, aber man hat jetzt mehr als je Abstand zu wahren.

Das einzige, was man in seiner Vereinsamung und Sehn-  
sucht machen kann, ist, im Herbst den Schwestern nach  
Schlesien nachzureisen, um dort die Maruschel, die guter  
Hoffnung ist, wiederzusehen. Aber nach dem ganz nahen  
Sagan geht Wilhelmine eigensinnig auch diesmal nicht.  
Warum das Gefühl des Alterns noch durch den Aufenthalt  
an Stätten verstärken, die an die Kindheit und an den längst  
verstorbenen Vater, an die Wirrnisse der Jugend, an den  
Gram über den Verlust Louis Ferdinands und an den  
unvernünftigen Gewinn Louis Rohans erinnern? Mag



Herzogin Wilhelmine von Sagan in ihren letzten Jahren



Herzogin Dorothee von Talleyrand-Dino-Sagan  
mit dem Malteserkreuz

Schink-Frauenlob mit seinem diesjährigen Begrüßungsgedicht für die drei Schwestern nach Hohlstein kommen!

Genesung schwebt mit rosigem Gefieder  
 Um meiner Stirn, und meine gold'ne Zeit  
 Kehrt in mein Leben, Freude bringend, wieder –  
 Denn sichtbar sinkt – sei sie gebenedeit! –  
 Die heilige Dreieinigkeit  
 Der Frauenanmut auf mich nieder.

## 22

Im Juli 1830 ist es in Frankreich zur Revolution gekommen. König Karl X. ist gestürzt worden, und nicht zuletzt hat Talleyrand dabei mitgewirkt, indem er, immer noch nach einem Staatsamte dürstend, das ihm König und Regierung vorenthalten, den jungen Thiers nach Valençay gezogen, ihn beraten und mit Geld unterstützt hat, damit er die Kampfzeitung „National“ herausgeben kann. Louis Philipp ist auf den Thron gelangt. Metternich sieht seinen Grundsatz von der strengen Legitimität, auf dem er ganz Europa selbst aufgebaut oder doch mitaufgebaut hat, in einem der wichtigsten europäischen Staaten wanken. Sein politisches Lebenswerk hat einen Sprung bekommen, der sich auch nach Deutschland hin auswirken könnte.

Da entsinnt sich Metternich wieder der guten Nachrichten, die die Herzogin von Sagan zu haben pflegt; da denkt er wieder an jene lang vergangene Zeit, als sie ihn wie eine kluge Göttin zum Wege des Erfolges geführt hatte, als ihr scharfsinniger Blick ihn so gut und treulich beraten hatte. Kann er nicht durch sie die geheimen Absichten, die man in Paris hat, erfahren? Ist sie nicht die Schwester der treuen Begleiterin und Geleiterin Talleyrands, dieses rücksichtslosen Aufwieglers, wenn man ihn nicht an die Macht läßt?

Fast täglich ist auf einmal Metternich, der als Witwer etwas junggesellig wird, bei der alten Freundin. Auf einmal gibt es wieder einen Salon Sagan in Wien. Die Gräfin Lulu Thürheim, die häufiger in ihm weilt, schildert uns den Staatskanzler dort so: Der Umsturz in Frankreich und die dadurch hervorgerufene Beunruhigung Europas boten Metternich „ein weites Feld der Kombination und Sorgen. Man sah ihn manchmal in ernster Betrachtung versunken, in gewissen Augenblicken verdüsterte sich seine Herrscherstirn, und in dieser Gewitterschwüle schien er Blitze zu verbergen – ein Moment, der die kleinen, die Blicke dieses Jupiter tonans ängstlich verfolgenden Höfe erzittern machte. Dann wieder zeigte ein halb verächtliches, halb verschlagenes Lächeln dem Auditorium an, daß Seine Durchlaucht unterhalten zu werden wünschten, und der Schrecken löste sich in ein oberflächliches Geplauder auf“ Dann mag man denn von alten Zeiten sprechen, von Dresden, von Berlin, wohin Metternich nach seiner Dresdener Zeit gegangen war, von dem Paris der Restauration und vielleicht auch von den Geschwistern Forster, von der strengen Antonie, die Wilhelminens Lehrerin gewesen, und von ihrem unruhigen und unseligen Bruder Georg, der mit seinen revolutionären Ideen auf den jungen Metternich in Mainz so großen und längst verblaßten Einfluß ausgeübt hatte.

Wenn diese kleine Nachblüte des politischen Lebens für Wilhelmine nicht lange andauert, so ist das nicht ihre Schuld. Wie Schink sie vor Jahren unter dem Decknamen Blanda in seiner Novelle „Der Fürstentförling“ geschildert hatte: „Blanda im Strahlenschein eines hochgebildeten Verstandes, eines durchdringenden Scharfsinnes und eines immer reifen Urteils“, so wirkt sie auch jetzt auf den begabten jungen Prokesch: „Ich habe diese Frau sehr lieb und begreife ganz und gar, daß man für sie die brennendste Leidenschaft haben kann. Sie hat den Verstand des Kopfes und des Herzens,

und in beiden Flügeln, die sie hoch schwebend über den Tummelplatz unserer unglückseligen Zeit halten.“

Aber bald zeigt sich, daß sich in Paris und durch Paris weiter nichts ereignet, daß die bestehende Staatsraison hält, daß man Louis Philipp daher ruhig als legitim gelten lassen kann. Das Thema wird uninteressant. Der Briefwechsel zwischen den Herzoginnen von Sagan und von Dino, den die diplomatischen Eilkuriere zwischen Wien und Paris vermittelt hatten, reißt ab, als Dorothee zusammen mit Talleyrand nach London geht, wo le Prince als Lohn seiner Bemühungen den Posten des französischen Botschafters erhalten hat. Metternich hat auch wieder anderes im Sinne. Er hat eine neue, dritte Frau für sich gefunden, die er, siebenundfünfzigjährig, im Januar 1831 heiratet.

## 23

Um Wilhelmine, die jetzt in das fünfzigste Lebensjahr eintritt, wird es stiller denn je. Die nächsten Jahre verbringt sie fast ständig in Wien. Zwei Winter verlebt sie noch in Italien, ein paarmal geht sie nach Ratiborschitz, ein paarmal nur noch nach Sagan.

Ich sahe Dich, wie ich Dich stets gesehen  
 In Huld und Anmut unveränderlich.  
 Ach! warum muß der Stern so bald vorübergehen,  
 Des Strahl so mild herniedersank auf mich?  
 Wohl mir, daß er, tief in mir eingedrungen,  
 Zurück nur bleibt in meiner innern Welt!  
 So tönt Dein Wort der Huld mir unverklungen,  
 Bis meines Lebens Vorhang fällt.

Der alte Schink kann manchmal ganz ergreifend sein. Regelmäßig kommen seine Neujahrsgedichte. Seine poetischen Glückwünsche zum Geburtstage reihen sich pünktlich zu



denen anderer. Nach Neapel gehen 1834 die Ottaverimen, die beginnen:

An eines wärmern Himmels blauem Bogen  
 Prangst Du nun wieder, Sagens heller Stern,  
 Und spiegelst in des Meers vom West umhauchten Wogen  
 Dein hohes Licht, von Deutschlands Gauen fern.  
 Doch nach ist Dir mein Musenroß gezogen,  
 Zu Dir macht es die fernste Strecke gern.  
 Es achtet nicht des Nordens rauhe Stürme,  
 Sein Ziel bist Du, Neapels stolze Türme.

Als Schwester Dorothée später zum erstenmal seit Jahrzehnten wieder nach Sagan kommt, um ihr Erbe anzutreten, und dort alles im Zustand gänzlicher Verlassenheit vorfindet, klagt sie: „Wilhelmine hat alles aus Liebe zu Italien verlassen. Für ihre Besitzungen interessiert sie sich gar nicht mehr.“

Wilhelmine von Sagan fühlt sich alt. Sie ist leicht krank, und auch die beiden Schwestern sind oft einmal bettlägerig. Manchmal ist es das reine Krankenhaus, und danach ist auch die Stimmung. „Wenn Gott uns nur nicht so schwere Zeiten schickte, man könnte bei dem herrlichen Sonnenschein noch seines alten Lebens froh werden.“ Auf diesen Ton sind ihre Briefe an ihre „liebe Herzensmaruschel“ gestimmt.

Den Fahrten, Ritten, Dinern und Soupers, die das Leben einer großen Dame in Wien ausfüllen, auch wenn sie schon älter ist, entzieht sich natürlich auch Herzogin Wilhelmine nicht. Aber sie bieten nur das tägliche Leben, sind nichts Außergewöhnliches und beschränken sich auch auf einen kleinen, vornehmen Kreis alter Freunde. Wenn Wilhelmine klagt, daß man manchmal dabei „kaum zum Atmen komme“, so wird das daran liegen, daß ihr das Atmen schwerer geworden ist.

Auch dadurch wird es um Wilhelmine so ruhig, daß der Tod in den Reihen der Freunde umgeht. Im Frühjahr 1832

stirbt Gentz, an dem man trotz allem gehangen hat, ein Jahr darauf schließt die alte Tante Elisa ihre müden Augen. 1835 scheidet Kaiser Franz nach langen Regierungsjahren hin, und auch vor Freund Schink zieht das Leben den Vorhang, im Januar 1836 verläßt Louis Rohan, den Wilhelmine als ihren rechten Gatten zu betrachten hat, diese Welt.

Vor einiger Zeit ist der päpstliche Nuntius persönlich bei Wilhelmine vorgefahren und hat sie im Auftrag Roms daran erinnert, daß die Zeit der Geheimhaltung ihres Übertrittes abgelaufen sei. Aufsehen erregt die Veröffentlichung nur bei Schulenburg. Niedergeschlagen, aber sehr korrekt, sucht er sich in Wien eine andere Wohnung. Das Vermögen der Herzogin, das bei ihm in so guten Händen ist, verwaltet er weiter und bleibt auch ihr und ihrer Schwestern guter Freund.

Wenn Wilhelmine, vielleicht mit Lamb, der jetzt als Stewarts Nachfolger englischer Botschafter in Wien ist, im Wagen nachmittags zur Praterallee hinausfährt, ist sie nur noch die alte große Dame, die fast legendär gewordene Herzogin. Da mag ein Wiener Bürger, der vor zwanzig Jahren zur Zeit des Wiener Kongresses als Jüngling neugierig in den Straßen herumgestrichen war und nun mit seinem kleinen Buben daherspaziert kommt, diesen schnell auf den Arm nehmen: „Da schau her, Toni, siegst's, die alte Damen dort im Wagen, mit dem feinen Herrn nebenan, das ist die Frau Herzogin von Sagan. Eine gar große Dame, eine große. Hat einmal ganz Wien auf den Kopf gestellt und unsern Herrn Fürsten, den Metternich, zuallermeist. Vergiß nicht, daß du die noch selber g'sehn hast.“

Hin und wieder kommt es auch noch einmal vor, daß Wilhelmine einen kleinen politischen Auftrag erhält. So wird sie einmal im Jahre 1835 von Paris aus gebeten, bei Metternich vorzufühlen, wie er über den Plan denke, daß man die Söhne Louis Philipps nach Wien schicke. Die Herzogin berichtet dann zurück, Metternich habe von dem Besuche abgeraten.

1836, mit fünfundfünfzig Jahren, entschließt sich Wilhelmine, wieder einmal ein Familientreffen in Ratiborschitz zu veranstalten. Marie kommt mit ihrem Mann. Wilhelmine hat ihm den Posten eines Fürstentumsgerichtsdirektors in Sagan verschafft und dem Ehepaar die schöne Orangerie im Schloßpark über dem Bober als Wohnung zugewiesen. Sie bringen ihr zweites Söhnchen mit. Drei Schwestern der längst verstorbenen Klara Breßler sind erschienen und auch Fritz von Piattoli, der schneidige Kavallerieoffizier, der demnächst mit dem Namenszusatz „Treuenfels“ den hohenzollern-hechingschen Freiherrnrang erhalten wird, mit Louise, seiner Frau, und einer kleinen Tochter. Die dritte Geschlechterfolge wächst schon heran. Lange hat man sich nicht so zusammen gesehen. Wilhelmine ist zu den „Enkelkindern“ voll Liebe.

## 24

Wieder ein Jahr später ist Wilhelmine bereit, endlich einen immer wieder angekündigten und immer wieder aufgeschobenen Besuch zu machen. Sie will den Winter in Frankreich bei der Schwester Dorothee verbringen, die sie durch ihre Söhne, wenn sie nach Wien kamen, jedesmal hatte einladen lassen, seit sie mit Talleyrand von London zurückgekehrt war. Jetzt ist ihr Sohn Alexander in Wien und kann daher der Schwester als Reisemarschall dienen.

Ende November schreibt Dorothee an ihren Herzensfreund und Korrespondenten Bacourt: „Meine Schwester, die Herzogin von Sagan, kündigt ihre sehr baldige Ankunft hier an. Ich weiß nicht, ob sie dieses Mal ihren Plan wahr machen wird. Im Grunde würde ich es nicht bedauern, sie nicht zu sehen; denn ich fühle mich mit ihr nicht sonderlich wohl; ich war in meiner Jugend gewohnt, sie zu fürchten, und davon ist mir noch eine gewisse Verschüchterung ge-

blieben. Aber, da die Dinge nun einmal in Aussicht genommen und vorbereitet sind, ist es wirklich am besten, daß sie kommt.“

Seit einem knappen halben Jahr weilt die Herzogin von Dino auf dem alten, von ihr vor einem Jahrzehnt gekauften Schloß Rochecotte, das sie durch Umbauten erweitert und gemütlich gestaltet hat. Das unweite riesige Schloß Valençay ständig zu bewohnen, erfordert doch einen zu großen Aufwand. Man verliert sich ja darin, wenn man zu wenigen Personen ist. Bei Dorothee ist Talleyrand, dessen hinkendes Bein mit zunehmendem Alter immer größere Beschwerden macht, und die junge Tochter Pauline.

Nach einer langen und beschwerlichen Reise trifft Wilhelmine mit Alexandre Périgord am 9. Dezember 1837 in Rochecotte ein. Dorothee, die sie seit über einem Jahrzehnt nicht gesehen hat, erschrickt, als sie die sonst so schön gewesene Schwester sieht. Wie dick sie geworden ist! Ihr Gesicht ist gealtert. „Trotzdem hat sie sich für ihre 57 Jahre erstaunlich gehalten“, muß Dorothee dann aber nach der ersten Überraschung feststellen. „Sie spricht viel und hoch.“ (Früher hatte sie doch die schöne, dunkle Stimme gehabt!) „Im Tonfall herrscht die Wienerin vor.“

Gleich am Tage nach der Ankunft machen die Schwestern einen Besichtigungsspaziergang durch die Besitzung. Das Schloß liegt auf halber Höhe eines Berghanges. Drunten ruht am langgestreckten Flußlauf der steinigen Loire das malerische Örtchen Saint-Patrice. Das weite hügelige Tal ist belebt von Weingärten und Gemüsebeeten, von Wäldchen, Feldern, Ortschaften und Gehöften. Über allem liegt eine kühl-glänzende Dezembersonne. Der Spaziergang dehnt sich immer weiter aus. Selten hat sich Wilhelmine so nach Italien zurückversetzt gefühlt, wie in dieser anmutigen Landschaft.

Die Herzogin von Dino fühlt sich schon seit langem nicht mehr recht frisch. Die Ärzte haben ihr Schonung und Ruhe

vorgeschrieben. So hat sie bisher den Ausbruch der Krankheit, die sie in sich fühlt, vermieden. Die Schwester aber hat nun so viel Unruhe mitgebracht, schlimmer als die äußere eine innere Unruhe. Es ist für Dorothee, die sonst gebietend über allen steht, der seit langem niemand mehr anders als willfährig, verehrend, gehorsam und schmeichelnd gegenübergetreten ist, nicht leicht, nun wieder die bemutternd leutselige und wohl auch manchmal spöttisch tadelnde Art der älteren Schwester zu ertragen, die sich immer noch nicht daran gewöhnen kann, Dorothee als ganz erwachsen anzusehen und wohl versuchen mag, auf diese Weise ihre eigene Enttäuschtheit, das Versagen in ihrem eigenen Leben nicht merken zu lassen. Am 19. Dezember – Wilhelmine ist jetzt zehn Tage da – schreibt Dorothee: „– aber seit der Ankunft meiner Schwester habe ich eine starke nervöse Unruhe gespürt, die sich immer mehr steigerte, und zwar so sehr, daß gestern die Entzündung mit einem sehr heftigen Fieber zum Ausbruch kam. Ich bin sehr niedergeschlagen –“.

Die Krankheit Dorothees ist schlimmer, als sie es ihrem Freunde Bacourt und auch sich selbst zugibt, wenschon sie sich schnell davon wieder erholt. Man hatte sie bereits den Gebeten der Gläubigen empfohlen. Die ganze Nachbarschaft war sehr besorgt gewesen. Sie selbst aber ist durch diese Krankheit zu einer vertieften Gläubigkeit verwandelt. „Das innere Leben erhellt sich um so mehr, je mehr sich das äußere Auge verschleiert und trübt“, schreibt sie. Sie verdoppelt ihre Mühen, den siechen Talleyrand, dessen Ende sie nahen fühlt, mit Gott und der Kirche zu versöhnen.

Trotz ihrer Schwäche bleibt Dorothee am Silvesterabend auf, um den alten Onkel, die Schwester und die Kinder umarmen zu können, als die Uhr zwölf schlägt. Die zahlreichen Glückwunschbesuche am nächsten Tage, die bis zum Abend anhalten, geben im Verein mit dem immer noch herrlichen Wetter die Genesende dem Leben ganz wieder. Es ist wohl eben mehr ein seelisches Bedrücktsein, das in dem körper-

lichen Leiden in Erscheinung tritt und daher auch durch Anregungen und Darbringung freundschaftlicher Gefühle behoben werden kann.

Fürst Talleyrand drängt, sobald Dorotheens Zustand etwas gebessert ist, nach Paris, wo er die gesellschaftliche und politische Wintersaison nicht versäumen mag. Er reist schon mit seinem Augapfel, der kleinen Pauline, voraus, während Dorothee ihre Abschiedsbesuche auf den umliegenden Gütern und Schlössern macht. Sie scheidet ungern von dem guten kleinen Rochecotte, während sich Wilhelmine, für die es dort doch recht einsam ist, auf Paris freut.

Das Wetter ist zu der Fahrt der beiden Schwestern, die der junge Périgord begleitet, umgeschlagen. Es schneit endlos und ist bitter kalt. Man ist froh, sich in Versailles etwas aufwärmen zu können, wozu Dorothee eine ihrer Bekannten besucht und Wilhelmine ihre alte Freundin, die Gräfin Trogoff, die jetzt dort lebt, zu einem Hühnchen überfällt. Am 10. Januar abends trifft man dann fröstelnd im Hotel Talleyrand ein. Im ersten Stock, der der Herzogin von Dino und ihren Kindern vorbehalten ist, sind auch für Wilhelmine Räume hergerichtet.

## 25

In den drei Monaten, die Wilhelmine von Sagan nun in Paris zubringt, ist es, als ob der Inhalt ihres ganzen Lebens noch einmal in Kostproben an ihr vorbeizöge: Geselligkeit, Kunst, Politik und Religion.

Stackelbergs, die jetzt den Zaren in Paris vertreten, machen den Schwestern ihren Besuch und geben ihnen ein Essen. Sie erinnern an die Tage des Wiener Kongresses und an die schönen, mit Wilhelmine verbrachten Zeiten in Neapel. Auch Herr von Sainte-Aulaire, der zum Frühstück in die Rue St. Florentin kommt, ist ein alter Bekannter Wil-

helminens aus Wien und Italien. Lästigerweise muß man einen ganzen Vormittag lang herumfahren, um in den wichtigsten Häusern seine Karten abzugeben. Auch der Königin läßt sich Wilhelmine von der Schwester vorstellen. An diesem Abend in den Tuileries ist die Herzogin von Sagan „wundervoll angezogen“ und wirkt selbst in den Augen der Schwester „sehr vornehm“ Wilhelmine, die so manchen Hof besucht hat, wundert sich über die formlose Art, in der man hier in Paris jetzt den gekrönten Häuptern entgegentritt.

Nach einem Monat lädt sie auch einmal alle die österreichischen und italienischen Freunde zu sich, die in Paris weilen. Dazu hat sie einen Trupp neapolitanischer Musikanten kommen lassen, die die Weisen ihrer Heimat spielen und singen müssen. Selbst der alte Löwe Talleyrand läßt es sich nicht nehmen, diesem Abend beizuwohnen. Er hat sich nach oben tragen lassen und spielt dort seinen täglich gewohnten Whist.

Die Kunst kann diesmal nicht im Italienischen Theater genossen werden. Man hat gleich zu Anfang des Pariser Aufenthaltes dort noch einmal in der Loge der Herzogin von Dino „Die Puritaner“ gesehen und etwas blasiert festgestellt, daß Rubini etwas an Stimme verloren habe und die Grisi zu schreien anfange; dann aber war das Theater in der Reihe der fürchterlichen Feuersbrünste, die zu Anfang dieses Jahres über Europa hingehen, abgebrannt, wie die Londoner Börse, wie das Winterpalais in St. Petersburg und das Schloß in Gotha. Aber dafür werden die Sammlungen des Louvre eingehend besichtigt, besonders wenn in dessen Vorhof vorübergehend eine Plastik ausgestellt ist, von der man spricht.

Die Politik bietet hier noch ihre täglichen Sensationen, ganz anders als in dem übrigen Europa, das still und befriedet dahinlebt. Talleyrand kann es nicht lassen, in diesem Gedränge von politischem Tratsch und Intrige zu stehen;

es ist zu sehr seine Lebensluft. Seit der letzten Revolution hat man hier jetzt wieder ein Parlament; das ist für Wilhelmine etwas ganz Neues. Eine ihrer ersten Unternehmungen gilt dem Palais Bourbon. Stackelberg stellt den Schwestern dafür seine Diplomatenkarte an einem „großen Tage“ zur Verfügung. Besonderen Erfolg hat in dieser Sitzung der Minister und Deputierte Molé, der Wilhelmine begeistert und Dorothée entzückt. „Nichts ist würdiger, klarer, besser gedacht und besser gesagt, als seine Rede.“ Dieser Sitzung wohnt auch die Fürstin Lieven bei, die sich, seit ihr Mann nicht mehr in London Botschafter ist, in Paris niedergelassen hat, um ihrer politischen Leidenschaft frönen zu können. Ihr neuer Protégé, der französische Staatsmann Guizot, kommt zwar, die Kurländerinnen zu begrüßen, hinauf zur Tribüne. Aber die Lieven und die Sagan vermeiden es, sich anzublicken, um sich nicht begrüßen zu müssen. Man kennt sich zwar nach den Gesellschaftsregeln nur flüchtig, ist aber über Metternich doch peinlich verbunden. Auch Louis Rohan ist der Lieven einmal kurze Zeit – 1821 in Spa – nahegekommen und von ihr als „Störefried Nr. 1 in meinem Reiche“ bezeichnet worden. Dorothée ist diese Komplikation höchst unbequem; denn sie mag die Lieven, die sich auch in Paris wieder einen erstaunlichen Einfluß gesichert hat, ganz gern.

Ein zweiter Besuch in der Deputiertenkammer verläuft ohne ein solches Zwischenspiel, ist aber weniger erbaulich. Immerhin kann Wilhelmine jetzt aus eigener Anschauung darüber sprechen, wie es in solch einer Versammlung von Volksvertretern zugeht. Das hat sie jetzt vor Metternich, der Parlamente haßt, voraus. In Wien wird man für einen solchen Bericht Interesse haben.

Und endlich die Religion: Abbé de Ravignan ist einer der beliebtesten Kanzelredner von Paris. Er predigt in Notre Dame und in der Rochuskirche. Von ihm muß man sich erheben lassen. „Er hat eine gute Figur, eine wohl-



klingende Stimme, eine vortreffliche Aussprache, Gläubigkeit, Überzeugungskraft, Wärme und Autorität, eine lebhaft und knappe Beweisführung, Klarheit, eine vornehme Sprache, gedrungene Sätze. Er ist niemals weitschweifig und ungenau und ist nicht salbungsvoll, was ihn gelehrter als die evangelischen Prediger macht.“ Sein Vortrag geht über die Unfehlbarkeit der Kirche. Er ist an diesem Tage glänzend disponiert und in der vollen Freiheit seines Talentes.

Aber es ist nicht nur eine solche Predigt, zu der man wie ins Theater oder in die Deputiertenkammer geht, die die Damen auf religiösem Gebiete beschäftigt.

Talleyrands Befinden läßt immer mehr zu wünschen übrig. Er kann kaum mehr selbst gehen, muß sich in den Wagen und aus ihm tragen lassen und darum sein gewohntes Leben in der Stadt, bei schweren Diners und politischen Gesprächen, fast ganz aufgeben. Die maßgebenden Politiker seiner Richtung, die er unterstützt und berät, wie Thiers und Guizot, müssen zu ihm kommen. Er verläßt kaum noch das Haus. Das macht ihn ungeduldig und müde. Wenn er auch noch Pläne für die Zukunft macht – er will den Sommer auf seinem Gut in Flandern verbringen und dann den Winter in Nizza –, so glaubt doch keiner, auch er selbst nicht mehr, an deren Durchführbarkeit. Er fühlt selbst, daß sein Ende naht.

Zu allem Unglück hat er sich noch auf einem Essen bei dem britischen Botschafter, zu dem er sich geschleppt hat, den kranken Fuß verdreht und eine Zehe verrenkt. Er hat sich, als er der Fürstin Lieven, seiner Tischdame, den Arm reichte, mit dem Bein in deren Schleppe verfangen. Nun weiß man nicht, ob die wachsenden Beschwerden und Schmerzen mit diesem Unfall zusammenhängen oder ob sie eine allgemeine Verschlimmerung bedeuten.

Die geängstigte Dorothee macht jetzt einen großen Vorstoß. Jetzt muß der geliebte und verehrte Onkel endlich seinen Frieden mit der Kirche schließen. Diesmal macht

Talleyrand keine Schwierigkeiten. Er weiß, daß die Kirche eine schriftliche Absage gegen die Irrtümer, in denen sie ihn befangen sieht, verlangt, um ihn zu ihren Gnadenmitteln wieder zuzulassen. Alles wird nach den Regeln des diplomatischen Protokolls eingeleitet. Dorothee überbringt dem Abbé Dupanloup, dem Generalvikar der Diözese Paris, Talleyrands Bitte, ihn zu besuchen. Der Abbé sagt zunächst zu, dann aber entschuldigt er sich doch wieder. Wie kommt das? Wer steckt dahinter? Etwa der Erzbischof? Talleyrand meint: „Dupanloup hat weniger Verstand, als ich dachte; denn für sich und mich hätte er wünschen müssen, zu kommen.“

Dorothee geht zum Erzbischof selbst, der sie freundlich empfängt und beschenkt und ihr auch für die Ihren, für den Fürsten, die Schwester und die Tochter Pauline, Andenken mitgibt. Wilhelmine erhält ein Miniaturporträt des Papstes. Über Dupanlouns Absage tut er ganz bestürzt. Ob er ihn wohl anweisen wird, den Fürsten zu besuchen?

Die Kirche läßt sich in solchen Fällen recht bitten. Dorothee muß nach einem Monat noch einmal zum Erzbischof gehen. Dann kommt Dupanloup. Er „verhandelt“ mit dem alten Fürsten. An dessen Formulierung des Absageschreibens hat er noch einiges auszusetzen. Dorothee muß zum dritten Male zum Erzbischof. Dann wird immer noch weiter debattiert. Talleyrand verhandelt über sein letztes Traktat, diesmal in eigener Sache. Auch bei seinem Friedensvertrag mit dem Himmel erwägt er noch Wort für Wort, Formel um Formel. Er ist dabei nicht weniger zäh und hartnäckig, als die Kirche.

Es ist nicht erfreulich für Wilhelmine, dauernd von diesen Dingen zu hören. War schon die Krankheit Dorothees in Rochecotte für sie eine rechte Beeinträchtigung der Reisefreude, so ist es das Siechtum Talleyrands noch mehr. Es ist nicht angenehm, in einem Hause zu Gast zu sein, in dem der Tod erwartet wird. Ganz Paris spricht nur von dem

Zustand des „Prince“, obwohl er ohne Amt ganz in seinem Hause verschlossen lebt. Man fühlt, daß mit dem Vierundachtzigjährigen eine Epoche verschwinden wird, die bis zu den Glanzzeiten Ludwigs XV zurückreicht. Daneben wirkt die Herzogin von Sagan nur wie eine kleine Nebenfigur. Hier in Paris ist sie nur irgendeine Verwandte Talleyrands, aus dem fernen Osten irgendwo, aus Rußland oder so. Wilhelmine aber ist es nicht gewohnt, Nebenrollen zu spielen, besonders nicht hinter der jungen Schwester herzugehen und zu warten, ob die sie zum Herzog von Orleans oder zur Madame royale mitnehmen kann oder nicht. Sie hatte erwartet, im Hotel Talleyrand einen Schwarm interessanter, neuer Menschen zu finden auf Bällen, Banketten und Soirées. Statt dessen ist das Haus einsam und bedrückt. So ist Wilhelmine ganz froh, daß der Frühling naht und sie mit Anstand wieder heimkehren kann.

## 26

Heimkehren? Wo ist denn das Heim, in das man zurückreisen kann? Wilhelmine fährt ganz langsam nach Osten zu. Sie weiß selbst nicht, was sie nun beginnen soll. Einmal, vielleicht im nächsten Jahr, wird sie wieder in Wien sein. Dorthin hat sie Dorothee zu einem Gegenbesuch eingeladen und ihre Zusage erhalten.

Wenige Wochen nach dem Abschied von Paris erhält sie die Nachricht von Talleyrands Tode, der am 17. Mai eingetreten ist. Der alte Mann, der so viel erlebt hat, hat rechtzeitig seinen Namen unter den Reuebrief gesetzt, um nun im feierlichen Zuge, geleitet von allem, was in Frankreich einen Namen hat, und unter Assistenz der Kirche, die er als Bischof verraten und auf Jahrzehnte verlassen hat, in der Gruft seines Stammes beigesetzt zu werden.

Noch im August, als Dorothee dann mit der kleinen Pauline nach Baden-Baden geht, trifft sie Wilhelmine in Heidelberg an.

Im November kommt eine weitere Todesbotschaft: der Fürst von Hohenzollern-Hechingen, Paulchens Mann, ist nicht mehr.

Irgendeine Begleiterin und Ansprache muß Herzogin Wilhelmine jetzt haben. Sonst kommt sie um vor Einsamkeit. Flehentlich ergehen ihre Einladungen. Da findet sich Frau von Binzer bereit, die gute „Em“, die jetzt ihre Dankeschuld abtragen kann. Es sind siebzehn Jahre her seit ihrer Verheiratung, und war sie schon damals nur durch ihre Jugendfrische hübsch gewesen, so ist sie jetzt geradezu häßlich zu nennen. Aber sie ist geistreich und voller Talente geblieben – neuerdings schreibt sie hübsche, kleine Erzählungen –, teilt in evangelischer Art die Frömmigkeit Wilhelminens und ist ein tapferer Mensch, wie sie schon zuversichtlich und mutig gewesen war, als sie sich mit dem vermögenslosen Binzer verbunden hatte.

Aber auch Emiliens Tapferkeit kann Wilhelmine nicht aus ihrer Niedergeschlagenheit herausreißen. Den Juli, August und September verbringen die beiden nicht in dem freundlichen Ratiborschitz, nicht mit den Schwestern in Hohlstein, sondern in dem melancholischen Saganer Schloßkasten. Seit vielen Jahren hat Wilhelmine ihn gemieden; jetzt sucht sie ihn auf. Es ist, als wolle sie Abschied nehmen, wie als ein letztes Andenken für die Ihrigen der Sinn des Altersbildes gedeutet werden mag, das sie den Mailänder Meister Giuseppe Molteni vor kurzem in Wien malen ließ, als er dort an Metternichs Porträt arbeitete.

In den großen, stillen, einst so belebten Räumen Sagens und in dem einsamen Park hat Wilhelmine Zeit, ihren kummervollen Gedanken nachzuhängen. Was soll nur werden? Was soll die Zukunft bringen? Man ist so allein. Nichts lockt mehr, nicht Wien, nicht Paris, das letztlich eine Ent-

täuschung gewesen war und seit Talleyrands Tode überhaupt ausfällt, nicht das Landleben. Was soll man auf dem Lande allein, wenn Emilie wieder heimfährt? Sich irgendwo neu einzuleben, hat auch keinen Sinn. Am besten ist noch Italien.

Nun hat man sich mit allem Ehrgeiz bemüht, hat sich abgerackert und herumgetrieben und ist doch nur eine alte, einsame Frau geworden. Alles ist mißlungen, drei Ehen sind zerbrochen, zwei Verbindungen mit anderen Männern waren eine Enttäuschung, unfruchtbar ist man geblieben, man hat keine Kinder, geschweige denn einen Sohn, in dem man und die herzogliche Würde weiterleben würde. Von den drei Pflinglingen ist eine längst tot. Die beiden anderen sind zwar liebe Frauen, aber sie hängen ihrer Familie an. Was sie jetzt für einen tun, empfindet man mehr als ein Almosen, und Almosen zu nehmen ist Wilhelmine nicht gewohnt. Dorothee, ja selbst Jeanne und Pauline haben Söhne. Dorothee, so scheint es Wilhelmine, hat ein erfülltes Leben gehabt. Die Lieven ist noch heute die große politische Dame, die Wilhelmine einmal selbst zu werden gehofft und gestrebt hatte.

Emilie ist ganz verzweifelt über die Niedergeschlagenheit und Mattigkeit ihrer Herzogin. „Sie war so traurig, so verstimmt, so von allem angeekelt. Ihr Charakter“ – der frühere selbstbewußte, stahlharte Wille – „hatte sich, seit ich sie zuletzt gesehen hatte, sichtlich verändert. Sie schien Anfälle von wirklicher Verzweiflung zu haben.“ So berichtete Frau von Binzer später über diese Zeit.

Ein paarmal kommt auch Marie Dohna, die mit ihren Kindern den Sommer in Hohlstein verbringt, allein zu der alten Pflegemutter. Auch sie fühlt, daß die Widerstandskraft der Herzogin erlahmt, daß die alte Sieghaftigkeit dem Leben gegenüber längst dahingeschwunden ist. Die beiden Töchter ringen sich noch die Zeit ab, die Herzogin nach Ratiborschitz zu begleiten. Vielleicht, daß die stockige Luft des leeren Saganer Schlosses doch die Hauptschuld trägt

und daß die freundlichen Erinnerungen in dem wohnlichen Ratiborschitz den Gemütszustand bessern werden. Jetzt können die Töchter die Mutter nicht allein lassen, wenigstens so lange nicht, bis die geplante Reise nach Italien für neue Anregung und Erheiterung sorgt.

Aber auch das herbstlich-schöne Ratiborschitz bringt keine Besserung. Oft überkommen Wilhelmine Vorahnungen des Todes. Am Abend vor ihrer Abreise, zu Anfang November, haben sich ein paar Nachbarn bei ihr eingefunden, um Abschied zu nehmen. Während man Tee trinkt, verläßt die Herzogin für einige Minuten die Gäste. Hastig und mit zitternder Feder entwirft sie ein Testament. Als die Gäste dann fort sind, erzählt Wilhelmine von diesem Schriftstück. Frau von Binzer ist ganz erschüttert.

Wieder hat die Herzogin von Sagan die Gräfin Dohna vergebens gebeten, auf der Reise nach Italien ihre Begleiterin zu sein. Wieder nehmen die drei Frauen zärtlich innigen Abschied voneinander.

## 27

In Wien nimmt Wilhelmine wie gewöhnlich bei den Schwestern Wohnung. Sie findet Pauline krank vor. Gibt es denn nirgends mehr Freude und Glück? Am 14. November, acht Tage nach ihrer Ankunft schreibt sie an ihr „herzliebes Kind“ Marie: „– ich bin noch immer unentschlossen, ob ich hier bleiben soll oder auf die paar Wintermonate nach Italien gehe. Nur die Schwestern halten mich zurück, sonst säße ich schon im Wagen – es ist hier so finster und langweilig – und meine Sehnsucht zieht mich stets über die Alpen. Dort ist doch am Ende das Land, wo ich in der Erinnerung am glücklichsten war, und dies ist unendlich viel am Abend des Lebens.“

„Am Abend des Lebens“ fühlt sich die Achtundfünfzigjährige. Am Tage darauf beginnt ein schmerzender, aber nicht gefährlich erscheinender Gichtanfall sie zu plagen. Dazu tritt eine Gürtelrose mit Schwellungen im Gesicht und an den Beinen. Oder wirkt sich, wie Emilie befürchtete, der Stoff schädlich aus, mit dem die Herzogin seit einiger Zeit ihre Haare zu färben pflegt? Es bricht wohl alles zusammen über den Körper herein, der sich nicht mehr wehren will. Man hat sich so lange nach Ruhe gesehnt. Ist nicht letzten Endes im Tode allein der Frieden?

Wilhelmine schickt nach dem Kapuzinerkloster am Neuen Markt und läßt den Pater Franz zu sich rufen, der sie schon seit langem in geistlichen Dingen berät. Es ist nicht die einzige große Dame, die er als Seelenhirte zu betreuen hat. Man sagt, er sei der Berater aller derer, deren Gewissen zwischen Gott und der Welt schwanke. Ein sanfter, feiner Mann, der in der Kutte des Bettelmönches nicht nur die Welt, sondern auch die „große Welt“ kennt.

Noch einmal faßt Wilhelmine ihr Leben in seiner ganzen Glücklosigkeit zusammen vor den gütig-verstehenden Augen des Priesters. Wieder denkt sie an ihren Ehrgeiz, an ihr Streben und Kämpfen, an das Mißlingen. Wieder klingen die Namen der Schwester Dorothee auf und der beneideten Fürstin Lieven.

„Und was haben diese gewonnen, Durchlaucht, wenn Sie es in dieser Stunde bedenken, näher gerückt dem Ewigen? Sind nicht auch sie nur arme kleine Menschen, die sich mühten und doch nicht mehr erlangten als der Geringste von uns. Ist sub specie aeternitatis nicht all unser Wirken nur so, wie uns die Geschäftigkeit einer Ameise dünkt?“

„Ich weiß, Pater, ich weiß, und ich habe mich oft gezwungen, so zu denken. Aber es war mir nicht gegeben, mein ganzes Fühlen mit diesem Gedanken zu durchdringen. Als ich erkannt hatte, daß auf meinem früheren Leben offenbar kein Segen ruhe, hatte ich mich den Segnungen

unserer heiligen Kirche unterzogen. Und doch haben auch sie mich nicht ganz trösten können und mir nicht den Frieden geschenkt, den ich suchte.“

„So nehmen Sie denn, meine Tochter, Ihre Mühe und Ihr Leid als eine Sühne, die Ihnen schon in dieser Welt für die Fehler Ihres Lebens auferlegt wurde. Gott hat Ihnen ein unruhiges Herz mitgegeben. Er hat es Ihnen schwerer gemacht als anderen Menschen. Er wird auch Ihre Qual anzurechnen wissen. Lassen Sie uns darum beten.“

Am 29. November liegt die Herzogin von Sagan in ihrem Wohnzimmer auf der Couchette. Ihr Zustand scheint gebessert, wenn auch die Müdigkeit noch tief geht. Die Schwester Jeanne ist hinübergegangen, um nach der kranken Pauline zu sehen. Mit einemmal spürt Wilhelmine eine nie gekannte Leichtigkeit, die doch mit Angst verbunden ist. Sie spürt plötzlich, daß das Ende naht. Die Dienerin, die um sie ist, läuft, die Herzogin von Acerenza zu rufen, und schickt einen Bedienten zu Pater Franz. Stumm stehen die Menschen um die nach Atem ringende Sterbende, als der Priester die letzten Ölungen vornimmt. Dann setzt plötzlich das Herz aus.



## VII

„Alle Menschen, die sie kannten, trauern um sie und lassen ihren großen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren. Sie tat viel Gutes und war gewiß eine schöne, seltene Erscheinung. Ob sie sich mit allen Vorzügen, die der Himmel ihr geschenkt hatte, glücklich fühlte, will ich nicht behaupten, und dieser Zweifel ist mir sehr schmerzlich.“ So schreibt Jeanne in dem Brief an die Schwester Dino, in dem sie dieser den Tod Wilhelminens mitteilt. Und Marschall Marmont, der Herzog von Ragusa, der am Tage nach Wilhelminens Tod in Wien, wo er sich niedergelassen hat, von einer Sommerreise eintrifft, bemerkt aus diesem Anlaß in seinen Memoiren: „Ihre Geschichte, ihr Leben und ihre Abenteuer in der Zeit außerordentlicher Dinge waren bemerkenswert.“

Zunächst bahrt man Wilhelmine in einer der Seitenkapellen der Stefanskirche auf. Dann schafft man den Sarg in das Grabgewölbe des Nachoder Schlosses. Als dann die Gruft „in der kleinen, so romantischen Kirche am Ende des Saganer Parks“, in dem hoch über dem Bober gelegenen Kreuzkirchlein, fertiggestellt ist, findet Wilhelmine von Sagan dort die letzte Ruhe.

Die Herrschaft Nachod mit Ratiborschitz wird an den Prinzen von Schaumburg-Lippe verkauft. Dorothee, jetzt Fürstin Talleyrand, übernimmt zu ihren anderen schlesischen Besitzungen das Fürstentumslehen Sagan und erhält den damit verbundenen Herzogstitel. Im Sommer lebt sie meist dort und in Berlin, den Winter pflegt sie in Frankreich und

in Nizza zu verbringen. Friedrich Wilhelm III., der König, der Wilhelmine so viel Schmerz bereitet hat, überlebt sie um ein Jahr. 1841 stirbt Fürst Trubetzkoi, 1845 Pauline Hohenzollern. Schulenburg bleibt weiterhin der Verwalter Sagans, wo er 1856 stirbt. Noch fast neun Jahre nach Wilhelminens Tod bleibt Metternich am Ruder des österreichischen Staates. Dorothee Talleyrand-Sagan besucht ihn manchmal in Wien, wenn sie dorthin kommt, oder im Schloß Johannisberg, wenn sie über den Rhein reist. Er überlebt Wilhelmine um zwanzig Jahre. 1862, im Todesjahr Wallmodens und Windischgrätzens, wird Dorothee zu der ältesten Schwester in die Saganer Parkkapelle gebracht. Zwei Jahre darauf stirbt Feldmarschalleutnant Graf Wilhelm Lichnowsky in einer Januarnacht zu Venedig. Zuletzt lebt nur noch eine sehr alte, gütige Dame einsam auf dem Schlosse Löbichau, bis auch sie, die Herzogin Johanna von Acerenza, geborene Prinzessin von Kurland, fast in den Tagen unserer Väter, 1876, abgerufen wird.

## QUELLEN

- Arch. Alison, *Lives of Lord Castlereagh and Sir Charles Stewart*, 3 Bde. Edinburgh 1861.
- Franz Frhr. von Andlaw, *Erinnerungsblätter aus den Papieren eines Diplomaten*. Frankfurt a. M. 1857.
- Carl Bertuch, *Tagebuch vom Wiener Kongreß*, herausgeg. von H. Frhrn. v. Egloffstein, Berlin 1916.
- Viktor Bibl, *Metternich, der Dämon Österreichs*. Leipzig-Wien 1936.
- Emilie von Binzer, *Drei Sommer in Löbichau 1819—21*. Stuttgart 1877.
- Comtesse E. A. de Boigne, *Mémoires, Récits d'une tante*. Paris 1907/08.
- Marie von Bunsen, *Talleyrands Nichte, die Herzogin von Sagan*. Stuttgart-Berlin 1925.
- Souvenirs de la Duchesse de Dino*, publiés par la Comtesse Jean de Castellane. Paris, Calmann-Levy.
- Duchesse de Dino, Chronique 1831—1862*, publiée par la Princesse Radziwill. Paris 1910.
- Journal de Jean Gabriel Eynard, Au congrès de Vienne*. Paris et Genève 1914.
- Anselm Feuerbach, *Nachgelassene Schriften*, Bd. 1. Braunschweig 1853.
- A. Fournier, *Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß, eine Auswahl aus ihren Papieren*. Wien-Leipzig 1913.
- v. Fuchs, *Suworows Correspondenz 1799*. Glogau 1835.
- De la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses*, deutsch von Eichler. Leipzig 1844.
- Tagebücher von Friedrich von Gentz*. Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Leipzig 1873/74.
- Briefe von und an Friedrich von Gentz*, herausgegeben von F. C. Wittichen und E. Salzer, Bd. 3. München und Berlin 1913.
- Gentz und Wessenberg*, mitgeteilt von August Fournier. Wien und Leipzig 1907.
- Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat*. Leipzig 1868.
- Jean Hanoteau, *Lettres du Prince de Metternich à la C<sup>tesse</sup> de Lieven 1818/19*. Paris 1909.
- Baron K. W. v. Heyking, *Aus Polens und Kurlands letzten Tagen*. Berlin 1897.

QUELLEN

- Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, 4. Bd. Berlin 1910.  
Memoiren der Gräfin Kielmannsegge, herausgeg. von Gertrude Aretz.  
Dresden 1927.
- Alois Kubiček, Rohanský Palác v Praze na Počátku XIX. Století, in Časopis  
Společnosti P'átel Starožitnosti Československých v Praze, Jahrgang 1938,  
Heft 2, S. 65ff.
- Emil Lauber, Metternichs Kampf um die europäische Mitte. Wien und  
Leipzig 1939.
- A. F. L. de Marmont, Duc de Raguse, Mémoires de 1772 à 1832. Paris  
1857.
- Metternich, Denkwürdigkeiten. München 1921.
- Karl von Nostitz, Leben und Briefwechsel. Dresden-Leipzig 1848.
- G. Parthey, Jugenderinnerungen. Berlin 1871, Neudruck 1907.
- Lili Parthey, Tagebücher aus der Berliner Biedermeierzeit. Herausgeg.  
von Bernhard Lepsius. Leipzig 1928.
- Jean Paul, Briefblättchen usw. im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1821.  
Ernst Poseck, Louis Ferdinand Prinz von Preußen. Berlin 1938.
- Luise von Preußen, Fürstin Anton Radziwill, 45 Jahre aus meinem Leben  
1770—1815, herausgeg. von Fürstin Radziwill, geb. von Castellane.  
Braunschweig 1912.
- P. Rachel, Elisa von der Recke. Leipzig 1901.
- Elisa von der Recke, Nachricht von des berühmigten Cagliostro Aufenthalte  
in Mitau im Jahre 1779 usw.
- Elisa von der Recke, Mein Journal 1791—1793/95. Leipzig.
- Elisa von der Recke, Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands  
und durch Italien in den Jahren 1804—06. Berlin 1815.
- Heinrich Ritter von Srbik, Metternich, der Staatsmann und Mensch. Mün-  
chen 1925.
- H. Fr. Karl Frhr. vom und zum Stein, Briefwechsel usw. Berlin 1931—33.  
Ferdinand Strobl von Ravelsberg, Metternich und seine Zeit 1773—1859.  
Wien und Leipzig 1906.
- C. A. Tiedge, Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland.  
Leipzig 1822.
- Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben, Erinnerungen aus Österreichs Großer  
Welt 1788—1852, übersetzt und mit einem Vorwort herausgegeben von  
René van Rhyn. München, G. Müller, 1913/14.
- H. Ulmann, Geschichte der Befreiungskriege 1813/14. 1914.
- K. A. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens.  
Leipzig 1838.
- Baron de Vitrolles, Souvenirs autobiographiques d'un Emigré 1790—1800.  
Gräfin von Voß, 69 Jahre am Preussischen Hofe. Leipzig 1876.
- K. Waliszewski, Le règne d'Alexandre I<sup>er</sup>. Paris 1923—25.

## QUELLEN

- C. K. Webster, *The foreign policy of Castlereagh*. London 1931.  
M.-H. Weil, *Autour du Congrès de Vienne* in *Revue de Paris* 1913, S. 598ff.  
und S. 825ff.  
M.-H. Weil, *Les dessous du Congrès de Vienne*. Paris 1917.

### Handschriften

- von Diebitsch, Lebensbeschreibung der Gräfin Marie zu Dohna, geb. von Steinach, im Besitz des Herrn von Diebitsch, Kunzendorf über Sagan. Herzog Peter von Kurland, Testament.  
E. M. Fürst Lichnowsky, Geburtstagsgedicht an Herzogin Wilhelmine von Sagan 1828<sup>1)</sup>.  
Herzogin Wilhelmine von Sagan, Briefe an die Herzogin D. von Dino im Schloßarchiv zu Sagan.  
Verschiedene Briefe im Körnermuseum zu Dresden.  
Briefe im Schloßarchiv zu Nachod.  
Tagebuch einer Reise in Sizilien<sup>1)</sup>.  
Fr. Schink, Gelegenheitsgedichte an Herzogin Wilhelmine von Sagan<sup>1)</sup>.

Die Zeitumstände haben die Einsichtnahme in einige in Böhmen befindliche unveröffentlichte Briefe unmöglich gemacht. Ihre Kenntnis hätte vielleicht erlaubt, an dem Lebensbilde der Herzogin von Sagan noch das eine oder andere kleine Licht zusätzlich anzubringen. Sicherlich würde dadurch an den größeren Linien aber nichts geändert.

---

<sup>1)</sup> Im Besitze des Verfassers.

## VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

1. Herzog Peter von Kurland (1724—1800), gemalt um 1785,  
Meister unbekannt ..... nach Seite 32
2. Herzogin Dorothea von Kurland (1761—1821), gemalt  
um 1785 von Wilhelm Tischbein ..... vor Seite 33
3. Prinzessin Wilhelmine von Kurland (1781—1839), gemalt  
um 1800 von Giuseppe Grassi ..... nach Seite 48
4. a) Prinzessin Johanna von Kurland (1783—1876), b) Erb-  
prinzessin Pauline von Hohenzollern-Hechingen (1782 bis  
1845), gemalt um 1800 von Giuseppe Grassi .... vor Seite 49
5. Herzogin Wilhelmine von Sagan mit der großen Perlen-  
kette als Prinzessin Rohan im 21. Lebensjahr (um 1803). nach Seite 80  
Die auf dem Rahmen angebrachte Zuschreibung an den  
Maler Franz Schrotzberg (1811—1889) ist unwahr-  
scheinlich.
6. Clemens Lothar Graf von Metternich (1773—1859), ge-  
malt 1810 von François Gérard ..... nach Seite 96
7. Wiener Kongreß, Sitzung der Bevollmächtigten der acht  
Zeichnungsmächte des Pariser Vertrages (1815), Stich von  
J. Godefroy nach dem Gemälde von J. B. Isabey..... nach Seite 192  
Teilnehmerverzeichnis: Von links nach rechts: 1. *Her-  
zog von Wellington*, 2. Graf Lobo da Silveira, 3. Graf  
Saldanha da Gama, 4. Graf Löwenhjelms, 5. Graf  
Nouilles, 6. *Fürst Metternich*, 7. Graf de la Tour du  
Pin, 8. Graf Nesselrode, 9. Graf von Palmella, 10.  
Lord Castlereagh, 11. Herzog von Dalberg, 12. Frei-  
herr von Wessenberg, 13. Fürst Rasumoffsky, 14. *Lord  
Stewart*, 15. Don Pedro Gomez Labrador, 16. Graf Clan-  
carty, 17. Freiherr von Wacken, 18. *Friedrich von Gentz*,  
19. *Wilhelm von Humboldt*, 20. Graf Cathcart.  
Im Vordergrund links: Fürst Hardenberg, rechts:  
*Fürst Talleyrand*, Graf Stackelberg.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

8. Der Landsitz Ratiborschitz in Böhmen, Aquarell von Ernst Welker ..... vor Seite 193
9. Herzogin Wilhelmine von Sagan mit dem Luisenorden, gemalt 1815 von François Gérard ..... nach Seite 208
10. Handschrift der Herzogin Wilhelmine von Sagan, Widmungsgedicht in dem ersten Erinnerungsalbum ihrer Pflgetochter Marie ..... vor Seite 209
11. Schinks Dichterkrönung, Löbichau, 8. November 1819, Aquarell von Ernst Welker ..... nach Seite 240
- Erläuterungen (rechts und links vom Beschauer gesehen): Links neben der den knieenden *Schink* krönenden *Herzogin von Kurland* sitzend, den Kopf nach links gewendet, *Herzogin Wilhelmine von Sagan*. Links neben dieser, sitzend, *Fürstin Pauline von Hohenzollern*. Zwischen den Herzoginnen von Kurland und von Sagan, stehend, mit großem Kopf und hochgeschobener Brille, *Jean Paul*. Links am weitesten vorn der Zeichner des Bildes, *Ernst Welker*. Von den drei im Vordergrund sitzenden Frauen, den Rücken zum Beschauer, ist die mittlere, den unteren Teil der Herzogin von Sagan halb verdeckend, *Marie Wilson*, rechts davon *Louise von Signoret*. Über dem knieenden Schink, sitzend, links *Herzogin Jeanne von Acerenza*, rechts mit Kopfhabe *Elisa von der Recke*. Der vordere Fahnenträger *Graf Paul Medem*. Ganz vorn, mit ausgestrecktem Arm, *Präsident Anselm Feuerbach*. Am weitesten rechts *C. A. Tiedge*. An der Wand Jugendbild des *Herzogs Peter von Kurland*.
12. Herzogin Wilhelmine von Sagan, kolorierte Zeichnung, wahrscheinlich um 1818, von Johann N. Ender ..... nach Seite 256
13. Herzogin Wilhelmine von Sagan in Rom, gemalt 1826/27 von Filippo Agricola ..... nach Seite 320
14. Ischia: Aufbruch von Lacco zum Monte Epomeo (1823), Aquarell von Ernst Welker ..... vor Seite 321
- Die letzte Reiterin, das Gesicht zum Beschauer: Marie von Steinach.
15. Herzogin Wilhelmine von Sagan in ihren letzten Jahren, Gemälde von Giuseppe Molteni ..... nach Seite 336
16. Herzogin Dorothee von Talleyrand-Dino-Sagan (1793 bis 1862) mit dem Malteserkreuz, Lithographie von Hermann Eichens nach dem Gemälde von Claude M. Dubufe .... vor Seite 337

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Die Originale der Bilder Nr. 1, 2, 4a und b, 5, 9, 15 und 16 befinden sich  
im Schlosse Sagan,  
das des Bildes Nr. 11 ist im Schlosse Löbichau,  
die der Bilder Nr. 3, 8, 10, 12, 13 und 14 sind Eigentum des  
Herrn von Diebitsch, Schloß Cunzendorf, Kr. Sprottau.

Aufnahmen: Nr. 1, 4a und b, 9, 16: J. Krause, Sagan.  
Nr. 2, 3, 5, 7, 8, 10–15: F. Nitzsche, Berlin.  
Nr. 6: Kunstverlag Wolfrum, Wien.